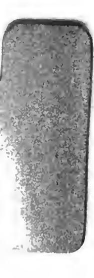

Princeton University Library
32101 068183753

3496
.117
.337



Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Digitized by Google

Wilhelm Weigand / Frauenschuh

Digitized by Google

Digitized by Google

Frauenschuh

Drei Novellen
und eine Widmung

von

Wilhelm Weigand



1920

München bei Georg Müller

1.—3. Tausend
Copyright 1920 by Georg Müller Verlag Akt. Ges., München
Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig.

In der Höhle der Löwin

(RECAP)
3496
.117
.337

551945

I

Am ersten Juni des Jahres 1777 geschah es, daß der gräfliche Hofmeister Matthias Rörenspecker auf dem Marienplatze zu München von einem seltsamen Geschoß getroffen wurde: als er, mit gesenktem Kopf und in trübsten Gedanken, an der Mariensäule vorüberging, flog ihm aus einer vorübersausenden Kutsche ein weißer Atlasschuh mit roten Absätzen und einer rosafarbenen Schleife an den Kopf. Der Getroffene vermeinte ein helles Frauenlachen zu hören und glaubte die enteilende Kutsche zu erkennen: es war ein gelb lackierter Reisewagen mit zwei ausgebauchten Türchen, auf deren rechtem sich ein lockeres Wesen, halb Weib, halb Kind, auf einer Schaukel vergnügte und es geschehen ließ, daß ein hingelagerter Schäfer mit einem mächtigen Zopf und einem amethystfarbenen Samtrock dem verführerischen Schaukelspiel vom Ufer eines Teiches aus zusah, während ein paar lachende Nymphen hinter einem Busch hervor verschämt durch die Finger guckten. Matthias Rörenspecker hob den Schuh auf und blickte verdutzt der Kutsche nach, in der ihm vier Tage zuvor sein Zögling, der junge Graf Max von Leysing-Lobenstein, in Günzburg an der Donau mit einem unbekannten Frauenzimmer davongefahren war, das mit mißmutigem Gesicht an der Tafel saß, als er mit seinem jungen Herrn den Speisesaal betrat. Es war ihm ein Rätsel, wie es die Schöne fertiggebracht hatte, seinen Zögling im Laufe weniger Stunden zur Flucht zu bewegen. Das Unglück war geschehen, während er dem Kanonikus Schemperle die Grüße seines Gönners, des kurfürstlichen Hofrates und ehemaligen Prinzenerziehers Andreas Felix von Öfele, überbrachte und mit dem geistlichen Herrn ein Fläschchen Schweizer Roten ausstach.

Es war ein Schlag, der wie ein Blitz aus heiterstem Himmel seine schönsten Hoffnungen zertrümmerte: die

sichere Aussicht, von Schwetzingen aus, wo er seinen Zögling in die Hände eines gräflichen Verwandten abliefern sollte, die Fahrt nach der Universitätsstadt Löwen antreten zu können, war schmählich zuschanden geworden. Er meinte noch immer das höhnische Lachen der Gasthofdienerschaft zu hören, die es sich nicht nehmen ließ, dem verängstigten Hofmeister die Abfahrt des jungen Herrn mit der Schönen, die auf einmal sehr vergnügt getan habe, bis in alle Einzelheiten zu schildern, und was sie ihm über das Wesen des verflixten Frauenzimmers andeuteten, hatte Matthias Rörenspeckher mit einer Sorge erfüllt, die von Tag zu Tag wuchs: der Hausknecht hatte behauptet, er habe im Strumpf der Schönen, deren Kammerfrau wie eine leibhaftige Hexe ausgesehen habe, ein großes Loch bemerkt, und aus den Andeutungen der Alten habe er entnehmen müssen, daß der junge Graf in die Hände eines übeln Weibsbildes gefallen war. Da mit dem Flüchtling auch das gemeinsame Reisegeld, das in einem eisernen Kästchen unter dem Kutschersitz verwahrt lag, davongeflogen war, hatte Matthias Rörenspeckher den Weg von Günzburg nach München zu Fuß und unter strömendem Regen zurückgelegt. In Augsburg, wo ihn seine wunden Füße zum Verweilen zwangen, war er unter preußische Werber geraten, und wenn er nicht in sich das Bedürfnis gefühlt hätte, sich vor dem Vater seines Schülers zu rechtfertigen, hätte er den Versprechungen des Majors, eines Haudegen mit mächtigem Zopf, Gehör geschenkt und wäre unter die Soldaten gegangen. Im Augenblick, da ihm der Schuh der verfluchten Unbekannten an den Kopf flog, befand er sich auf dem Weg zu seinem Gönner, dem kurfürstlichen Hofrat von Öfele, um sich in seinem Elend Rats zu erholen: denn er hatte vor der Abreise dem Vater seines gräflichen Zöglings hoch und heilig versprochen, über dessen Tugend mit Argusaugen zu wachen, und nun zitterte er vor dem Augenblick, da er dem Grafen, dem er sofort durch einen Eilbrief das Unglück mitgeteilt

hatte, berichten mußte, auf welche Weise ihm ein unbekanntes, leichtfertiges Frauenzimmer den jungen Sausewind fast unter seinen Augen entführt hatte.

Als Matthias Rörenspeckher nach einigem Zögern an die Türe des »Studios« klopfte, in dem der Hofrat seine Tage zu verbringen pflegte, hörte er eine Stimme, die sich in wohlgesetzter Rede erging, und eintretend erkannte er den Mann, an dessen Lippen eine kleine Gesellschaft von fünf Männern hing, die um einen runden Tisch saßen und bedächtig aus weißen holländischen Pfeifen rauchten. Es war der hochwürdige Herr Professor Lorenz Westenrieder, der dem an der Schwelle Stehenbleibenden einen strengen Blick zuwarf und sich weiter vernehmen ließ: »Dies aber sage ich meinen lieben Landsleuten: Werdet nicht kleinmütig und entsetzt euch nicht, wenn ihr seht, daß man Maler leidet, die bloß mit den Fingern malen, und Sänger preist, die bloß mit der Kehle singen. Singt aus dem Herzen und malt jeden Zug mit Gefühl, und seid der Belohnung gewiß, daß die Zeit von euren Lehrern und von euch sagen wird: Du warst es! Weckt eure Tugenden, wenn sie schlummern wollen, wartet das Zutrauen zu euch selbst und ehret euch selbst. Denn, wem es gleichgültig ist, was man nach seinem Leben von ihm sage, der ist kein Mann von Ehre; der verdient nicht, daß er lebe. Und so stelle jeder die Frage an sich: was haben wir in dem verflossenen Jahre besser gemacht als wir es fanden? Möchte doch keiner von uns bleiben, was er ist, sondern, gleich dem Aufblühen einer jungen Eiche, Säfte ziehen aus den Lehren der Weisen, aus den Gefühlen der Künste, und unmerklich dastehen gesünder und völler vom Geist und Sinn! Wenn wir einst ruhen an der Seite der Väter, und wenn jeder unserer Auftritte und dieses unser Zeitalter vorüber ist – (wie bald wird es vorüber sein!), wenn unsere Enkel ihre Kinder vor unsere Porträts führen und von unsern Urnen den Staub wischen; wenn der einsamen Jünglinge einer, der mit traurigem, viel

ahnendem Herzen die Bahn alter Unsterblicher sucht, von den Freuden und dem Schimmer des Tages in unsere Gewölbe sich schleicht: wer dann von uns der süßen Erinnerung gewiß wäre, teilzuhaben an dem Wohlsein des Vaterlandes! Wer sie dann sagen hörte: Seht, dies sind die Bayern aus dem schönen Zeitalter Bayernlands! Diese reinigten die Quellen, aus denen wir trinken, und pflanzten die Bäume, unter deren Schatten wir ruhten! Diese lehrten uns die einfache Ruhe und Hoheit unserer ursprünglichen Sitten, den wahren Geist der Gesetze, die Stärke und Wärme in unserm Ausdruck, den wahren Geschmack in unserm häuslichen Aufwand; – wir schwebten dann um sie unsichtbar, oder sängen in der Mitte unserer Väter Lieder des Himmels dem Schöpfer der Geister!«

In diesem Augenblick entfiel der weiße Atlasschuh den Händen des Hofmeisters Matthias Rörenspeckher, und der Blick des Redners, der in diesem Falle die böswillige Unachtsamkeit eines Grünschnabels erblickte, traf den Eindringling wie ein zürnender Richterblick Gottes. Doch ehe der verlegene Matthias Zeit fand, sich nach dem Schuh zu bücken, huschte aus einer Fensternische ein weibliches Wesen herzu und hob ihn auf: es war Angelika Blieml-mayer, genannt Engerl, die achtzehnjährige Nichte des Herrn Hofrats, in deren Händen nun für einen Augenblick der weiße Schuh einer Unbekannten schwebte. Dann trat die Kleine an den Tisch heran, auf dem ein Pfeifenbehälter neben einem Porzellantopf voll niederländischen Tabaks stand, und setzte den Schuh mit einem Knicks vor die fünf Herren hin, die nun ihre Köpfe zusammensteckten, um das glänzende Gehwerkzeug aus der Nähe zu betrachten.

Außer dem Herrn des Hauses und dem Prediger Lorenz Westenrieder waren noch der Graf von Salern, der frühere Feldzeugmeister und Theaterintendant des kurfürstlichen Hofes, der Landschaftskassierer Doß und der

reiche Handelsherr Claudius Cler anwesend. Die kleine Freundesgesellschaft pflegte sich zweimal in der Woche im Hause des Hofrats zu versammeln, um die Ereignisse in der Stadt und am Hof zu besprechen, oder bei den Kunstschätzen des Hausherrn zu verweilen, dessen »Kunstkammer«, in der sich einige ausgesuchte Arbeiten des Salzburger Hofmalers Amigoni befanden, bei Fremden und Einheimischen eines gesicherten Rufes genoß.

Das junge Mädchen ließ einen Laut des Entzückens hören, als das volle Licht der Lampe auf den weißen Frauenschuh fiel: da stand und leuchtete ein kleines, wenn auch abgetretenes Meisterwerk, mit roten Absätzen und einer mächtigen, nicht mehr ganz sauberen Rosenschleife aus rotem Atlas, aus deren Falten ein Diamant hervorblitzte, und Angelika konnte sich nicht enthalten, noch einmal danach zu greifen, um auch einen Blick in das Innere des Schuhs zu werfen, während der Hofrat zu dem Hofmeister sprach und einige leise Worte mit ihm wechselte.

Doch Herr Lorenz Westenrieder ließ der Kleinen keine Zeit, ihrer weiblichen Bewunderung nachzuhängen; er nahm ihr den Schuh aus der Hand und sagte: »Ich frage mich, ob in unserem Vaterlande, wo der fürstliche Arm an Stelle der Landeswohlfahrt getreten, ein Mann gefunden werden könne, der fähig sei, einen solchen Schuh zu fertigen und ein solches Gewebe zu machen. Dies aber rührt daher, daß an Stelle der Handwerker die Krämer und Edelleute in den Städten getreten sind. Man sieht und fühlt nicht mehr, daß es unendlich schöner, rühmlicher und erfreulicher sei, durch eine Gasse voll Handwerksstätten und schöner Buden, wo alles klopft und hämmert, singt und lärmt, wo sich ein Leben voll Industrie und Tätigkeit durcheinander bewegt, zu gehen, als durch eine ganze Paradestadt voll vornehmer Junker und Damen, Richter, Advokaten, müßiger, unwissender, dummstolzer Edelleute, Kutscher und Lakaien, und durch

ein armseliges, an Leib und Seel verwahrlostes Gesindel von Schmarotzern, Kupplern, Schulden- und Schwänkmachern, Debaucheurs und Aventüriers, Huren und Spitzbuben zu ziehen.«

Ein Wehlaut hemmte den zürnenden Redefluß des geistlichen Herrn: er kam von den Lippen Engerls, die während dieses Gemütsergusses den weißen Schuh heimlich an ihren rechten Schuh gezwängt hatte und nun vergeblich versuchte, ihn wieder abzustreifen.

»Was macht die Närrin?« rief der gestrenge Herr Westenrieder, indem er das Mädchen mit erzürntem Blicke ansah. Doch der Hofrat gab diesem frevelhaften Zwischenspiel eine scherzhafte Wendung, indem er lächelnd bemerkte: »Sie macht die Erfahrung, daß man in fremden Schuhen nicht tanzen soll. Doch du, mein Sohn, könntest uns erzählen, wie du in den Besitz dieses Schuhwerks gekommen bist. Von deinen Abenteuern haben wir schon gehört. Ich glaube aber nicht, daß die Musen auf dem Parnaß solche Schuhe tragen, wenn sie einen Reigen treten, und auch auf unsern Gassen wachsen, wie die Herren mir bezeugen können, solch feenhafte Meisterwerke selten –«

Da der junge Hofmeister mit der Rede zögerte, erteilte der Hausherr seiner Nichte die Weisung, nach dem Abendessen zu sehen, und Engerl ging schmollend hinaus, nicht ohne dem Herrn Matthias im Vorbeigehen ein heimlich Frätzchen zu schneiden. Doch wollte es dem Hofrat erst nach allerlei Zwischenfragen gelingen, den verschüchterten Hofmeister zu einem vollen Geständnis zu bringen, und es bedurfte geraumer Zeit, bis die Herren alles wußten, was ihm seit seiner glücklichen Ausfahrt mit dem jungen Herrn Grafen Max von Leysing-Lobenstein zugestoßen war. Als er endlich mit seiner Erzählung fertig war und mit der Ansicht herausrückte, die Schöne, die ihm den Schuh zugeworfen, könne niemand anders sein als die Räuberin seines Zöglings, ertönte ein leiser Pfiff in seiner Nähe.

Während der junge Hofmeister mit finsterem Gemüte seine peinlichen Erinnerungen preisgab, hatte sich der ehemalige Feldzeugmeister und nachmalige Intendant des kurfürstlichen Theaters, der Graf von Salern erhoben und war an Matthias herangetreten. Der Graf trug die Hoftracht, wie sie am Hofe Ludwigs XV. in den vierziger Jahren Mode gewesen war: einen violetten Samtrock, der bis tief auf seine dünnen Waden reichte, eine Weste aus Goldstoff und ein Spitzenjabot, das ein Diamant zusammenhielt, und einen Zopf mit mächtiger Schleife. In seinen magern Greisenhänden drehte er eine kleine zierliche Kugel aus Elfenbein, die er vor einer Stunde erst an seiner Drehbank selbst angefertigt hatte; denn er gehörte zu den Verehrern Rousseaus und hatte dessen Rat, ein Handwerk zu erlernen, noch als Greis befolgt: er pflegte ganze Nachmittage an einer Drehbank zu verbringen und allerlei Schnurrpfeifereien, Kasperlköpfe, Schachspiele und winzige Würfel zu Geschenken für seine Freunde und hübsche Frauenzimmer zu verfertigen. Er hielt dem jungen Mann die Kugel unter die Nase und sagte: »Weiß Er, was das ist? Wenn Er etwas Imagination hat, kann er sich einbilden, wie eine kleine Fortuna – und unser Glück ist immer klein! – auf diesem Ding einherschwebt. Wir sagen also: Die Kugel ist im Rollen. Und hat Er dem Grafen schon Mitteilung von der escapade seines Herrn Sohnes gemacht?«

Matthias schüttelte den Kopf.

Der Graf fuhr fort: »Dann steht Ihm ein übles Viertelstündchen bevor. Meinem verehrten Freunde, dem Herrn Grafen von Leysing, gönne ich diese Lektion. Anstatt seinen Laffen an einen Hof zu schicken, wo er nur Windbeuteleien lernen kann, hätte er besser getan, ihn mit unserem jungen Freunde da auf der Universität Landshut zu lassen. Nun muß er erleben, daß ihn ein Frauenzimmer in die Schule der Welt nimmt, und da wird er –

hm – Dinge lernen, die nicht im kleinen Katechismus stehen –«

»Und Er weiß nicht, wo der junge Herr Graf geblieben ist?« fragte Herr Lorenz Westenrieder mit gestrenger Stimme dazwischen.

Die Röte auf des Hofmeisters Wangen färbte sich dunkler; der Gedanke an das Unwetter, das seiner in dem gräflichen Palast am nächsten Morgen harrte, machte ihn erzittern. Doch der Graf Salern überhob den Verängstigten einer Antwort: »Ich bin in der angenehmen Lage, die Neugierde der Herren zu befriedigen. Mein alter Damiot, der eine feine Nase für welsches Geflügel besitzt und sie noch immer gerne in unser Theater steckt, hat mir heute, als ich meine Schokolade trank, berichtet, daß ein neuer Komet unsern lieblichen Opernhimmel bedrohe: eine Demoiselle Madeleine Hubert aus Paris sei vor vier Tagen in einem hübschen Reisewagen, der hier gebaut wurde, in unserer guten Stadt eingetroffen und hoffe hier Fortune zu machen. Sie müsse, wie mein Argus meinte, im Golde schwimmen; denn sie habe das kleine Lusthaus „Les Délices" vor dem italienischen Theater gemietet, in dem mein hochseliger Freund, unser lieber Baron von Allisio heiteren Angedenkens, zärtlichen Schönen ein Obdach für eine Nacht oder auch länger zu geben pflegte. Die Herren kennen das allerliebste buen retiro, un vrai nid de Cythère qui, à vrai dire, soutient notre réputation de ville galante. Im Garten steht ein wunderschöner Taubenschlag, in dem ein Pärchen der Vögel nistet, die der Venus von alters her heilig sind –«

»Was ist aus unserm München geworden?« rief der Patrizier Lorenz Westenrieder mit grimmiger Stimme.

Doch der Graf Salern antwortete in einem Tone, aus dem die Ironie eines Schalks sprach: »Ein Goldland, wo die Glücksucher den Degen locker in der Scheide tragen; wo die welschen Nachtigallen in heroischen Opern trillern und dem Weisen beweisen, daß in kleine Frauenhände

zuweilen mehr Geld geht als in Krämerhände; ein Glücksland, wo fremde Spitzbuben, Goldmacher, Abenteurer und Glücksritter als Herren ein und aus gehen und auf den Mann von Verdienst herabsehen, den ihre Staatskutschen mit Kot bespritzen; wo man bei Hofe trefflich speist und den Geschmack bewundern kann, mit dem unsere kurfürstlichen Hoheiten auch im Bauernkittel ihre Gäste auf Opernbällen unterhalten; ein Paradies, wo in den Liebesnächten die vergoldeten Gondeln am Fuße der Marmortreppe warten, um glückliche Paare in die Parknacht hinauszutragen –; kurz, ein Dorado, wo man die pagliacci um teures Geld von auswärts kommen läßt –«

»– während an einheimischen Hanswürsten doch wahrhaftig kein Mangel ist!« warf der kurfürstliche Hofrat ein: es war das erste Scherzwort, das er verlauten ließ, und Matthias Rörenspecher freute sich, die sanfte Stimme seines väterlichen Lehrers zu hören.

»Was soll aus unserer Jugend werden!« seufzte Herr Lorenz Westenrieder wieder.

Der Graf Salern knipste ein Stäubchen Tabak von seinem Jabot und scherzte: »Elle deviendra ce qu'elle pourra! Doch unser junger Freund hier wird die Ehre dieser Jugend retten. Die Entrüstung, mit der er uns sein erstes Abenteuer erzählt hat, läßt mich hoffen, daß er unserer patriarchalischen Tugend Ehre machen wird. Und was den Herrn Grafen anbelangt, so nehme ich es auf mich, ihn über den Ort aufzuklären, wo schöne Hände seinen Sausewind gefesselt halten. O, ich gestehe, daß ich den Gang gar nicht so ungern mache: denn die Gelegenheit, ihm die Tatsache zu Gemüt zu führen, daß ihm diese Schmerzen eines zärtlichen Vaters erspart geblieben wären, wenn er eine gewisse Dame, der ich einstmals zärtliche Gefühle gewidmet habe, nicht zur Gräfin gemacht hätte, möchte ich mir nicht entgehen lassen. Für unsern jungen Freund aber weiß ich eine andere Pflicht: Er wird sich in die Höhle der Löwin wagen. Er wird den

Schuh da, den nur ein Pariser Schuster gemacht haben kann, zu den Füßen der Demoiselle Hubert legen und – sich ungeschickt benehmen, wenn ihn das süße Rippenstück bitten sollte, ihn an den Fuß zu streifen, der eine hübsche Figur verrät. Er wird seinen Mann stehen und, wenn es nötig sein sollte, seinen Zögling aus den Netzen dieser Nymphe befreien. Er wird den Sausewind seinem Vater zuführen und die Bürgertugend unserer lieben Stadt München im hellsten Lichte strahlen lassen –«

In diesem Augenblick betrat die Frau Hofrätin Annamarie Öfele das Gemach: es war eine stattliche Bürgerin, deren volle Wangen in der Röte des Glückes glänzten. Sie machte einen Knicks und ließ es geschehen, daß der Graf von Salern ihre Hand an seine Lippen führte, wobei sie ihren Gatten anlächelte, der dieses stumme Liebeszeichen seiner Hausehre mit einem zärtlichen Blick erwiderte.

»Was soll nun aus dem armen Sünder da werden?« fragte sie mit lachendem Munde, und ihre Frage bewies, daß sie an der Tür gehorcht haben mußte. Sie hatte den jungen Hofmeister, den Sohn einer Verwandten, selbst in ihr Haus gezogen und auch den Grafen Leysing gebeten, ihn seinem Sohn als Mentor beizugeben; denn sie versprach sich von einer Reise den besten Einfluß auf sein schüchtern verhaltenes Wesen. Nach seiner Rückkehr gedachte sie ihm ein Hofamt zu verschaffen, ihn mit ihrer Nichte Engerl zu vermählen und ein Glück zu stiften, wie sie es selbst genoß.

Nun erschien auch Engerl unter der Tür und rief: »Die Herren sind zu Tisch gebeten.«

Der Graf von Salern reichte der Hofrätin den Arm und der Hofrat griff seiner Nichte ans Kinn. Als Lorenz Westenrieder voll feierlicher Würde die Schwelle des Gemachs überschreiten wollte, fiel ihm eine Rolle aus der Tasche seines schwarzen Priesterrockes.

»Der Herr Professor hat seine Predigt verloren,« sagte

Digitized by Google

Engerl, indem sie das Papier aufhob und es dem Eigentümer mit einem Knicks überreichte.

»Das ist keine Predigt, sondern mein heroisches Drama ‚Cato von Utica', Sie Jungfer Naseweis,« sagte der Professor der Dichtkunst mit gestrenger Stimme, indem er die Rolle aus den Händchen des Mädchen nahm und mit hartem Griff in die linke Seitentasche seines Rockes stülpte. Und würdevoll überschritt er die Schwelle des Gemachs, in dem ein einfaches Mahl aus kalten Speisen der Freunde wartete. Engerl blieb vor ihrem Vetter Matthias stehen und blinzelte ihn an; da er jedoch keine Miene verzog, spitzte sie den roten Mund zu einem Schnütchen und streckte ihm ihre rosige Zunge heraus, worauf sie in die Küche lief, um den Nachtisch für die Herren herzurichten.

2

Als sich der Hofmeister des verschwundenen Junkers Max von Leysing-Lobenstein am nächsten Vormittage gegen elf Uhr dem Lusthäuschen näherte, das den Namen »Les Délices« in etwas abgeblaßter goldener Eisenstabschrift über dem geschmiedeten Gartentore trug, war ihm, als ob er ein Gesumm von Lauten, untermischt mit Scherzen und Gelächter, vernähme. Er glaubte die Stimme seine Zöglings zu hören, und eine Regung des Unwillens gegen den Windhund, der ihm den ersehnten Weg in die Welt zugesperrt hatte, bewirkte, daß er den schmalen gepflasterten Gartenpfad, der die Haustüre von dem Tore trennte, raschen Ganges durchschritt und mit dem Türklopfer dreimal kräftig aufschlug. Er mußte indessen ziemlich lange warten, bis endlich die alte Kammerfrau, die er von Günzburg her in übler Erinnerung hatte, erschien und in französischer Sprache fragte, wohin er wolle und was er wünsche. Sie ließ ihn indessen sofort eintreten, als er in seiner Verlegenheit den gefundenen

Schuh vorwies, und öffnete ihm ein kleines Gemach, wo eine buntscheckige Gesellschaft an den Wänden herumstand oder auf niederen, lehnenlosen Stühlchen saß. In einer Ecke, neben dem weißen Kachelofen, in dem, trotz der fast sommerlichen Wärme, ein Feuer brannte, hockte ein buckliger, schäbig gekleideter Zwerg, dem ein mächtiger Zopf auf den Rücken herabhing, und summte zu den Griffen auf einer Laute vor sich hin:

»O Welt, vergeblich lockest du.
Bin ich verdammt – du lachst dazu!
Verschließ der Augen offnes Tor –
Viel Liebesmären stehn davor.
Man schätzt der Diamanten Glanz –
Doch schöner ist der Unschuld Kranz – –«

Er wiederholte die Weise, in der Matthias ein altes Kirchenlied zu erkennen glaubte, immer wieder; aber seine tückischen Augen verrieten, daß ihm von dem, was sich um ihn her zutrug, nichts entging.

Ein dicker Händler in braunem Tuchrock pries einem zierlichen Frauenzimmerchen, das eine Bittschrift in der Hand hielt und verschämt in ihren Schoß herniederblickte, seine venetianische Seide an, wie man dergleichen in ganz Frankreich keine kaufen könne, und erbat sich ihren Besuch in seinem Laden, wo auch noch andere Herrlichkeiten auf hübsche Mädchen warteten. Ein alter ausgemergelter Franzose, dem die Strümpfe von den ausgepolsterten Waden auf die geflickten Schnallenschuhe herabhingen, erzählte einem aufgeblasenen Italiener, dessen Negerlippen wie Blut leuchteten, man habe ihn am Abend vorher bei Hofe rein ausgeplündert; der Hof sei eine Räuberhöhle, un vrai coupe-gorge, und er werde, und zwar heute noch, zu der Hoheit des Kurfürsten gehen, um der Altesse die Augen zu öffnen und einige Herren ins Stockhaus zu bringen. Er sei, als geborener Fezensac, von mütterlicher Seite her mit den

Rohans verwandt und werde demnächst nach Zabern abreisen, wo sein Vetter, der Kardinal Rohan das wahre Leben eines großen Herrn führe, gegen den alle Fürsten de la vieille Allemagne Habenichtse und Bettler seien. Am Fenster hielt sich ein junger Tiroler, steif wie ein Bergstock, aufrecht: er trug eine rote Tuchweste, einen kurzen braunen Lodenjanker und griff alle Augenblicke ängstlich tastend nach seiner Kehle; denn er gedachte dem gnädigen Fräulein, das vor drei Tagen in den »Délices« eingezogen war, ein heimatliches Jodellied vorzusingen und um eine Anstellung in ihrem Hause zu bitten.

Matthias fühlte sich unter dieser Gesellschaft, die ihn mit bösen Blicken musterte, in höchstem Grade unbehaglich. Er mußte indessen eine geraume Zeit warten, bis die hakennasige Alte wieder erschien und ihm durch ein Zeichen bedeutete, er möge ihr folgen. Die Beschwörungen der übrigen Wartenden, man möge sie, die schon seit zwei Stunden dasäßen, doch endlich einlassen, beantwortete die Kammerfrau mit einem Achselzucken. Matthias durchschritt einen schmalen Flur, auf dem ihn ein weißes Hündchen anbellte, und gelangte hinter der Alten in ein kleines Vorzimmer, wo auf einem Tischchen ein beschmutzter Fächer lag und dünne goldgeränderte Porzellantassen neben einer Schmuckdose standen. In einem größeren Gemach, von dem aus eine offene Tür in den Garten führte, sah er sich beim Eintritt einer schlank gewachsenen Frauensperson gegenüber. Sie hielt sich, tief aufatmend, in der Mitte des hellen Raums, und ein kleines Männchen in braunem Tuchrock, das spielbereit vor einem Spinett hockte, verriet ihm, daß er in eine Tanzprobe geraten war. In einer Ecke stand ein anderer geckenhaft geputzter, nach Rosenwasser duftender Mann, in dessen Hand eine Geige dartat, daß er als Tanzmeister seines Amtes waltete. Die Füße der Schönen steckten in schmalen rosigen Atlasschuhen; sie trug ein kurz gerafftes, weitbauschiges Gewand aus weißem

Atlas, um das sich von den schlanken Hüften her eine Kette künstlicher Rosen wand, und das ausgeschnittene Leibchen aus blauem Seidentaft gab die gehobene Fülle eines schneeweißen Busens preis. Auf dem hochgetürmten Haarputz saß ihr ein flaches aufgeschlagenes Hütchen, und in der rechten Hand hielt sie eine mächtige vergoldete Schäferschippe, von der leichte rosaseidene Bänder fast bis auf den Boden niederflossen. Auf den grellroten Bäckchen lag rechts und links ein schwarzes Schönheitspflästerchen, und der rot geschminkte Mund leuchtete wie eine Rose aus dem blassen üppigen Gesicht, das eine Perlenreihe der weißesten Zähne mit hellem Leuchten übergoß. In der linken Hand, deren Finger von Juwelen starrten, trug die Tänzerin einen Fächer aus Flamingofedern.

Wieder wußte Matthias Rörenspeckher, den das Lächeln der Schönen in Verlegenheit brachte, nichts Besseres zu tun, als ihr den Schuh mit stummer Geste darzubieten.

Die Tänzerin brach in ein helles Gelächter aus, als sie den Schuh in der Hand des jungen Mannes gewahrte: »Ah, jetzt kenn' ich Ihn: Monsieur ist der Hofmeister, dem ich gestern das Ding da nachgeworfen habe? Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie geben mir ein schönes Beispiel deutscher Ehrlichkeit.« Und sie nahm den Schuh und schleuderte ihn in eine Ecke, wo Dutzende von Tanzschuhen unordentlich gereiht beisammenstanden.

Nun erst fand Matthias Rörenspeckher den Mut, mit stockender Stimme nach seinem Zögling zu fragen.

Die Schöne schlug die Augen zur Decke empor. »Ach, mein Herr,« begann sie in tiefen Tönen zu klagen, »man hat mir das arme Kind genommen. Man hat ihn heute früh um sieben Uhr aus dem schönsten Schlaf geweckt und in einer Kutsche fortgebracht. Der grobe Lakai auf dem Bock hat meiner alten Suzon verraten, daß die Reise nach Wien gehen soll. Man wird das arme Kind in ein Regiment stecken. Le cher petit homme wird

gegen die Türken oder die Preußen ziehen oder eine alte Witwe – – une vieille douairière heiraten müssen! Voilà des mœurs! Sind Sie zufrieden?«

Matthias Rörenspeckhers Stirn zog sich zusammen: die Mitteilung der Tänzerin vernichtete seine letzte Hoffnung, doch noch an den Hof nach Schwetzingen und in die weite Welt zu kommen, von wo einst sein Gönner als der vollendete Weltmann heimgekehrt war, den er als Muster und Vorbild verehrte.

Die Tänzerin lächelte, als sie seine betrübte Miene bemerkte: »Schade! Schade! Er hat mich geliebt. Wie junge Bären lieben. Ich mache Monsieur mein Kompliment, wenn er ihm diese Sentiments beigebracht hat.« Und sie zog ein Briefchen aus ihrem Busen und führte es an die Lippen; dann seufzte sie: »C'est ainsi que finissent les amours de voyage,« und spitzte die Lippen wie zu einem Kusse. Da Matthias zögernd an der Schwelle stehen blieb, warf sie zum erstenmal einen ernsthaften Blick auf den jungen Mann: sie sah ein offenes Gesicht, aus dem zwei blaue Augen leuchteten, und das schüchterne Wesen, das aus den Zügen sprach, mißfiel ihr nicht.

Nun wandte sie sich barsch an den feierlich schweigenden Tanzmeister und seinen buckligen Gesellen: »Wir machen Schluß, Signor Valesi. Ich erwarte die Herren morgen um die gleiche Stunde. Ich bin müde.«

Die beiden Italiener machten Kratzfüße, als ob sie von einer Fürstin Abschied nähmen. Als der Signor Valesi mit seiner Geige verschwunden war, lief sie an die Türe und rief ihm nach: »Vergesse Er die Fondants nicht!«

Dann ließ sie einen tiefen Seufzer fahren und blieb mit verstohlenem Lächeln vor Matthias stehen: »Sie müssen mir viel von dem jungen Herrn erzählen, der jetzt auf dem Weg nach Wien ist,« sagte sie leise mit gesenkten Lidern, indem sie den Fächer in ihren beringten Händen in zarte Bewegung setzte.

Matthias, dem ein rätselhaftes Gefühl die Kehle zu-

sammenschnürte, begann, die Talente seines Zöglings, dem eine große Zukunft bevorstehe, ins hellste Licht zu setzen. Er befand sich in seltsamster Lage: er wagte kein Wort des Tadels über die Entführung des Junkers vorzutragen, und doch stand er da, um von einer Frau, die ihm den übelsten Streich seines Lebens gespielt hatte, Rechenschaft und Aufklärung zu fordern. Die Tänzerin hörte, ohne das Auge von seinem Munde zu verwenden, mit einem beinah mütterlichen Ernste zu.

Als er endlich mit dem Preis des Junkers Max zu Ende war, ließ sie ein helles Lachen hören und sagte: »Nun weiß ich genug. Ich kenne das: Nach ein paar Jahren wird man den Schlingel an eine Gans verheiraten, und eines schönen Tages wird er, als altgebackener Sünder, seinen eigenen Sohn auch in ein Regiment stecken, wenn er einer armen Reisenden, die sich langweilt, die Zeit verkürzt. Es ist merkwürdig: kein Vater will daran erinnert werden, daß er auch einmal Sohn war. Wissen Sie, was mein Vater tat, als er den jungen Chevalier Dorval auf den Knien vor mir fand? Er erhob seinen Stock! Um mich zu schlagen! Mich, ein Kind! Une femme! Und wissen Sie, was er war? Obrist des Regiments Royal-Alsace. Ach der Arme!«

Die Tänzerin verstummte: sie sah in diesem Augenblick ein winziges Häuschen, vor dem sich weiße Kleider im Winde blähten, vor ihren Augen auftauchen; denn sie war die Tochter einer Straßburger Wäscherin am Metzgertor und war ihrer Mutter als vierzehnjähriges Dirnchen mit einem alten Korporal davongelaufen, der sie nach Paris ins Palais Royal brachte, wo sie der Herzog von Lauzun eines Abends ansprach und dann, nach einer Liebesnacht in einem verrufenen Hause, als Tanzschülerin an die italienische Oper brachte.

Und ganz plötzlich fragte sie den Hofmeister, dem gerade die erste Begegnung mit der Tänzerin in Günzburg vor der Seele stand: »Monsieur versteht Italienisch?« Und

als Matthias bejahte, fuhr sie rasch fort: »Was würden Sie sagen, wenn ich Sie bäte, mir Unterricht in dieser Sprache zu geben? Hier muß man, scheint es, Italienisch können, wenn man Fortune machen will. Nun, oui heißt si! Ich werde mir diesen Kurfürsten etwas näher ansehen. Ich werde ihm die Wunder der französischen Tanzkunst offenbaren –. Ich werde diesen Italienern, die sich hier wie Ratten in einem Käse eingenistet haben, ein Schnippchen schlagen –«

Sie hatte jetzt ihre frohe Laune wiedergefunden; sie machte, wie aus dem triumphierenden Gefühl eines glücklichen Weibes heraus, ein paar zierliche Tanzschritte; sie zog, tanzend und sich langsam in den Hüften wiegend, einen Kreis um den jungen Mann; sie breitete in zärtlichem Verlangen ihre Arme aus und warf der Kammerfrau, die eintrat, um mit mürrischer Stimme zu melden, daß sich das Vorzimmer mehr und mehr mit wartenden Leuten fülle, einen rosigen Schuh nach, den sie mit einer kräftigen Geste ihrer etwas großen Hände vom Fuße zog. Matthias Rörenspeckher bekam einen leichten Schlag mit dem Fächer, als er mit der Antwort auf die Frage zögerte, ob er bereit sei, ihr Unterricht im Italienischen zu geben. Er nickte zustimmend und durfte eine Hand, die nach tausend unbekannten Düften duftete, zum Abschied küssen. Als er einige Augenblicke später zwischen den sommerlichen Hecken des Landhausgartens dahinschritt, war ihm zumute, als komme er aus einem Feenmärchen her. Er hörte noch immer das Gelächter der Gesellschaft, die im Vorzimmer auf das Erscheinen der Tänzerin harrte, hinter sich herklingen; aber keinen Augenblick dachte er an den jungen Grafen, der sich also auf dem Wege nach Wien befand.

3

Als Matthias eine Stunde später das »Studio« seines Lehrers betrat, fand er Engerl am Tische vor dem

Fenster sitzend; neben ihr stand ein Tellerchen mit eingemachten Herzkirschen, und vor ihr lag ein dickes Herbarium, auf dessen letztes Blatt sie eben eine violette Sumpfnelke aufklebte.

»Grüß dich Gott, Vetter,« rief sie lachend. »Weißt jetzt, wo der Marl hingeraten ist? Vielleicht hast du ihn gar unter einem Reifrock vorgezogen. Wie sieht denn das Ungeheuer aus, das uns die schönsten jungen Grafen vor der Nase wegstibitzt und die Hofmeister wie ein Mauerblümerl bei einem Fastnachtstanz stehen läßt?«

Matthias, vor dessen Nase noch allerlei berauschende Düfte und Wohlgerüche schwebten, fand diese Scherze im höchsten Grade unpassend; aber die mürrische Miene, mit der er dieses Geneck über sich ergehen ließ, reizte Engerl zu allerlei Possen: sie räumte mit den süßen Kirschen auf, wobei sie das Tellerchen vor sich hin hielt und im Zimmer umhertänzelte, und verlangte dann genau zu wissen, wie diese entsetzliche Entführung in Günzburg eigentlich vor sich gegangen sei. Und als sich Matthias in das Schweigen hofmeisterlicher Würde hüllte, gab sie ihm ein Schauspiel zum besten, indem sie die Verführungskünste der Tänzerin mimte: sie drehte sich auf den Fußspitzen und summte eine Melodie ohne Worte vor sich hin; sie streckte Matthias die Hand zum Kusse hin, und als er reglos sitzen blieb, sah sie selbst mit weiten Augen auf ihre Hand hernieder, als ob sie etwas Verlorenes suche. Der ganze Raum, in dem das Gold des Morgens webte, füllte sich mit Lachen, das indessen jäh erlosch, als der Hofrat Öfele eintrat und nun seinen Schüler nach dem Schicksal des jungen Grafen fragte. Matthias gab kurzen Bericht; aber er vermochte es nicht über die Zunge zu bringen, daß er versprochen hatte, der Demoiselle Hubert Unterricht in italienischer Sprache zu geben. Auf dem Heimwege hatte er sich zwar gelobt, nicht mehr in den »Délices« zu erscheinen; aber das Benehmen Engerls, das in ihm offenbar einen dummen Tölpel sah,

hatte diesen Entschluß umgestoßen, und der Trotz, mit dem er nun an die herrliche Erscheinung der Demoiselle Hubert dachte, war von plötzlicher und ungeahnter Süße. Der Hofrat selbst zeigte sein gewohntes ruhiges Wesen; er verabschiedete Engerl, die ihm die Hand küßte, und betrachtete dann lächelnd seinen Schüler, dessen weiteres Fortkommen in der Welt nun wieder als neue Sorge vor seinem Gemüte stand.

»Was fangen wir nun mit dir an?« fragte er lächelnd, und als Matthias voll düsteren Trotzes, den er selbst als süße Wehleidigkeit empfand, nur die Achseln zuckte, ging er auf einen Schrank zu, in dem er den Stolz seiner Bücherei und die Freude seines Alters verwahrte: es war eine Sammlung von Bildnissen, Stichen und Zeichnungen, die er selbst »Pinacotheca Oefeliana« nannte. Sie war im Laufe der Zeit zu der stattlichen Zahl von zweitausend Nummern angewachsen, und der Hofrat pflegte ganze Nachmittage vor den Bildnissen zu versitzen, um die Manieren der Stecher und Zeichner zu vergleichen, den Lebensschicksalen der Dargestellten nachzugehen und alle Einzelheiten seiner Entdeckungen mit bürgerlicher Gewissenhaftigkeit in sein Tagebuch einzutragen. Es war eine Art philosophischer Stubenhockerei, in der sich die Neugierde eines still gewordenen alten Mannes, dem als Betrachter nichts Menschliches fremd geblieben war, auslebte und Gelegenheit zu Spielen eines heiteren und abgeklärten Geistes fand.

Er legte den Band vor seinen Schüler hin und sagte: »Ich muß dir doch einige Blätter zeigen, die ich erst gestern bei einem Trödler im Tal erworben habe. Da ist ein Bildnis des Michel Montaigne, der ein Leben nach meinem Herzen geführt hat. Ich möchte mir zwar seinen Wahlspruch ‚Que sçais-je?‘ nicht so ohne weiteres zu eigen machen, weil er wohl einem Weltmann, aber keinem Gelehrten ziemt; aber der Mann wußte, worauf es hinieden für unsereins ankommt: man muß sich bei-

zeiten einen goldenen Turm bauen und da in irdischer Einsamkeit mit seinem eigenen Gemüte leben. Bene vixit qui bene latuit. Ich habe das Treiben bei Hofe und in der großen Welt frühzeitig kennen gelernt; aber ich habe doch gefunden, daß es auf die Dauer leichter ist, mit den Toten als mit den Lebendigen zu leben. Wenn ich in meiner Stille von einem merkwürdigen Menschen hörte, suchte ich immer sein Bild zu erhalten, und mit meinen Freunden ging es mir genau so. Dieser Band enthält sie alle. Viele sind schon bei den ewigen Schatten; aber ihre Bildnisse haben mir immer wieder etwas zu erzählen, wenn auch nur aus einer kleinen Welt, wo man, wie die Dinge liegen, eher Mensch sein kann als in der großen. Du wirst mich vielleicht noch nicht so recht verstehen; dir hängt der Himmel noch voller Geigen. Nun, ich bin auch einst als Grünling in die Welt gezogen, wenn auch nicht in der Gesellschaft eines Windhundes.«

Ein Blick in das mürrische Gesicht seines Schülers belehrte den Hofrat, daß er an eine Wunde rührte, und so begann er von seinem ersten Aufenthalt in Paris zu erzählen. Er hatte da den Lehrer Voltaires, den Jesuiten Tournemine kennen gelernt und sich gewundert, mit welcher Milde der alte Pater von seinem verruchten Schüler sprach. Er war bei dem Grafen von Bayern, dem natürlichen Sohne des Kurfürsten Max Emanuel, mit dem alten Fontenelle zusammengetroffen und entsann sich eines Wortes, dessen Bedeutung ihm erst später aufgegangen war; der heitere Greis hatte nämlich dem jungen Deutschen gesagt: »Das Herz verdirbt alles,« und dazu wie eine verliebte Tänzerin gelächelt. – Alle diese Erinnerungen kramte der frühere Prinzenerzieher mit lächelndem Behagen aus und Matthias hörte mit finsteren Brauen zu: gerade der Blick in die Welt, die sich aus den Worten seines väterlichen Lehrers vor seinen Augen erhob und mit dem Glanz alt gewordener Verklärung zu ihm sprach, fachte seinen Unmut, daß er nun

wieder in die engen Schranken kleiner Bürgerlichkeit gebannt war, zu heller Flamme an. Es war das erstemal, daß er einen leichten Widerwillen gegen seinen väterlichen Freund empfand, dessen abgeklärte Milde ihm nun als geschwätzige Greisenhaftigkeit erschien. Er lehnte daher die Einladung des alten Herrn, mit ihm ein paar Trödler zu besuchen, ab, indem er einen Besuch bei einem Universitätsfreunde vorschützte. Am Nachmittag entlief er der Enge der Stadt, um einen Gang in das wilde Flußtal zu machen, und ein Gewitter, das tosend niederging und ihn bis auf die Haut durchnäßte, empfand er als vollkommenen Einklang mit dem Aufruhr in seinem Innern.

Als er aber am nächsten Morgen, auf einem großen Umweg, punkt elf Uhr bei der Demoiselle Hubert vorsprach, um seinen Unterricht zu beginnen, erlebte er eine Ernüchterung. Das kleine Vorzimmer war, wie am vorhergehenden Tage, wiederum mit Leuten erfüllt, die auf eine Audienz warteten und den Eindringling im blauen Frack und gelber Weste mit bösen Augen anstarrten. Er selbst wurde zwar von der unwirschen alten Französin sofort in das Allerheiligste geführt; aber die Gestalt, die ihm im einfachen weißen Musselinkleid entgegentrat und ihn gemessen begrüßte, glich nicht ganz der glänzenden Heldin, die seit vierundzwanzig Stunden vor seiner Seele schwebte. Die Demoiselle Hubert warf sich auf ein Ruhebett, zog die Füße hoch und deckte sie mit den Falten ihres Kleides zu, als sie zu bemerken glaubte, daß die Blicke des Hofmeisters auf einem Loch in ihren weißen Strümpfen, just über den Knöcheln, verweilten. Als Matthias mit dem Unterricht beginnen wollte, rief die Tänzerin lachend: »Nein, nein, nein,« und ihr Lachen glich einer Tonleiter, die aus perlenden Höhen in die Tiefen einer Frauenstimme führte und einen seltsamen Hall in der Seele des Lehrers zurückließ; »dazu haben wir noch immer Zeit. Ich bin schon über den An-

fang hinaus: ich weiß schon, was amare heißt. Ich liebe, du liebst, er liebt. Sie lieben! Wir lieben alle! Alle! Alle! Aber jetzt muß mir der Herr etwas von München erzählen. Er kennt den Kurfürsten? Den Grafen Salern? Den Monsieur Touche, der, wie man mir sagt, das gute und das schlechte Wetter beim Theater macht?« Und sie fuhr fort zu fragen und ruhte nicht, bis sie alles wußte, was dem Hofmeister über diese Welt des Hofes, des Adels, der Tänzer, Sänger und Musikanten bekannt war. Sie spitzte den Mund und stellte die verfänglichsten Fragen über die Liebschaften der Herrschaften, denen man, wie sie gehört habe, einen bäurischen Geschmack nachsage, und drohte mit dem Finger, wenn Matthias mit der Antwort zögerte und voll heiligen Ernstes versicherte, daß er von all diesen Dingen nichts wisse. Sie sprach dann von ihren Triumphen an der Oper in Paris und wunderte sich, daß Matthias noch niemals von der berühmten Demoiselle Bellegarde, ihrer Freundin, gehört hatte, die ihre Verehrer wie das Hemd wechselte und dabei so viel Gemüt besaß, daß sie beim Wechsel eines amant de cœur jeweils auch ihre ganze Einrichtung versteigern ließ, um den neuen Geliebten in keiner Weise an den verflossenen zu erinnern.

Von dem jungen Grafen Max Leysing war nicht die Rede. Indessen fiel es dem Blicke des Lehrers auf, daß sich im Laufe des Gesprächs ein tiefer Zug des Unmutes um die Lippen der Schönen bemerkbar machte. Diese schien die Gedanken des Hofmeisters zu erraten; sie sprang mit einem Male auf die Füße, drehte sich ein paarmal im Kreise und riß an einem Glockenzug. Die eintretende Kammerfrau erhielt den Befehl, sofort süßen Wein und Backwerk herbeizuschaffen, und die Tür hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als auch schon ein Mohrenbüblein erschien und das Gewünschte auf einem vergoldeten Brett brachte. Die Demoiselle stieß mit dem Herrn Matthias Rörenspeckher an und tauchte ihr Zünglein in

das hohe Spitzgläschen und trieb tausend Possen: sie wollte wissen, wie oft Matthias schon verliebt gewesen sei, und als er mit glühenden Backen seine Unschuld beteuerte, erhob sie sich und schritt, die Hand zu einem Dolchstoß gekrallt, wie eine Furie auf den Hofmeister zu, um dieses unerhörte Verbrechen an der Menschheit in gebührender Weise zu rächen. Dann lief sie in ein Nebengemach und kam mit einem Spielzeug zurück, das sie wie ein Heiligtum vor Matthias hinsetzte: es war ein kleiner Schleifstein, an dem ein geflügelter Amor stand und einen Pfeil schärfte. Das Becken zum Netzen des Steins aber bestand in einem winzigen Schuh, und die Tänzerin erklärte, dieses Schühlein habe der Spender dieses Spielzeugs vollgeweint, ehe er es seiner Angebeteten überreichte. Als Matthias gläubig nickte, brach Madeleine in ein helles Gelächter aus und sagte: »Que vous êtes bête! Die Tränen waren Diamanten. Das sind die Tränen, die ich liebe.« Dann goß sie etwas süßen Wein in das Schühchen unter dem Schleifstein. Matthias mußte das Rädchen in Bewegung setzen und der kleine blinde Schütze hielt sein Pfeilchen auf den Schleifstein, der sich in sanftem Schwunge drehte.

Dieses Frühstück bei süßem Wein und kleinen Kuchen nahm erst ein Ende, als der Ballettmeister Valesi mit dem buckligen Klavizimbelspieler erschien und, ohne den jungen Herrn eines Blicks zu würdigen, mit der Miene eines Marquis versicherte, daß die Demoiselle Aussicht habe, demnächst als Stern erster Größe am Theaterhimmel Münchens zu glänzen. Madeleine Hubert nahm eine prinzessinnenhafte Geschäftsmiene an, und Matthias erhielt einen ziemlich kühlen Abschied, der ihm nicht recht zu dem Wesen der Tänzerin zu passen schien. Er nahm wiederum seinen Weg in das Isartal, wo er sich unter einem Baum niederließ und in wonniger Erregung vor sich hinträumte.

Am nächsten Morgen blieb ihm das kleine Lusthaus

verschlossen; die alte Suzon, aus deren Zügen eine offene Feindseligkeit gegen ihn sprach, schlug ihm die Türe vor der Nase zu, und ein helles Frauenlachen, das ihm aus dem Hause nachklang, ließ eine seltsame Unrast in seiner Seele zurück. Er blieb vor dem Gartenzaun stehen, um das Lusthaus, aus dessen Schornstein ein blauer Rauch emporstieg und wie eine Fahne schwankte, zu beobachten; allein er bekam nichts zu Gesicht als zwei geputzte Frauenzimmer in mächtigen Hüten, die nach einer Weile aus der Türe traten und in einem Italienisch vor sich hinschnatterten, von dem er kein Wörtchen verstand.

Aber der nächste Morgen machte der zwiespältigen Gemütsstimmung, in der er sich befand, ein glückliches Ende: die Demoiselle Hubert kam ihrem Lehrer im Gewand einer ländlichen Schönen entgegen, und ihr ganzes Wesen atmete eine zärtlich verhaltene Ruhe. Sie wollte zwar wiederum nichts von dem Studium des Italienischen wissen; allein sie setzte sich wie eine Schwester zu dem Hofmeister und fragte ihn aufs genaueste über seine Eltern und sein Leben aus. Zuweilen legte sie ihre Hand vertraulich auf seinen Arm; in ihren Augen brannte ein zärtliches Licht, und als sie ihm anvertraute, daß sie Lust zu einem Ausflug, zu einer partie champêtre habe, klang ihre Stimme fast demütig. Sie verabredeten, daß sie, am gleichen Nachmittag, zusammen eine Fahrt nach Harlaching machen wollten, und als Matthias in den »Délices« vorsprach, trat ihm die Tänzerin im gleichen ländlichen Aufzug entgegen. In der Hand trug sie einen Beutel aus kirschrotem Samt, und ihre Locken deckte ein feiner flacher Strohhut mit einem blauen Bande, dessen Knoten ein feines Miniaturbildchen, das von Diamanten eingefaßte Porträt eines rosigen geistlichen Herrn, zusammenhielt. Der Gedanke, daß ihn Bekannte an der Seite dieses schönen Frauenzimmers sehen könnten, erfüllte ihn mit einiger Unruhe; aber alles Bedenken half nichts: er mußte in die Kutsche steigen, die schon vor dem

Gartentor wartete, und als er neben der Schönen saß, erfüllte ihn ganz plötzlich ein unbändiger Trotz. Matthias gab dem Kutscher die Weisung, nach Siebenbrunn zu fahren und da seine Gäule bis zum Abend einzustellen. Die ausgefahrenen Wege durch das sommerliche Tiefgelände des Isarbettes lagen einsam da, und nur selten begegnete das Gefährt einem Bürger, der nach seinem Garten vor den Toren sehen wollte, oder einem Häuflein Kinder, die mit ernsten Augen ihrem Vergnügen nachgingen. Die Demoiselle Hubert saß während der Fahrt mit einem Gesichte da, in dem Matthias etwas abweisend Feindseliges zu lesen glaubte, und nur einmal unterbrach sie das Schweigen, indem sie fragte, ob er wirklich keine Geschwister habe. In Siebenbrunn bestand die Tänzerin darauf, die Gäule mit Zucker zu füttern; dann schritten sie gemächlich den schattigen Hang empor, wo sie sich in der Wirtschaft ein Glas Milch reichen ließen, ehe sie den Weg nach der Menterschwaige einschlugen.

Still und versonnen ging die Tänzerin auf dem schmalen Höhenpfade neben dem Hofmeister einher; sie hielt alle Bäume für Buchen, und Matthias war glücklich, daß er sie über den Baumbestand der steilen Uferböschung, über die Tannen, Birken, Eichen und Ulmen umständlich belehren konnte. Als er dann auf sein Steckenpferd, die Pflanzenkunde, geriet und die Bemerkung einfließen ließ, daß es männliche und weibliche Blüten gäbe, geriet das Wesen der Tänzerin in Aufruhr: »Ah, das ist drollig!« rief sie immer wieder, und je ernster der Hofmeister in seinen Erklärungen wurde, desto übermütiger wurde seine Zuhörerin. Als sie endlich in der Menterschwaige anlangten, schien es ihm, als ob etwas Bacchantisches über die Tänzerin käme: sie nahm der jungen Wirtin, die ihnen mit einem Wickelkind im Arme entgegen kam, den Säugling aus dem Arme und herzte das Püppchen, auf den Fußspitzen tanzend und dabei vor sich hinsingend, eine gute Viertelstunde lang. Dann ließ sie sich von der

besorgten Mutter ein Fürtuch reichen, das sie mit zitternden Fingern hinten zusammenknüpfte, und fragte, ob sie selbst etwas kochen dürfe. Sie lief auch, ohne eine rechte Antwort abzuwarten, sofort in die Küche und verlangte von einer Magd, die diesem Einbruch eines fremden Frauenzimmers mürrisch zusah, ein Dutzend Eier, um eine Omelette zu backen. Sie warf Reisig in das glimmende Kohlenfeuer und fuhr wie ein lachender Küchendrache unter den Töpfen herum, bis sie das richtige Pfännchen erwischte. Matthias, der von der Tür aus zusah, erhielt Befehl, im Freien auf das Gericht zu warten, und so ging er hinaus und blickte von der Schwelle des früheren Herrensitzes mit glücklichen Augen in den strahlenden Sommertag hinein. Nach einer Weile erschien Madeleine auf der Schwelle und winkte ihm mit dem Kochlöffel: er mußte den ersten Pfannkuchen mit ihr gemeinsam heiß aus der brutzelnden Butter essen, und während er sich den Mund verbrannte, erzählte ihm die Demoiselle von der Gräfin Dubarry, die dem König von Frankreich im Hirschpark gezeigt habe, wie man sie selbst in einem silbernen Pfännchen bäckt und ohne jede Zutat heiß verzehrt. Nun aber, nachdem ihr erstes Gelüste gestillt war, überließ sie alles Weitere der Magd und reichte Matthias die Fingerspitzen der rechten Hand, damit er sie zu einem Tischchen führe, das die Wirtin inzwischen unter einer alten Linde gedeckt und mit einem Feldblumensträuße geschmückt hatte. In einem weißen Topf stand frische Milch bereit; die Magd brachte die Pfannkuchen, und Madeleine Hubert nahm mit der Miene einer Königin, die einen Vasallen zu Gast bittet, vor dem Tischchen Platz. Matthias fand die Pfannkuchen köstlich und trank die Milch in kleinen Schlucken. Als sich die Wirtin gegen das Ende der Mahlzeit zu dem Paar gesellte, wollte die Demoiselle wissen, warum sie kein Weißbrot backe, und entspann sich ein langes Gespräch zwischen den beiden Frauen. Madeleine Hubert ließ einfließen, daß sie selbst

in der Jugend am Waschtroge gestanden sei, brach aber jählings ab, als sie bemerkte, daß der Schatten eines Staunens das offene Gesicht ihres Begleiters überflog. Alles um sie her atmete die Ruhe eines klaren Sommertages. In den Wipfeln zankten sich die Spatzen, und die Hühner kamen herbei, um unter den Tischen die Brotkrumen aufzupicken, die ihnen die Tänzerin mit leisen Locklauten vorwarf. Nachdem sie unter der Linde gespeist hatten, verlangte die Demoiselle nach einem schattenkühlen Orte, wo man ein wenig ruhen könne. Matthias schlug ihr vor, in die Tiefe des Tales hinabzusteigen, wo neben einer Quelle, die aus der Uferwand breche, eine Ruhebank stehe. Sie reichte ihm die Fingerspitzen ihrer linken Hand wie eine Fürstin, und so begannen sie den Abstieg auf einem steilen Zickzackpfade, auf dem ihnen eine junge Magd, mit einem Kupferkessel voll frischen Wassers auf dem Kopf, entgegenkam. Als Madeleine Hubert beim Ausweichen stolperte und Matthias sie in seinem Arm auffing, überkam ihn das Glücksgefühl einer himmlischen Nähe mit heimlich webender Gewalt. Sie duldete es, daß er sie einen Augenblick in seinen Armen hielt und wunderte sich, daß er sie plötzlich mit einem jähen Ruck losließ; ehe sie jedoch mit der Frage, ob diese Blödigkeit eines schüchternen Schäfers echt war oder nicht, im reinen war, standen sie auch schon in einer offenen Lichtung der bebuschten Flußniederung.

Da unten herrschte die wunderbarste Kühle. Madeleine Hubert beugte sich auf den perlenden eiskalten Quell, der zu Füßen der Uferwand in ein bekiestes Becken rann, um aus der hohlen Hand zu trinken, und nahm dann auf einer Bank unter einer Weide neben ihrem Begleiter Platz. Beide schwiegen. Über ihnen sang eine Drossel. Zu ihren Füßen schoß ein Arm des schweifendes Flusses unter hängenden Goldweiden dahin. Zuweilen kluckften die Wasser und füllten die Tiefe um sie her mit traumhaften Lauten. Und tief und tiefer umspann sie wie

ein klingendes Gespinst aus Strahlen und Fäden das Leben und Weben der sommerlichen Stille. Auf den feinen Haarspitzen des goldsmaragdnen Mooses, das die Feuchtigkeit frisch erhielt, regte sich das glühende Spiel der Sonnenstrahlen, und das leise Schwanken und Zucken der sommerlichen Lichter glich einem gemessenen überirdischen Tanze, durch den goldene Sommerfliegen wie winzige jähe Blitze zuckten.

Matthias Rörenspeckher saß still und stumm wie in einer seltsamen Verzauberung da: eine wundersame Ruhe, in der er doch voll seliger Unrast die Nähe eines Frauenwesens wie in einem Traume fühlte, hatte seine ganze Seele eingenommen. Madeleine warf dem Verstummten zuweilen einen Blick von der Seite zu, und als sie endlich zu sprechen begann, lag ein leichtes Beben in ihrer Stimme: das war, so begann sie, von je der Traum ihres Lebens gewesen, auf dem Lande, in einer Hütte oder einem Schweizerhäuschen am Busen der Natur zu leben und Tag für Tag als Gärtnerin oder Schäferin zu verbringen. Sie sah sich beim Klange der Schalmeien in einem grün und weiß gestreiften Kattunkleidchen durch die Wiesen gehen, und hinter ihr zottelte ein schneeweißes bähendes Lämmlein einher, dem sie selbst ein rosarotes Band mit einem Silberglöcklein um das zarte Hälslein gewunden hatte. Am Abend aber vereinte Herrin und Diener ein Tanz unter der Linde, zu dem ein Fiedler aus dem Dorfe aufspielte. Der Ausblick auf dieses Fest brachte ihr ganzes Wesen in Bewegung: sie sprang auf und machte ein paar Schritte, wie wenn sie in einer Feerie einem verliebten Prinzen entgegenginge, der seine Gefühle im feierlichen Rhythmus zu den Füßen seiner Liebsten zu legen gedachte. Dann bückte sie ihren Kopf wie in einem kindlichen Spiele, und die Frage, ob Matthias wirklich, wie er ihr einige Tage zuvor versichert hatte, noch niemand so recht von Herzen gern gehabt habe, klang fast schüchtern. Als der Hofmeister mit glühenden

Backen verneinte, begann sie das Bräutchen, das er eines Tages heimführen werde, selbst zu schildern: da ging und stand ein kleines Püppchen, das auch als Weibchen noch am Schürzenband der Mutter hing und ihm jedes Jahr ein Ebenbild in die Wiege legte; ein kleines Ding, das sich eines Tages in eine dicke Truschel verwandeln und wie ein Faß unter ihren Kindern einherwatscheln würde. So wandelte sich das Bild häuslichen Glückes, das sie halb spöttisch, halb voller Zärtlichkeit, vor Matthias ausbreitete, zuletzt zu einem Zerrbild, und er hörte mit einer glückseligen Befangenheit zu, die ihm ein Wort der Entgegnung unmöglich machte. Zum Schlusse aber blinzelte sie ihn auch noch von der Seite her an und erklärte, sie glaube, daß er gar nicht lieben könne. Doch aus dem Gesicht, das sich da im webenden Schatten der Bäume mit vollem Blick dem ihren zuwandte, brach mit einem Male ein solches Leuchten, daß die Spötterin verstummte und versonnen vor sich hin sann, während ein triumphierendes Lächeln des Glücks um ihren halbgeöffneten Mund aufzublühen begann. Leicht atmend ließ sie eine Weile vergehen, ehe sie, ganz leise, auf französisch fragte: »Dites, mon ami, est-ce moi que vous pourriez aimer un peu?« Da faßte er, erzitternd ob seiner Kühnheit, nach ihren Händen, um sie an sein Herz zu drücken, und sie ließ es geschehen, daß er sie in einer wundersamen Verwirrung festhielt. So saßen sie eine Weile mit klopfendem Herzen da, bis Madeleine plötzlich aufstand und erklärte, daß es an der Zeit sei, den Heimweg anzutreten. Doch ehe sie den Aufstieg begannen, schlug sie plötzlich den Arm um seinen Nacken und küßte ihn zweimal auf den Mund, daß er meinte, er müsse vergehen. Dann floh sie mit einer Behendigkeit, die ihn in Erstaunen setzte, den steilen Pfad empor. Oben erwartete sie ihn mit einem Lächeln des Triumphes, das seine Trunkenheit noch vermehrte: er hätte hinstürzen, ihre Knie umfassen und nur immer wieder fragen mögen: Hast du mich lieb?

Sie erriet seine Gefühle; aber sie erhob nur leise drohend den Finger und sagte: »Il faut être sage, mon ami.« Als er sie mit flehenden Augen ansah, fuhr ein böses Wetterleuchten über ihr Gesicht; dann schüttelte sie den Kopf und ging in das Wirtshaus, um der jungen Mutter Lebewohl zu sagen. Sie ließ sich das Wickelkind noch einmal zeigen, versprach, bald wieder zu kommen, und kehrte mit einem herzhaften Aufatmen zu ihrem Begleiter zurück. Als sie dann auf der Höhe, im Schatten des sinkenden Abends, dahingingen, fing sie an, von dem Leben in Paris zu erzählen, dem sie entflohen war. Ihre Stimme aber hatte eine andere Färbung angenommen; sie klang rauh, während sie bei all den Gemeinheiten verweilte, denen sie an der Oper ausgesetzt gewesen war, nur weil sie eine wirklich gute Figur mitbrachte und sich von Dirnen wie die Guimard, die ihr Skelett um Millionen an Prinzen und Generalpächter verschacherte, nicht alles gefallen ließ. Zuweilen brauchte sie Ausdrücke aus ihrem Berufsleben, die er nicht verstand und die seine Verlegenheit nur vermehrten. Sie nannte einige Herren aus dem Hochadel Englands, die sich als Kenner der Tanzkunst aufspielten, und belegte sie mit Schimpfnamen. Dieser Strom des Hasses versiegte erst, als sie vor einem kleinen Kapellchen anlangten: Matthias blieb außen stehen, während Madeleine mit frommem Gesicht in die dämmernde Kapelle trat und da vor dem Altar auf die Knie sank, um zu beten. Als sie endlich nach einer guten Weile ins Freie trat, war sie ruhiger geworden: sie gab ihrem Begleiter gute Lehren, wie er sich als Mann vor der Welt benehmen müsse, um sein Glück zu machen, und immer wieder kam sie darauf zurück, daß er guttun werde, sich in allen Lagen und Verhältnissen an die Frauen zu halten. Sie selbst bedauerte, keinen Bruder zu haben, für den sie sorgen könne. Als aber Matthias zufällig den Namen seines Zöglings erwähnte, sah sie ihn mit einem Blick an, aus dem helles

Erstaunen brach: das kaum Vergangene war ihr zu einer Erinnerung geworden, an die sie nichts mehr fesselte, und um sie gänzlich zu verscheuchen, schlug sie nach einem weißen Schmetterling, der gerade über den Pfad taumelte.

Als sie endlich in Siebenbrunn anlangten, erwies es sich, daß der Kutscher sich ein kleines Räuschlein angetrunken hatte. Matthias wußte nicht, mit welchen Schimpfworten er denn Mann belegen sollte; aber Madeleine lachte nur und duldete es nicht, daß er dem Mann weitere Vorwürfe machte. Auf der Heimfahrt sprachen sie kein Wort. Doch die Gedanken der Tänzerin waren nichts weniger als rosig: das Geld, das der Reisekasse des jungen Grafen Max entstammte, ging zu Ende, und dazu mußte sie fürchten, daß ihr der Vater des hübschen Schlingels einen üblen Streich spielen und ihre Hoffnungen auf eine große Stellung an der kurfürstlichen Oper zunichte machen werde: sie kannte die Willkür hoher Herren aus ihrer Erfahrung, und ein Teil des Übelwollens, das sie gegen die Männer hegte, fiel auf den blöden Schäfer an ihrer Seite zurück.

Als sie den Vorort Giesing durchfuhren, kam ihnen ein Gespann entgegen, und Matthias erkannte den Wagen des Grafen von Salern, der seine abendliche Spazierfahrt machte. Der Anblick des alten Herrn, der sein Augenglas aufsetzte und, ohne eine Miene zu verziehen, das Paar musterte, erfüllte Matthias mit glühender Verwirrung, die aber rasch dem Trotz wich, der Welt, wo man seiner spottete, zu zeigen, daß er ihrer nicht bedurfte. Da aber Madeleine beharrlich schwieg, begann er von seinem, väterlichen Gönner, dem Hofrat von Öfele, zu erzählen, und er tat es mit rotem Kopf, da er sich des Lobes und der Verklärung, die er dem alten Herrn angedeihen ließ, in einer Aufwallung seltsamen Gefühls in seiner Seele schämte.

An dem Gartentore wurden sie von der alten Fran=

zösin empfangen. Matthias entging es nicht, daß ein Schatten finsteren Unmuts die Züge der Geliebten überflog, als die Alte herzutrat und ein schmutziges Beutelchen hervorklaubte, um den Kutscher zu entlohnen. Er getraute sich nicht, Madeleine zu fragen, ob sie ihm gestatte, noch ein Stündchen in ihrer Nähe zu verweilen. Sie sagte nur ganz leise: »Auf Wiedersehen, mein Freund,« und ging mit langsamen, wiegenden Schritten in das Haus, ohne sich noch einmal umzuwenden.

So endete der Ausflug mit einem leisen Mißklang, der aber rasch in der Flut der zärtlichsten Erinnerungen unterging, als Matthias zwischen den Talgärten der Stadt zuging. Nun empfand er die Süße der verflossenen Augenblicke mit verdoppelter Gewalt, und nur der Umstand, daß er es nicht gewagt hatte, sie zu erfassen und voll auszukosten, erfüllte ihn mit einer bangen Unzufriedenheit, die doch seine Sehnsucht nach neuer Gegenwart tiefer und berauschender machte. Es war ihm unmöglich, in sein Dachkämmerchen zurückzukehren; er überschritt die Brücke und ging wie in einem Traume in die dunkelnden Felder hinein, und die Lichtflämmchen, die in der Dämmerung des Sommerabends aus den Hütten der Vororte und den Häusern der Stadt über den Fluß her zu ihm herüberglänzten, verschmolzen mit den leise erblinkenden Sternen zu einer einzigen Schar himmlischer Lichter.

4

Als der Graf von Salern am Abend des nächsten Tages das »Studio« seines Freundes Öfele betrat, befand er sich in heiterster Stimmung: er liebte es, hie und da einen scherzhaften Strauß mit seinem Freunde auszufechten, und die Begegnung des verflossenen Abends bot ihm Anlaß, den Wandel des jungen Hofmeisters, über den ihn sein alter Diener Damiot schon vor einigen Tagen Genaueres beim Frühstück berichtet hatte, zur Sprache zu

bringen und zu hören, was der vortreffliche Prinzenerzieher zu diesen Liebessprüngen des blöden Musterjünglings sagen werde.

Dem alten Weltmann machte es nämlich ein besonderes Vergnügen, dem Hofrat hie und da zu Gemüt zu führen, daß aus jedem Menschen, wenn sich die Gelegenheit ergebe, ein lüsterner Affe grinse, dem eine Weiberhand nur zu winken brauche, damit er die lustigsten Späße und Sprünge vollführe. »Eh, eh, mein Verehrtester,« sagte er beim Eintreten zu dem Hofrat, der gerade mit seiner festen Hand den Glücksseufzer: »O cara solitudo! O felices animi qui secum habitare didicerunt!« in sein Tagebuch eingetragen hatte. »Eh, wissen Sie schon, daß unser Meister Matthias Tag für Tag einen gewissen sentier de roses geht? Und daß er es mit einer schulmeisterlichen Gewissenhaftigkeit tut, die mich nachträglich bedauern läßt, daß ihm der junge Laffe aus den Händen geglitten ist? Nun, vielleicht hat der Musjö inzwischen verschmeckt, daß es angenehmer ist, den C.cisbeo eines losen Frauenzimmers zu machen, als die Launen eines verzogenen Bengels zu ertragen. Sie wissen ja, daß ich, von meiner Theaterzeit her, die Meinung hege, daß die schlechteste Gesellschaft die beste sei. Der junge Herr wird sich also weiter keine Skrupel machen. Sehen Sie, mein Verehrtester: ich habe, als ich das Vergnügen hatte, als Intendant des kurfürstlichen Hoftheaters die Vergnügungen der allerhöchsten Herrschaften zu überwachen, zehn Opern aufführen lassen, in denen das Schicksal Psyches zu einer Komödie mit Tanz und Musik verarbeitet war; aber es ist den Herren Dichtern – meist waren es Welsche – nicht eingefallen, auch einmal den Gott in einer Szene zu zeigen, in der sich der scharmante Jüngling einer scharmanten Mutter auf seine schlafende Gemahlin niederbeugt, um bei Licht zu sehen, welch ein allerliebstes Ungeheuer ihm das Schicksal in sein Ehe- und Wehebett gelegt hatte.«

Ein leises Schluchzen aus dem Dunkel einer Türöffnung ließ den Kavalier innehalten; er spitzte den Mund zu einem leisen Pfiff und zog das schluchzende Engerl in die Mitte des dämmerigen Raumes. »Eh, man hat gehorcht, mein Kind! Man muß das nie tun. Man kann da Schlimmeres hören als seine Schande. Geh, geh!«

Engerl verschwand und der Graf nahm eine Prise aus einer Dose, auf der das Brustbild Friedrich des Großen, umgeben von Diamanten, prangte. Dann setzte er sich in einen Sessel, kreuzte seine mageren Beine und sagte: »Was machen wir nun mit dem gelehrten Schlingel? Für einen Weiberspaß ist der Tölpel zu schade –«

Der Hofrat bemerkte leise: »Ich vertraue seiner Natur –«

»Die Natur ist eine große Dame, die sich um eure bürgerlichen Sentiments nicht kümmert –«

»Gut. Dann vertraue ich der Natur der Demoiselle –«

»Das läßt sich eher hören, denn die Natur ist selbst ein Weib und spricht darum deutlicher aus den Frauenzimmern. Doch läßt sie sich Zeit, und inzwischen kann mehr als ein Glück in Scherben gehen.«

Der Hofrat lächelte: »So muß man der Natur eine Gelegenheit geben, sich zu äußern, und falls diese nicht zur Hand ist, muß man sie suchen? –«

Der Graf blies über seine Finger hinweg und fragte: »Wie meinen Sie das, mein Scharmantester?«

»Das ist sehr einfach: Sie kennen den Intendanten der menus plaisirs der kurfürstlichen Hoheit in Schwetzingen?«

»Den Grafen Flörsheim? Sehr gut! Wir haben unsere große Tour zusammen gemacht.«

»Wollen Sie mir eine Empfehlung für einen schönen Schützling an den Herrn Grafen geben?«

»Mit Vergnügen. Mein Kammerdiener soll sie heute noch in seiner schönsten Handschrift niederschreiben. Ich schulde dem guten Grafen ohnehin ein Lebenszeichen. Aber dieser Weg, den Sie im Auge haben, ist zu einfach

und, was ich betonen möchte, keineswegs sicher. Sie rechnen nicht mit der Liebeslaune unserer Schönen –«

»Vielleicht doch.«

»Sie machen mich neugierig, mein Lieber.«

»Ich hoffe Ihnen morgen allerlei Neues melden zu können. Doch nun müssen Sie mich entschuldigen, wenn ich einen Gang mache. Ich will dem jungen Fant auf den Zahn fühlen, ehe ich meine Minen springen lasse.«

Eine halbe Stunde später saß der Hofrat Öfele in dem Dachstübchen, das Matthias Rörenspeckher im Hause seiner Tante in der Orlandogasse bewohnte, seinem Schützling gegenüber. Er duldete es nicht, daß der junge Mann die langschnäbelige Blechlampe neben seinen Büchern anzündete; er ließ auch kein Wort über das fallen, was er aus dem Munde seines Freundes über die Gänge in das Lusthaus »Les Délices« vernommen hatte. Er sprach zunächst nur noch einmal sein Bedauern darüber aus, daß dem jungen Manne die Gelegenheit, die große Welt kennen zu lernen, so rasch zerronnen sei, und ließ es nicht an der Tröstung fehlen, es werde sich doch noch eine Gelegenheit für eine Bildungsreise in besserer Gesellschaft finden. Dann kam er auf die Aussichten, die sich einem jungen Gelehrten, auch wenn er nicht von Stande sei, böten: ein Amt bei Hofe oder im höheren Schuldienst stehe ihm nach seiner Heimkehr in sicherer Aussicht, und er selbst trage sich seit längerer Zeit mit dem Plane, die Fortsetzung der eigenen Forschungen über die Geschichte der Heimat jüngeren Händen zu überlassen und auf eine breitere Grundlage zu stellen.

Es war das erstemal, daß der Hofrat das Stübchen betrat, in dem Matthias eine ärmliche Jugend verbracht hatte; aber gerade die Güte, die aus den Worten des alten Hofmannes sprach, erfüllte den jungen Mann mit einer heimlichen Erbitterung. Er saß mit mürrischem Gesichte da und seine Gedanken verweilten bei dem verflossenen Nachmittage.

Endlich, als das matte Licht der Sterne den engen Raum erhellte und Matthias glaubte, die Vermahnung gehe zu Ende, sagte der Hofrat: »Ich weiß nicht, wie lange es mir noch vergönnt sein wird, in dieser Welt zu wirken. Ich will mich nicht mit meinem lieben Mark Aurel vergleichen; aber wie er bin ich jederzeit bereit, jeden Augenblick von dem Schauplatz meines Wirkens abzutreten. Auch meine Grabschrift habe ich schon fertig, und du magst darüber wachen, daß sie ohne Fehler auf meinen Grabstein kommt: Hic cubat Felix Andreas Oefele, Satur studiorum, hominum, Vitae, Meliora, Meliores, Meliorem expectat. Daß ich seit meiner Jugend ein Tagebuch geführt habe, ist dir nicht unbekannt: alle Situationen gehen vorüber, und die besten lassen oft keine Erinnerung, wenn die Feder sie nicht festhält. Ich habe manches aufgezeichnet aus der kleinen Welt, in der ich mich, freiwillig und zur rechten Zeit, zurückgezogen habe; denn es lag nur an mir, als Kabinettsekretär meines allergnädigsten Herrn meine Hände in die Händel dieser Welt zu stecken und die flüchtige Gunst des Hofes zu meinem Vorteil auszunützen. Ich habe darauf verzichtet: das schale Leben bei Hofe war nicht nach meinem Geschmack, und es schien mir weit ersprießlicher, das Puppenspiel der großen und kleinen Welt als Zuschauer von meinem Studio aus zu genießen und mir, wie der Chor der griechischen Tragödie, meine gereimten und ungereimten Gedanken dazu zu machen. Ich vermache dir meine Tagebücher; ich habe sie, um die Hofsprache nicht zu verlernen, in französischer oder auch zuweilen in lateinischer Sprache geführt. Du magst sie für dich behalten oder der Welt daraus mitteilen, was dir gutdünkt. Du wirst einen Namen darin finden, der mit meinem Schicksal aufs innigste zusammenhängt, und vielleicht ist es dir nicht unlieb, wenn ich dir in eine Zeit meines Lebens Einblick gönne, da auch ich auf Rosenpfaden, wenn auch im hellen Licht des Tages, einherging. Ich stehe ihr fern

genug, um als gerechter Richter mein eigenes Tun und Lassen, das mich zu dem gemacht hat, was ich, mir zur Lust und mir zuleide, geworden bin, zu überschauen und das virgilische „sunt lacrimae rerum“ in seiner ganzen bitteren Wahrheit zu empfinden.

Du weißt, woher wir stammen. Mein Vater kam als junger Weinwirt aus Schrobenhausen hierher und brachte es durch seine Tüchtigkeit dahin, daß er das alte Gasthaus zur goldenen Krone am Liebfrauenplatz erwerben konnte und in den Rat der Stadt gelangte.. Schon der Umstand, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph in dem Haus gewohnt hatte, das meinem Vater gehörte, brachte meine Phantasie in Wallung, und als ich später las, der König habe unsere liebe Stadt mit einem schönen Sattel verglichen, der auf einem mageren Pferderücken liege, empfand ich eine Art Stolz, daß dieser Spruch in unserm Haus gefallen war. Meine Mutter war eine Tochter des Filserbräus und überragte durch ihr Wesen und ihre Bildung die Frauen ihres Standes bei weitem. Als mein Vater bald nach meiner Geburt starb, bewarb sich der frühere Erzieher der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel, der Revisionsrat und Kabinettsekretär Ehrenfried von Scholberg um ihre Hand. Meinem verehrten Stiefvater verdanke ich es, daß ich das Gymnasium meiner Vaterstadt besuchen, die Universitäten Ingolstadt und Löwen beziehen und, wie ein Sohn aus gutem Hause, einige Reisen durch Flandern und Holland machen konnte. Er war es auch, der mich auf ein Jahr nach Paris schickte und mir an den sogenannten Comte de Bavière, einen der zahlreichen natürlichen Söhne des Kurfürsten Max Emanuel, Empfehlungen mitgab, die mir den Eintritt in manches gute Haus eröffneten. Ich wurde sogar dem eigentlichen Regenten Frankreichs, dem Kardinal Fleury, vorgestellt, der mir gütigst erlaubte, alle Kunstschätze des königlichen Hauses zu besichtigen und von allen öffentlichen Bildungsmitteln Gebrauch zu machen. Durch den

Grafen, meinen Gönner, kam ich auch in Verbindung mit dem Bildnismaler Vivien, der mich mit wahrhaft väterlicher Güte behandelte und meine ungebildeten Augen auf seltene Stiche und Zeichnungen lenkte: ihm verdanke ich meine kleine glückliche Leidenschaft für gute Bildnisse, und der Wunsch, mir ein bescheidenes Gemäldekabinett oder eine kleine Kunstkammer zu schaffen, keimte schon damals in meiner jungen Seele. Im übrigen erlaubte mir mein schmaler Beutel nicht, an dem großen und lauten Leben um mich her teilzunehmen, zu dem man aus allen Teilen der Welt herzuzuströmen begann. Ich bewohnte in der Rue Jacob, bei einem Tischler aus Zabern, ein bescheidenes Zimmerchen; aber auch in diesem Stübchen konnte ich merken, daß der Geldmangel kein rein bürgerliches Gebrechen ist: auch der Graf, mein Gönner, litt an dieser Weltkrankheit, deren schon der alte Horaz gedenkt (du wirst dich des Verses entsinnen). Wie sein Vater hatte auch er die schwere Kunst des Rechnens nicht gelernt, was ihn indessen nicht hinderte, Tag für Tag aus dem vollen zu schöpfen oder, um es mit einer französischen Wendung zu sagen, de brûler la chandelle par les deux bouts. Als ich später der gleichen Gesinnung bei anderen großen Herren begegnete, überstahl mich etwas wie eine Verlegenheit und eine Scham, und das Wort, mit dem der Marschall von Sachsen, der Sohn der schönen Aurora von Königsmark und Augusts des Starken, starb, gab mir viel zu denken: das letzte Wort des galanten Helden, den ich eines Tages betrunken aus dem Gemach meines Gönners taumeln sah, war nämlich: Quel beau rêve! Der galante Soldat meinte damit das Leben, und ich werde heute noch wehmütig gestimmt, wenn ich bedenke, daß ein Mensch mit einem solchen Wort auf den Lippen sterben konnte; denn ich dürfte es nicht sagen, obgleich mich meine Freunde zu den Glücklichen rechnen.

Als ich eines Tages in dem Stadthaus des Grafen vor-

sprach, um ihm meine Aufwartung zu machen, fand ich vor dem Schweizer, der den Eingang überwachte, ein halbwüchsiges Mädchen stehen, das mit einem seltsam hellen Stimmchen verlangte, sofort zu seinem Vater geführt zu werden. Die Kleine war ein wahres Wunder an Zierlichkeit; aus dem gelblich bleichen Gesichtchen funkelten zwei beerschwarze Augen zornig zu dem betreßten Manne empor, der sich lächelnd weigerte, das Frauenzimmerchen einzulassen. Meine Augen verweilten mit Wohlgefallen auf dem niedlichen Persönchen, das mir in seiner ganzen saubern Ausstaffierung wie eine niedliche Puppenfrau vorkam, und ich fragte den sonst so gutmütigen Zerberus, warum er der Kleinen den Eingang verweigere. Der Mann erklärte mir, er habe den strengsten Befehl, den Herrn Intendanten Gombert nicht zu stören, wenn er seinem Herrn Vortrag halte. Ich versuchte die Kleine zur Geduld zu ermahnen; aber sie schnitt mir eine Fratze und war dann mit einem Male ganz plötzlich im Innern des Hauses verschwunden. Als ich die Treppe emporstieg, kam mir der Intendant, ein Monsieur Gombert, von oben herab entgegen; an der Hand führte er sein eigenwilliges Töchterchen, und aus dem herausfordernden Blick, den mir die Kleine im Vorbeigehen zuwarf, sprach der Triumph eines kleinen Frauenwesens, dem sein Vorhaben gelungen war.

Nach meiner Heimkehr aus Paris erteilte mir mein gnädigster Herr, der Kurfürst Karl Albrecht, den Auftrag, seinen beiden Neffen, den Prinzen Max und Klemens, Unterricht in Geographie, Geschichte und Moralphilosophie zu erteilen, wozu später etwas Staatsrecht und Politik kam. Eines Tages ließ mich die Kurfürstin Amalie in ihre Gemächer rufen und äußerte den Wunsch, ich möge ein Verzeichnis ihrer Bücher anfertigen. Ich dankte für die Ehre, die sie mir erwies, und auf ein Klingelzeichen der Fürstin kam ihre neue Kammerfrau herein, um mich in die Bibliothek zu geleiten. Es war ein zierlich heraus-

geputztes Persönchen, in dem ich sofort die Kleine erkannte, mit der ich in Paris vor dem Stadthaus des Grafen von Bayern zusammengetroffen war. Sie führte mich in ein Gemach, wo kostbare Bände in einem offenen Schranke standen, und kletterte behend eine Leiter empor, um mir ein Verzeichnis zu überreichen, das sie vor einiger Zeit aus eigenem Antrieb angefertigt hatte. Da keine Miene in dem reizenden Gesichtchen der Bibliothekarin andeutete, daß sie mich erkannte, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß ich schon einmal das Vergnügen gehabt hatte, ihr zu begegnen.

»Hoffentlich ist der Bär in seinem Vaterlande liebenswürdiger als in Paris,« entgegnete sie rasch, und den schnippischen Mund umspielte ein Lächeln, das wie ein Leuchten über das glänzende Gesichtchen ging.

Ich wagte es daraufhin ihre Fingerspitzen zu küssen, und erhielt als Dank einen Schlag mit dem Fächer, den sie an einem rosafarbenen Band um die Hüfte trug. Des Katalogs nahm ich mich mit der größten Aufmerksamkeit an; aber die kleine Demoiselle Marie Therese Gombert tat ihr möglichstes, um mir die Arbeit schwer zu machen: ich konnte keine halbe Stunde ungestört sein; wie ein Eichhörnchen huschte sie die Leiter empor, riß dieses oder jenes Buch heraus und fragte nach den Dichtern, und wenn ich auf der anderen Seite der Doppelleiter emporkletterte, war sie wieder unten, ehe ich mir ihre Frage recht überlegt hatte. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die Lustspiele Marivaux', und als ich eines Tages mit der Antwort auf die Frage, was ich von der Komödie »Les jeux de l'amour und du hasard« hielte, etwas zögerte, flog mir der kleine Band als Katapult an den Kopf. Sie besaß das feinste hellste Stimmchen, und wenn sie lachte, war es, als ob ein silbernes Geläute über mich Tölpel herstürzte. Ich konnte mir zuletzt meine Arbeit gar nicht ohne Beisein der Kleinen vorstellen. Ein Fest war es, wenn ich meine Schüler nach Nymphenburg

begleiten durfte, wohin auch die Fürstin öfters fuhr, um den Bau der Amalienburg zu überwachen. Während der Hofarchitekt Cuvilliés die Pläne des Lusthauses erläuterte und die Prinzen nach der Scheibe schossen, drückten wir uns beiseite und machten einen Gang durch den Park oder bestiegen eine Lustbarke, um eine Fahrt auf dem Kanal zu wagen. Da war es mir seltsam, daß eine Veränderung mit der kleinen Demoiselle Gombert vorging, wenn sie in dem Schiffchen saß: sie ließ sich von mir ein Tuch um die Schultern legen und saß wie ein verschüchtertes Kind auf dem gepolsterten Bänkchen, und auch meine Bitte, eines ihrer französischen Liedchen zu singen, lehnte sie auf dem Wasser stillschweigend ab. Kaum aber hatte sie den Fuß wieder auf das feste Land gesetzt, als auch die alte Schelmin wieder in ihr erwachte, und es waren nicht immer Liebenswürdigkeiten, die ich zu hören bekam. Sie hustete viel und klagte überhaupt viel über die Rauheit unseres Klimas. Ich gab mir keine Mühe, vor mir selbst und anderen zu verhehlen, wie lieb mir die Kleine allmählich geworden war; meine Augen sagten alles, was mich bewegte, aber noch war kein Wort des Geständnisses über meine Lippen gekommen. Da trat Marie Therese eines Tages in dem Vorzimmer der Fürstin vor mich hin und fauchte mich zornfunkelnden Blickes an: »Warum sagt mir der Herr nicht, daß er mich lieb hat?«

Ich geriet in eine solche Verlegenheit des Glücks, daß ich zunächst kein Wort der Entgegnung fand; als ich aber bemerkte, daß in den Augen der Kleinen die hellen Tränen standen, schoß auch mir das Wasser in die Augen: ich haschte nach ihren Händen, und so blieben wir im Banne eines wundersamen Gefühls schweigend voreinander stehen.

Das war so ihre Art, nämlich die eines Kindes, das nicht warten kann, bis die Frucht reif ist, sondern sie mit Gewalt vom Baume reißt.

Am nächsten Tage war ich mutvoller geworden: ich nahm Marie Therese, die mir mit mürrischem Gesichtchen in der Bibliothek entgegenkam, in meine Arme, obwohl sie sich heftig sträubte, und suchte ihr auch gleich die Ehrlichkeit meines Gefühls zu beweisen, indem ich von unserer baldigen Vermählung sprach. Sie wurde nun auch ganz still und nachdenklich, fast wie ein Kind, dem man ein neues Märchen erzählt, und ließ sich sagen, wie ich mir unser künftiges Leben träumte: Wenn auch von den eintausend Gulden Besoldung, die wir zusammen bezogen, vielleicht nur sechshundert eingingen, so machte unser gemeinsames Einkommen, mit Einschluß der Rente aus meinem väterlichen Vermögen, doch gegen tausend Gulden aus, und damit ließ sich's in unserer Stadt gut und behäbig leben. Dazu plante ich den Ankauf eines kleinen Häuschens vor einem der Tore, und auch ein schöner Garten mit allem Zubehör durfte nicht fehlen. Dieser Traum war sozusagen Wasser auf Marie Theresens Mühle: dieser Garten wurde ihr Meisterwerk, und alles, was uns Tag für Tag an Herrlichkeiten in den fürstlichen Lustgärten vor Augen stand, war da auf kleinstem Raum versammelt: ein Teich, in dem chinesische Goldfische schwammen, eine Laube, eine versteckte Muschelgrotte mit einem feinen Quellchen und ein paar Laubengänge, vor denen der blinde Schütze seinen Bogen jedem Eintretenden entgegenspannte. Als wir endlich mit der Errichtung unseres Lust- und Ehehäuschens fertig waren, löste sich Marie Therese aus meinen Armen und huschelte, ohne mir weiter einen Blick zu gönnen, wie eine leichte Fee davon.

Daß sie noch am gleichen Tage ihrer Herrin von unseren Plänen Mitteilung machte, entnahm ich einer Äußerung meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten, der mich am Tag darauf ansprach: »Wir werden also eine Gelehrtenhochzeit bekommen?« sagte er, und als ich mich, über und über glühend, verbeugte, setzte er hinzu: »Wir werden Ihm stets in Gnaden gewogen bleiben.«

Wir galten also am ganzen Hofe als Brautpaar; aber meine Hoffnung, daß mir dieses offenkundige Verhältnis auch gestatten würde, mein Bräutigamsglück offen und ungestört zu genießen, erwies sich als trügerisch. Wenn ich mit beflügeltem Schritt in die Bibliothek der Kurfürstin ging, so wußte ich niemals, welchen Empfang mir Marie Therese bereiten würde. Manchmal war es, als ob sie die geringste Liebkosung empöre: dann blitzten mich ihre schwarzen Augen an, und sie rief: »Was will der Herr von mir? Ich kann nicht lieben! Ich mache mir nichts aus Ihm! Ja, früher, da war das anders: da hat sich was geregt in meinem Herzen. Aber jetzt ist das alles vorüber! Fini – ni – ni!« Und kein Wort und kein Blick vermochten sie aus dieser beinah bösartigen Haltung zu reißen. Dann konnte es wieder, an einem anderen Tage, geschehen, daß ihr die hellen Tränen des Entzückens über ihre blassen Bäckchen flossen, wenn ich sie bei der kindlich zarten Hand nahm und ihr von dem Glück erzählte, das in unserem kleinen Häuschen auf uns wartete. Selbst ihre Stimme bekam einen anderen Klang, etwas unsäglich Feines und Weiches, wenn sie aus dieser heiligen Stille heraus ein zärtliches Liebeswort in deutscher Sprache sagte, oder über meine Hände, ces gros mains de pédant strich, wie sie in ihrer Muttersprache zu sagen liebte. Dann konnte es auch vorkommen, daß wir uns zu einem ernsthaften Gespräch in eine Ecke der Bibliothek setzten, und da bekam ich immer wieder Gelegenheit, die Feinheit eines Geistes zu kosten, dem allerdings ein hübsches gelungenes Wort besser zusagte als die stammelnde Echtheit eines tiefen Gefühls. So entsinne ich mich eines Urteils, das sie eines Tages über ihren Lieblingsdichter Marivaux fällte: sie meinte nämlich: C'est le cœur dévoilé par l'esprit; da sehe man ein Herz, von dem der Geist den Schleier wegziehe, und dieses Wort erinnerte mich später an meine Lebenserfahrung, daß in seltenen Menschen heiterer Geist und ein melancholisches

Gemüt recht gut in einem Herzen beisammen wohnen können, wobei sich allerdings die Phantasie, als folle du logis, keine allzu heftigen Possen erlauben darf. Am Tage darauf herrschte wieder anderes Seelenwetter: da trat mir wieder ein kleines Sprühteufelchen entgegen, das in meiner Gegenwart diesen oder jenen Hofkavalier kokettierend anblinzelte und Bemerkungen über mich machte, die mich, wie sie wußte, aufs tiefste verletzen mußten. Und mehr und mehr wurde der Zweifel, ob eine Verbindung mit der Kleinen auch wirklich mein Glück sei, in mir rege und bereitete mir kummervolle Tage und Nächte; ich schämte mich dieses Zweifels und konnte doch nicht davon loskommen; denn ich liebte Marie Therese mit der ganzen Heftigkeit und Innigkeit einer ersten Liebe.

Da brachte mir ein kleiner Vorfall die Klarheit eines Entschlusses: eines Tages traf ich im Vorzimmer der Fürstin ein Dutzend Herren vom Hofe um meine kleine Braut herumstehend, die von Einfällen sprühte und in ihren Antworten nach rechts und links Schläge austeilte. Sie hielt ein halbgeleertes Glas Limonade in der Hand und sah sich, als ich herzutrat, nach einem dienstbaren Geiste um, der ihr das Gefäß aus den Händen nähme. Da traf mich ihr Auge; sie hielt mir das halbgeleerte Glas hin und sagte: »Nehmen Sie's, mein Herr! Sie sind das von Jugend auf gewohnt.« Es war dies eine boshafte Anspielung auf meine bescheidene Herkunft, und das Lächeln der Hofkavaliere um mich her belehrte mich, daß die Bosheit aus dem Munde meiner Braut verstanden und gewürdigt wurde. Ich nahm das Glas; aber ich ließ es mit Absicht fallen, so daß es auf dem Parkett in tausend Scherben zersplitterte. Das Lächeln der herumstehenden Gecken erbitterte mich vollends derart, daß ich mich auch noch ganz gegen meine Art zu einer Antwort aufraffte und mit ruhiger Haltung sagte: »Mademoiselle wird entschuldigen: ich bin solcher Dienste seit langem entwohnt.«

Damit machte ich eine Verbeugung und empfahl mich dem Kreise, ohne Marie Therese anzusehen, und so weiß ich bis heute nicht, mit welchem Gesicht sie meine Erwiderung aufnahm. Stundenlang ging ich mit wunder Seele in den Alleen des Parkes auf und ab. Ich fühlte, daß meine Schläfen brannten; aber ich wehrte mich gegen jeden Gedanken, der in mir aufkommen wollte, und auch dem Bilde der lächelnden Stunde, das doch mit peinvoller Deutlichkeit vor meiner Seele stand, suchte ich im raschen Gehen zu entfliehen. Dabei glaubte ich immer wieder das Glas zwischen meinen Fingerspitzen zu fühlen, und einmal meinte ich, es klebe ein Tropfen, der sich nicht wegwischen lasse, darauf. Ich hatte mich niemals meiner Herkunft geschämt; ich wußte, daß ich Neider unter den Kavalieren besaß, denen es nicht behagte, daß meine allergnädigsten Herrschaften in manchen Dingen meinen Rat suchten; aber ich hatte es, aus einer eigenen Scheu heraus, stets vermieden, meine Stellung am Hofe nach allen Seiten hin abzuschätzen und mir selber Rechenschaft darüber abzugeben. Nun aber, da dieses zersplitterte Glas zwischen mir und meiner Braut lag, empfand ich mit einemmal ein brennendes Unbehagen, wenn ich an den gewohnten Tageslauf dachte. Der innere Zwiespalt, der mich quälte, machte es mir unmöglich, am nächsten Tag bei Hofe zu erscheinen, und auch für die folgenden Tage ließ ich mich durch ein Unwohlsein entschuldigen. Vielleicht wäre alles wieder gut geworden, wenn ich mich hätte entschließen können, Marie Therese aufzusuchen; aber zuweilen kann ich sehr hart sein, und da kein Lebens- oder Liebeszeichen von ihr kam, so blieb ich in meiner Verstocktheit zu Hause, obwohl mein ganzes Wesen doch wieder der Geliebten entgegendrängte, sie entschuldigte und nur, zu meiner tiefsten Seelenpein, bei allen sonnigen Augenblicken unserer kurzen Liebeszeit verweilte. Mein Schwager, der kurfürstliche Leibarzt List, dem ich endlich am dritten Tage meinen Kummer anvertraute, gab mir eine Aufklärung,

die mich vollends aus allen Himmeln meines Glückes stürzte: er führte das seltsame Wesen Marie Theresens darauf zurück, daß sie vom Tod gezeichnet sei: sie war brustkrank, und er gab ihr günstigsten Falles nur noch einige Jahre zu leben. Nun aber wollte ich, in selig aufwallendem Mitleid, zu ihr eilen, um sie um Verzeihung zu bitten und sie wie ein krankes Kind für immer in den Arm zu nehmen; aber ein kleines Billett von Marie Theresens Hand, das ich aufbewahrt habe, enthob mich jedes weiteren Schrittes. Sie teilte mir mit, daß sie sich nach langem Zaudern entschlossen habe, dem Hofrat Pellet, einem Franzosen, ihre Hand zu reichen. Gerade die Wahl dieses Mannes, der das Rechnungswesen des Kurfürsten unter sich hatte, war mir wiederum ein Rätsel und verletzte mich aufs tiefste: der Monsieur Pellet gehörte zu den verhaßtesten Leuten bei Hofe, und Marie Therese mußte wissen, daß dieser Mann keine Frau glücklich machen konnte; aber sie blieb trotzig bei ihrer Wahl, und auch die hohen Herrschaften schienen diese zu billigen.

Von meinem Schmerze ließ ich nichts merken. Ich fand eine langwierige Gelegenheit, mich in der Gelassenheit zu üben, und das »Leid und meid« der Stoiker gründlich auszukosten; aber in diesen Tagen innerer Öde reifte auch der Entschluß in mir, dem Leben bei Hofe, sobald als es die Verhältnisse gestatteten, zu entfliehen. Meine Hoffnung, daß Marie Therese es noch früh genug erkennen werde, wem sie ihr Glück anvertraut hatte, schlug fehl. Sie vermählte sich bald darauf mit ihrem Erwählten, und die Neuvermählten bezogen ein schönes Haus in der stillen Herzogspitalgasse. Ich bekam sie nur noch selten zu sehen, wenn sie in einem schönen Wagen – sie liebte es nicht, zu Fuß zu gehen – nach Nymphenburg fuhr, wo sie in der Kurfürstin Amalie stets eine gnädige Herrin fand. Nach einem Jahr bekam sie ein Töchterchen, und so durfte ich glauben, daß sie ihr Glück nun doch gefunden hatte. Doch zwei Monate nach der Geburt ihres Kindes riefen

mich ein paar Zeilen von ihr an ihr Totenbett. Ich fand in der Sterbenden nur noch einen Schemen der früheren Marie Therese; aber selbst der Schatten des Todes hatte nicht vermocht, das Licht ihrer schwarzen Augen und die Heftigkeit ihres Wesens zu dämpfen. Was ich aus dem Mund der Sterbenden vernahm, gehört zu meinen erschütterndsten Erlebnissen: sie fluchte dem Leben, das sie in solches Unglück gestürzt hatte, und flehte zu Gott, er möge doch auch gleich ihr Töchterchen mitnehmen aus dieser Welt des Jammers und der Tränen.

Als ich, zu tiefst erschüttert, aus der Türe des Sterbegemachs trat, brachten zwei Diener den betrunkenen Hofrat nach Hause.

Später setzte mich die Gnade meines Herrn, dem ich noch eine Zeitlang als Kabinettsekretär diente, instand, einen Hausstand zu gründen, und da nahm ich mir die Tochter eines Handelshauses in der Kaufingergasse zur Frau. Sie hat mich sehr glücklich gemacht und mir ohne Eifersucht gestattet, mehr mit verklärten Schatten als mit den Lebendigen zu leben, und vielleicht ist die Weisheit, daß es sich mit teuren Schatten am leichtesten lebt, die süßeste Frucht meines Lebens.«

Der junge Hofmeister blieb mit gesenktem Kopfe sitzen, als sein Gönner geendet hatte. Er fühlte, daß er in dieser Erzählung einen Beweis des Vertrauens von Mann zu Mann sehen durfte; aber gerade diese Einsicht mehrte seine Verstocktheit, und so brachte er kein Wort über seine Lippen.

Nach einer Weile nahm der Hofrat wieder das Wort: »Ich habe gehört, daß du der Tänzerin, die dir in Günzburg den übeln Streich gespielt hat, Unterricht in der italienischen Sprache erteilst? Nun, du bist kein Knabe mehr, und ich möchte deine Freiheit nicht antasten; aber es würde mir leid tun, wenn du in Verhältnisse gerietest, die nicht für dich gemacht sind und die du nicht meistern kannst. Ich sehe dich gern im Umgang mit den Musen;

aber ob Terpsichore geeignet ist, dich auf dem Lebensweg zu fördern, den wir, deine Freunde, als besten für dich erachten, ist eine Frage, deren Beantwortung ich dir selbst überlasse. Willst du als Sekretär, oder als Reisemarschall, oder als Gelegenheitsmacher eines hübschen losen Frauenzimmers, das seinen Herrgott verkauft, wenn ihm das Wasser an den Hals geht, in der Welt herumfahren?«

Da brauste Matthias Rörenspeckher auf: »Ich werde zu den Soldaten gehen –«

Der Hofrat stand auf, und keine Regung seiner Miene verriet, daß ihn diese Äußerung seines Schülers beunruhigte: »Das magst du halten wie du willst. Aber ehe du einen dummen Streich begehst, darf ich dich noch einmal zu einer letzten Unterredung in meinem Studio erwarten. Ich bin morgen Abend zu Hause.«

5

Am nächsten Morgen ließ sich der Hofrat Öfele von Engerl seinen alten Staatsrock aus violettem Samt, seinen Rohrstock und seinen Hut, den eine altmodische Goldborte zierte, zurechtlegen, und gegen zehn Uhr machte er sich, frisch rasiert und mit einer Ledertasche unterm Arm, auf den Weg nach dem Lusthaus »Les Délices«. Er verbrachte eine halbe Stunde in dem Vorzimmer der Demoiselle Hubert und hörte dem Geplapper der bunten Gesellschaft, die auf das Erscheinen der Tänzerin harrte, mit dem Lächeln eines Mannes zu, den nichts in Erstaunen setzt. Einige der Händler, die an den Wänden herumstanden, kannten den alten Herrn, und seine Anwesenheit gab Anlaß zu allerlei Flüsterungen und Vermutungen über die künftige Glanzstellung der Tänzerin an der kurfürstlichen Hofbühne. Er mußte eine geschlagene Stunde warten, bis endlich die alte Suzon erschien und ihn über eine schmale Treppe in ein Gemach des Oberstocks geleitete, wo er die Tänzerin in einem

mächtig breiten Himmelbette liegend fand. Zur Seite dieses Lagers kniete ein Mohrenbüblein und hielt ein Tablett, auf dem vergoldete Tassen und eine Kanne mit Schokolade standen. Das aufgelöste Haar der Schönen fiel in schwarzen Strähnen über die weißen Kissen, und ein winziges Pflästerchen auf der rechten Backe verriet, daß sie soeben den Händen ihrer Kammerfrau entschlüpft war. Zu Füßen des Himmelbettes, dessen schwere Samtfalten zwei Putten in die Höhe rafften, saß der Chevalier de Fezensac und las in einem kleinen Buche, während ein geschminktes Zöfchen Kämme, Schmuckdosen, Spiegel und feine Zangen in einer Schublade unterbrachte. Der Hofrat vernahm nur noch die Verse:

Les yeux chargés d'une douce langueur,
Zélis, dans le sein d'un sommeil enchanteur
Va prendre une beauté nouvelle,

und eine Flut von Erinnerungen an die Zeit, da er sich selbst im Verfertigen französischer Scherzgedichte geübt hatte, stieg wie ein Schwarm gaukelnder Schmetterlinge in seiner Seele auf. Er wußte, daß vornehme Damen gewohnt waren, ihre Freunde im Bette zu empfangen, und fand sich mit leichtem Lächeln in die Lage. Auf einen Wink der Schönen hin verschwanden Vorleser, Mohrenbüblein und Kammerfrau; aber die Stimme der Tänzerin klang barsch, als sie den alten Herrn fragte: »Was wünschen Sie? Kommen Sie im Auftrag des Herrn Touche?«

Der Hofrat nahm auf einem Sessel Platz, kreuzte seine Beine und sagte: »Ich bitte Mademoiselle zu glauben, daß ich in freundlicher Absicht komme. Ein junger Mann, dessen Zukunft mir am Herzen liegt, gibt Ihnen Unterricht in italienischer Sprache?« –

Die Tänzerin kniff ihr linkes Auge zusammen und fragte: »Et après –« .

»Ich möchte mir nur erlauben, zu bemerken, daß unser junger Freund der Sprache Metastasios nicht genügend

mächtig ist, um eine schöne Frau in ihre Geheimnisse einzuweihen.«

Die Tänzerin ließ ein silberhelles Lachen hören: »Monsieur ist Pedant, wie alle Deutschen! Ich denke, es läge an mir, zu entscheiden, ob mir die Kenntnisse meines Lehrers genügen. Er hat eine gute Aussprache –«

»Ich weiß es. Ich habe sie ihm beigebracht –«

Die Tänzerin grüßte mit der flachen Hand und sagte: »Ich mache Ihnen mein Kompliment. Aber ich nehme an, daß Sie nicht gekommen sind, mir dies zu sagen –«

»Sie haben es erraten. Wir haben im Deutschen ein Sprichwort: Jugend hat keine Tugend.«

»Der Herr ist doch kein Schwarzrock?«

»Ich wollte sagen: der junge Herr mit der guten Aussprache hat ein Herz –«

Der Schimmer eines leichten Lächelns umspielte die Lippen der Demoiselle; dann brach sie in ein helles Gelächter aus: »Haben Sie Angst, daß er es verlieren könnte?« Doch noch ehe eine Antwort von den Lippen des Hofrats kam, war sie wieder ernst geworden; sie richtete sich auf und fragte mit gerunzelter Stirne: »Mit welchem Recht mischen Sie sich in Dinge, die nur mich angehen? Sind Sie der Vater?«

»Nein.«

»Oder wäre es ein Verbrechen, wenn ich mir einfallen ließe, den jungen Herrn zu lieben?«

»Ja –«

Die Tänzerin sank in die Kissen zurück und lachte: »Das ist köstlich! Das ist unbezahlbar! Das ist –«

»Ich bitte Mademoiselle, mich nicht mißzuverstehen. Daß er seinem Herzen einige Freiheiten gestattet, finde ich begreiflich: man braucht nur Mademoiselle anzusehen, um das alles zu verstehen, obwohl ich nicht so weit gehen möchte, die Wahrheit des Wortes „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ in allen Lebenslagen für gut zu halten. Aber es handelt sich um etwas anderes: Made-

moiselle begeht ein Verbrechen gegen sich, wenn sie dieser Neigung nachgibt und dem jungen Fant Flausen in den Kopf setzt. Was soll aus all dem werden?«

»Ein kleines Glück oder ein großes Glück – je nachdem, lala, la, lalala!«

»Ich wiederhole: Mademoiselle begeht ein Verbrechen –«

Die Tänzerin fuhr auf und streckte einen Arm mit heroischer Geste aus: – »Und wenn es mir beliebt, ein Verbrechen zu begehen?«

Der Hofrat lächelte und sagte: »Morgen früh fahren zwei Kutschen aus den Toren unserer Stadt –«

Die Tänzerin lachte: »Was gehen mich Kutschen an, in denen ich nicht sitze –«

Der Hofrat fuhr fort: »Zwei Reisekutschen, in denen die Morini und die Corticelli – Sie kennen doch die beiden Damen?«

»Leider!«

» – einem Glück entgegenfahren, das ich gerne einer anderen, würdigeren gönnen möchte. Unter uns: man merkt, daß die beiden ihre Kunst in Venedig gelernt und nicht die hohe Schule zu Paris durchlaufen haben, wo der göttliche Vestris, le dieu de la danse, durch sein Beispiel wirkt.«

»Die eine ist ein Faß und die andere eine Stelze!«

»Aber sie fahren ihrem Glück entgegen, und eine davon wird es erreichen, wenn nicht eine schönere Hand in die Speichen ihres Triumphwagens fällt, der schon angeschirrt ist. Mademoiselle wird mich verstehen: Fürstliche Herzen haben ihre Launen; aber fürstliche Ohren hören zuweilen auch gerne, was ihnen ein Kenner anrät –«

Die ernst gewordene Tänzerin kreuzte ihre Arme hinter den Kopf und blickte mit verdüsterten Brauen vor sich hin.

Der Versucher fuhr fort: »Die Hände, die diesen Triumphwagen angeschirrt haben, sind von fürstlicher Freigebigkeit: sie wissen, daß in kleine Hände mehr geht

als in große, und, was wichtiger ist, sie handeln danach. Oh, ich weiß, daß zärtliche Herzen gern von einem Schäferglück träumen, das in einer bescheidenen Hütte haust; aber glauben Sie mir, meine Schönste, das sind Narreteien der Poeten und nur dadurch zu entschuldigen, daß man von einer Mansarde aus die Welt nicht so sieht, wie sie leider in Wirklichkeit ist. Auch Träume haben ihre Farben, und ein Traum in einem Fürstenbett trägt eine andere als der Traum in den Löchern, wo, wie unsere Hofkavaliere sagen, die Canaille wohnt. Ich halte es mit meinem Patriarchen von Ferney:

Regrettera qui veut le bon vieux temps,
Et l'âge d'or et le règne d'Astrée,
Et les beaux jours de Saturne et de Rhée,
Et le jardin de nos premiers parents:
Moi, je rends grâce à la nature sage
Qui, pour mon bien, m'a fait naître en cet âge.
Le superflu, chose très nécessaire,
A réuni l'un et l'autre hémisphère.
Allons souper! Que ces brillants services,
Que ces ragoûts sont pour moi des délices!
Qu'un cuisinier est un mortel divin!
Chloris, Eglé me versent de leur mains
D'un vin d'Aï, dont la mousse pressée,
De la bouteille avec force élancée,
Comme un éclair fait voler le bouchon.
Il part; on rit; il frappe le plafond –
Le lendemain donne d'autres désirs,
D'autres soupers, et de nouveaux plaisirs.

Doch, so heiter dies Gedicht auch ist, mir will scheinen, daß es hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Mein alter Freund, der Graf Salern – Mademoiselle kennt den alten Herrn, dem kein Schmerz eines Frauenzimmers fremd geblieben ist? – pflegt zu sagen: Wir stehen am Ende der Zeiten.

Das Reich der Frau ist gekommen: Le règne des femmes a commencé!«

Die Tänzerin schwieg noch immer in finsterem Brüten vor sich hin.

Der Hofrat fuhr fort: »Eine Frau ist nur im Luxus schön. Und wie gesagt: es gibt Fürstenhände, die Schlösser verschenken, und eine Krone zur linken Hand ist nicht weniger Geschmeide als die ererbte. Und sie trägt sich leichter, fast wie ein blumiger Schäferhut mit einem leichten Flatterband. Ich habe mir, von meiner Jugend her, einige vortreffliche Freunde in Paris bewahrt, und wenn ich hie und da in die Stadt komme, wo die Frauen als Königinnen herrschen, verfehlen sie nicht, mir die neuesten Herrlichkeiten der Epoche zu zeigen. Ich habe auf meiner letzten Reise allerlei Neues gesehen: es ist mir aufgefallen, daß die Mütter nun ihre Kinder stillen; daß die Philosophen anfangen, ihre Gedanken als einen Harem zu behandeln, der nur zum Vergnügen da ist, und daß die Frauen an Gott zu glauben beginnen. Ich habe mir sagen lassen, daß die Guimard – Sie kennen sie?«

»Das Skelett hat mir vor drei Wochen eine Ohrfeige gegeben –«

»Dann sind Sie offenbar mit ihr befreundet? Also, ich habe mir sagen lassen, daß die Guimard ein Haus besitzt, in dem Prinzen und Herzöge verkehren und die Tage wie Rosen pflücken, wenn sie sich nicht eine reizende Komödie im Haustheater vorspielen lassen, dessen vergitterte Logen auch den Damen bei Hof ermöglichen, ihr Gesicht bei gewagten Szenen nicht hinter einem Fächer verstecken zu müssen. Man hat mir selbst angeboten, mich in diesen Tempel Terpsichores, wie die lustigen Herren von Gottes- und Allerweltsgnaden diesen Feenpalast getauft haben, einzuführen und mir den Speisesaal, das Bett und das Schlafgemach – das achte Wunderwerk der Zeit – zu zeigen; aber ich dachte mir, eine Frau mit Geschmack könnte noch Schöneres schaffen, und wenn ich

ehrlich sein will, muß ich unserm Vaterland die Ehre zuerkennen, die schönsten Schlösser zur rechten und – zur linken Hand zu besitzen.«

Die Demoiselle Hubert richtete den Blick ins Weite; die Falte auf ihrer Stirn verkündete Unheil.

Da schlug der Hofrat seinen letzten Trumpf auf; er sagte: »Mademoiselle kennt die Bosheit der Frauen. Mein Freund, der Graf von Salern, erzählte mir gestern, die Corticelli habe vor ein paar Tagen im Foyer geäußert, daß Mademoiselle keine Aussicht hätte, hier oder sonstwo Fortune zu machen –«

»Warum?«

»Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich eine Äußerung wiederhole, die nur aus dem Munde der leibhaftigen Bosheit stammen kann. Die Signorina meinte, es fehle Ihnen das gewisse Etwas, das je ne sais quoi pour réussir.«

Da fuhr die Tänzerin mit einem wilden Lachen auf und streckte beide Beine aus dem Bette; dann griff sie nach dem Glockenzuge und riß so heftig an der seidenen Schnur, daß ihr diese in der Hand blieb. Und als die Kammerfrau nicht sofort in der Tür erschien, schrie sie gellend: »Suzon! Suzon!«

Als endlich die alte Kammerfrau mit der Zofe hereinstürzte, fuhr die Tänzerin sie an: »Mein Reisekleid! Meine Schuhe, meinen Hut!« Und während die beiden Frauen auseinander liefen, Schränke aufrissen und ihrer Herrin in die Kleider halfen, ohne der Gegenwart des alten Herrn die geringste Beachtung zu schenken, murmelte sie vor sich hin: »Das sollst du mir bezahlen –«

Da erhob der Hofrat seine Stimme: »Ich begreife Mademoiselle. Aber Sie wissen vielleicht, was unsere lieben Italiener, diese Pest unserer Bühnen, von der Rache sagen? Daß sie ein Gericht sei, das kalt genossen werden müsse!« Und er griff in die Tasche seines Samtrockes und brachte einen Brief zum Vorschein, dessen

Siegel ein breites gräfliches Wappen schmückte: »Was meint die Demoiselle, was dieser Brief enthält? Ein paar Zeilen, die unter Umständen ein Schicksal, Ruhm, Glück und Unsterblichkeit bedeuten, wenn sie in die richtigen Hände gelangen. Die beiden bösen Zungen treten, wie ich aus bester Quelle weiß, ihre Reise nach Schwetzingen heute an. Wie wäre es, wenn Mademoiselle ihnen mit diesem Briefe den Vorsprung abgewänne und sie dort auf dem Felde erwartete, das man das Feld der Ehre unserer lieben Frauen nennen könnte.«

Die Demoiselle nahm den Brief entgegen; er war an den Grafen von Flörsheim, Kammerherrn seiner kurfürstlichen Durchlaucht in Schwetzingen gerichtet; sie drehte ihn um, führte ihn an ihr Näschen und brach endlich los: »Wir reisen sofort! Ah, ich habe nicht das je ne sais quoi pour réussir! Ah, ich bin unfähig, Fortune zu machen! Ah, ich habe am Ende gar nicht die Muse Klio in dem „Karneval der Musen" an der italienischen Oper getanzt!«

Der Hofrat verbeugte sich: »Ich werde mir erlauben, der Demoiselle einen Wagen zu senden. Es ist der Kutscher, mit dem ich hie und da eine Spazierfahrt mache. Er wird um zwölf Uhr vor dem Hause halten.«

Die Augen der Tänzerin sprühten Feuer, als sie den alten Herrn anlächelte: »Sie werden von mir hören. Vielleicht bin ich Ihnen Dank schuldig, obwohl Sie bei Ihrem Hierherkommen nicht an mich gedacht haben. Aber die Deutschen sind alle retors und voller Mucken –«

Der Hofrat führte ihre Fingerspitzen an seine Lippen; es schien ihm geboten, die Wirkung seiner Mitteilungen nicht abzuwarten, und so wünschte er denn der Demoiselle die glücklichste und angenehmste Reise. Dann machte er eine Verbeugung, wie er sie zum ersten Male im Arbeitszimmer des Kardinals Fleury gemacht hatte, und ging in der Haltung eines Hofmanns hinaus.

6

Als Matthias Rörenspeckher zwei Stunden später, gegen zwölf Uhr, sich den „Délices“ näherte, fand er einen bepackten Reisewagen vor dem Tore stehen. Auf dem Bock hockte das Negerlein der Demoiselle und biß in einen Kuchen, dessen Rundung seine Händchen kaum umspannen konnten. An der Türe stieß Matthias auf die alte Kammerfrau Suzon, die ein rosafarbenes Kästchen in der Hand trug und ihn zum ersten Male fröhlich angrinste, aber auf seine Frage, was der Aufzug bedeute, keine Antwort gab. Gleich darauf trat auch die Demoiselle Hubert in einem mächtigen Reisehut aus dem Hause; sie schien so tief in Gedanken, daß sie die Anwesenheit des Hofmeisters zunächst gar nicht bemerkte, und erst als dieser bestürzt an den Wagenschlag herantrat, hub sie den Kopf, wie wenn sie aus einem Traum erwachte; ihre Stimme klang hart, als sie sagte: »Ah, Sie sind es! Sie ersparen mir die Mühe, an Sie zu schreiben. Ich muß verreisen. Wenn mich noch einmal die Lust anwandeln sollte, Italienisch zu lernen, werde ich mich Seiner erinnern.«

Matthias Rörenspeckher fand kein Wort der Entgegnung; es war ihm, als ob er aus allen Himmeln stürzte. Doch da fühlte er plötzlich einen weichen Mund auf dem seinen. Ehe er jedoch wieder zur Besinnung gelangen konnte, war Madeleine Hubert in den Wagen gestiegen, die Gäule zogen mit einem jähen Ruck an, und das Gefährt verschwand in einer Wolke weißen Staubes.

Matthias Rörenspeckher blieb noch eine Weile an der gleichen Stelle stehen; zwei Mädchen, die den Abschiedskuß der Tänzerin bemerkt hatten, lachten und zeigten mit Fingern auf ihn; er aber sah die Mädchen mit verständnislosen Blicken an und ging dann mit gesenktem Haupte der Stadt zu.

Am gleichen Abend wartete die Gesellschaft der Freunde

in dem Hause des Hofrats Ofele vergebens auf das Erscheinen des ehemaligen gräflichen Hofmeisters Matthias Rörenspecker. Der Graf von Salern wußte bereits, daß die Demoiselle Hubert ihrem Glück entgegenfuhr, und mußte gestehen, daß sein Freund Ofele recht behalten hatte; aber er rächte sich für diesen Triumph einer lächelnden Weltklugheit, indem er dem Professor der Dichtkunst Lorenz Westenrieder erklärte, daß es der Hofrat von je hinter den Ohren gehabt habe, was von einem ehemaligen Hofmanne aus der guten alten Zeit allerdings nicht wundernehmen könne. Doch der Patrizier Lorenz Westenrieder leitete das Gespräch auf eine würdigere Bahn, indem er die feierliche Frage aufwarf, was nun aus dem unglückseligen Hofmeister werden solle: obwohl er an die eingeborene Güte des Menschengeschlechts glaube, könne er doch nicht umhin, die Tatsache zuzugestehen, daß der bekannte alte Widersacher noch immer umhergehe, quaerens quem devoret. Auch sei es erwiesen, daß der junge Herr sich allzu leicht auf Abwege habe führen lassen, und wer einmal dem Teufel in Weibsgestalt nahegekommen sei, laufe doppelt Gefahr, immer wieder in die Netze des höllischen Unholds zu geraten und da seine Ebenbildlichkeit Gottes für Zeit und Ewigkeit zu verlieren.

Da war es der Kolonialwarenhändler Claudius Cler, der den Redestrom des Professors unterbrach, indem er den Vorschlag machte, eine kleine Summe zusammenzusteuern, damit Matthias doch noch die Universität Löwen besuchen könne, und um jede weiteren Bedenken hintanzuhalten, zog er einen wohlverschnürten Lederbeutel aus der Tasche und legte zehn blanke Dukaten auf den Tisch. Herr Westenrieder billigte diesen Vorschlag; aber er ließ es sich nicht nehmen, die Gefahren, die einen jungen Herrn bedrohten, wenn er allzuviel bares Geld in seine Hand bekäme, noch einmal von rechts und links und allen Seiten zu beleuchten. Als er sah, daß der Entschluß seiner

Digitized by Google

Freunde feststand, zog er ebenfalls einen alten Lederbeutel hervor und klaubte einige Taler heraus, die er, in Papier gewickelt, auf den Tisch neben die Goldfüchse legte. Auch der Graf und der Landschaftskassier versprachen einen Beitrag zu spenden, und so schien die Zukunft des jungen Hofmeisters für die nächste Zeit gesichert, und es handelte sich nun nur noch darum, seiner habhaft zu werden. Da war es Engerl Bliemlmayer, die erklärte, daß sie ihn schon zur Stelle schaffen werde, und nach einer Weile kam sie auch richtig mit der Meldung, daß der Depp nach einer Stunde erscheinen werde, in das »Studio« zurück; aber sie lehnte es ab, zu verraten, wo sie den Sünder getroffen hatte.

Matthias Rörenspeckher betrat den Raum, wo die Herren seiner harrten, mit grimmigem Gemüt und dem Vorsatz, seine Absicht, am folgenden Tage zu den Soldaten zu gehen, gleich kundzugeben; allein der Herr Lorenz Westenrieder ließ ihn gar nicht zu Wort kommen; er rief ihm im Tone eines Predigers entgegen: »Da ist er ja! Hat Er die Klassiker gelesen? Weiß Er, was man eine große Denkungsart nennt? Was die große Leidenschaft für edle Dinge, was die Einfalt und Reinigkeit der Sitten, den wahren Geschmack auch bei den Ergötzlichkeiten des Gemütes und die Kraft, durch Mark und Bein zu sehen, hervorbringt? Meint Er, man erlange eine heldenmütige Seele, wenn man mit losen Frauenzimmern umgeht und den Epikureismus, dieses System bene et jucunde zu leben, als ein Anhängsel der gesunden Vernunft betrachtet? Ich habe bei der Beantwortung der Frage: ‚Ist es vernünftig, seine Untertanen vernünftig zu machen?' die Erklärung abgegeben –«

»– daß aufgeklärte Zeiten aufgeklärte Männer brauchen,« unterbrach der Hofrat den Redefluß seines Freundes, indem er zugleich auf das Häufchen Geld auf dem Tische wies. Doch der Patrizier Lorenz Westenrieder ließ sich nicht nehmen, dem verlorenen Sohne noch einmal alle

Tugenden im Spiegel eines biedermännischen Gemütes vorzuhalten, und der Schluß seiner Rede klang wie ein Heroldsruf herrlicher Zeiten auf: – »Wir leben gegenwärtig ein berühmtes Zeitalter und leben unter so großen Männern aller Arten, daß es uns doppelt zum Vorwurf gereichen würde, mittelmäßig oder noch weniger geblieben zu sein. Nicht nur einer kann ein Held sein; hier können wir alle Helden sein!«

Doch nun bemerkte der Hofrat von Öfele, über dessen Gesicht hie und da ein Zucken wie Wolkenschatten über eine heitere Gegend lief: »Nun weißt du, Matthias, woran wir sind. Und nun kannst du dich bei meiner Frau bedanken; denn auch sie wird zu diesem Stipendio beisteuern.«

Matthias war froh, daß er diesem Kreise würdiger Männer entrinnen konnte; die Aussicht, daß ihm nun doch der Weg in die weite Welt offen stehe, hatte ihn mit einer Woge jäher Freude erfüllt, und nun empfand er auch zum ersten Male einen leisen Groll gegen Madeleine Hubert.

Als er in das einfache Wohnzimmer trat, wo sich sonst die Hofrätin aufzuhalten pflegte, fand er nur Engerl, die Linsen verlas. Sie steckte ihm, als er nach der Frau Hofrat fragte, zum zweitenmal die Zunge heraus und sagte: »Du kannst mir helfen, wenn dir das Geschäft nicht zu gering ist. Tanzen kann ich nicht –«

Matthias Rörenspeckher nahm an dem Tische Platz und begann die guten Linsen von den schlechten zu sondern und den Unrat auszumerzen; aber er benahm sich ungeschickt und mußte es sich gefallen lassen, daß ihm Engerl zweimal derb auf die ungelenken Finger schlug. Ein paarmal war es ihm auch, als ob ein winziges Wurfgeschoß seine Nasenspitze träfe; wenn er aber aufblickte, sah er Engerl mit eifrigen Fingern bei emsigster Arbeit, und nur das Zittern ihrer Augenlider verriet ihm, daß die Schelmin über der Arbeit noch andere Gedanken hegte.

Drei Tage später reiste Matthias Rörenspeckher nach der Universitätsstadt Löwen ab, wo er zwei Jahre lang die Hochschule besuchte und dann über Paris nach München zurückkehrte. Hier vermählte er sich mit Angelica Bliemlmayer, genannt Engerl, und erhielt zunächst eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt, die er aber später aufgab, um seinem Gönner als Helfer und Mitarbeiter zur Seite zu stehen. Nach dem Tod des Hofrats von Öfele, der 1780 im Alter von vierundsiebzig Jahren starb, sorgte er, daß dessen Grabschrift auf die Grabplatte an der Liebfrauenkirche kam, und wurde dann zum eifrigsten Mitarbeiter seines anderen Gönners Westenrieder,* dem er bei der Herausgabe einer Menge der allervortrefflichsten Schriften an die Hand ging. Kenner behaupten, einige Abhandlungen in den »Beyträgen zur vaterländischen Historie usw.«, wie über »Die Ankunft des ewigen Juden vor München im Jahre 1721« und über das »Jährliche Schlittenfahren des Magistrats« seien von ihm, und in der Tat läßt eine leichtere Hand erkennen und legt den Gedanken nahe, daß der Verfasser für kurze Zeit in jenen Gefilden geweilt habe, wo die Grazien und die Götter des Lachens (les grâces et les ris) sich zum Besten der liebebedürftigen Menschheit vergnügen. Frau Angelica Rörenspeckher gebar ihrem Gatten zehn Kinder, fünf Mädel und fünf Buben, und hielt ihren Mann in so guter häuslicher Zucht, daß er das Linsenlesen aus dem Grund erlernte.

Die Demoiselle Madeleine Hubert erreichte, wie aus den zahllosen Denkwürdigkeiten der Zeit zu ersehen ist, vor ihren Nebenbuhlerinnen Schwetzingen und machte, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, am Hof daselbst zwei Jahre lang das gute und schlechte Wetter. Später, als man ihrer müde wurde, geriet sie in Gesellschaft eines Russen, der als Abenteurer die Welt durchzog, nach Petersburg, wo sie den polnischen Fürsten Ravinski mit ihrer Hand beglückte und im ersten Wochenbette starb.

Frauenschuh

Digitized by Google

Digitized by Google

An einem strahlenden Junimorgen des Jahres 1796 ging der kurfürstliche Gobelinwirker André Chedeville auf der Terrasse seines Gartenschlößchens vor dem Schwabinger Tor in angeregter Unterhaltung mit einem hochgewachsenen, hageren alten Herrn auf und ab. Dieser trug eine grüne Jägeruniform mit gelben Aufschlägen, weiße Lederhosen und mächtige Stulpenstiefel, und auf seinen kaum gebeugten Rücken hing ein mächtiger Zopf herab, der wie eine Rute durch die Luft fuhr, wenn die Lustwandelnden militärisch kehrt machten, um den gleichen Weg zum zwanzigsten Male zu durchmessen.

»Er hat mich also verstanden, Meister?« rief der Hagere, als er bemerkte, daß aus dem tiefer gelegenen Garten, wo die ersten Rosen auf schmalen, viereckigen Beeten blühten, eine kleine Dame mit trippelnden Schritten auf das Haus zukam. »Er wird sich aber mit seinen Gehilfen sputen müssen, wenn er mit den Wandteppichen zur Hochzeit meines Neffen fertig werden will. Ich kann Ihm sagen: es hat mich einen hübschen Batzen gekostet, bis ich endlich in Mannheim einen Dessinateur gefunden habe, der es verstand, auf meine Intentionen einzugehen. Und vergesse Er mir nicht, den Lilienkranz um die Teppiche so schön zu machen als Er nur kann; denn eine Lilie gehört zu der Geschichte, die mich veranlaßt hat, Ihm die Anfertigung meines Brautgeschenks anzuvertrauen.«

»Der Herr Baron werden zufrieden sein,« sagte der Meister, indem er der zierlichen Erscheinung im grünseidenen Kleid, die nun die Treppe zur Terrasse emporstieg, glückselig zulächelte: es war seine Frau Marie-Anne, geborene Laporte, mit der ihn die zärtlichste Neigung verband. Er hatte es einst als blutjunger Anfänger abgelehnt, sich, wie die kurfürstliche Hofkammer es wünschte, mit einer »vermöglichen Persohn von Bairischer Nation« zu vermählen, und es durchgesetzt, daß er seine Landsmännin, welche gerade die Tochter des Grafen Max Preysing erzog, als Gattin in sein Stadthaus am Anger

heimführen konnte Die kleine Französin lebte mit dem kurfürstlichen Gobelinwirker in geradezu paradiesischer Ehe, und als sie später durch Stundengeben in die Lage kam, aus eigenen Mitteln ein herrschaftliches Landhaus auf dem Festungswall, außerhalb des Schwabinger Tors, zu erwerben, pilgerte an schönen Sonntagen jung wie alt an dem Chedeville-Schlößl vorbei, um zu sehen, wie das glücklichste Paar der Stadt seine Rosen begoß und wohl auch hie und da einem armen Kinde ein paar davon schenkte.

Die zierliche Meisterin knickste, als sie vor den beiden Herren stand, und sagte: »Darf ich mir erlauben, den Herrn Baron zu einem kleinen Imbiß in unsere Laube zu bitten? Der Herr Graf von Salern ist schon vor einer Viertelstunde vorgefahren und kann es gar nicht erwarten, bis er die Ehre hat, den Herrn Baron begrüßen zu dürfen.«

Der Hagere verbeugte sich wie ein Soldat, reichte der kleinen Französin den Arm und stieg mit kleinen Schritten, wie wenn er ein Spielzeug am Arm führte, in den Garten hinab. Vor der Laube, an deren Gitterwänden die schwerste Fülle weißer Kletterrosen blühte, trat ihnen ein Greis mit einem rosigen Puppengesicht in amaranthfarbenem Samtanzug entgegen und rief: »Schöne Seelen finden sich immer wieder zu Wasser und zu Land, Herr von Münchhausen. Es ist schon einige Zeit her, seitdem ich das letztemal das Pläsier hatte.«

Der Fremde grüßte militärisch und erwiderte: »Ich freue mich, den Herrn Grafen so wohl zu sehen. Wo hatte ich doch das letztemal das Vergnügen? Ach ja, j'y suis: es war im Vorzimmer meines königlichen Gönners, Friedrichs des Großen, als der Herr Graf wegen der bayerischen Erbfolge in diplomatischer Mission in Potsdam weilten. Oh, ich habe ein vortreffliches Gedächtnis und vergesse nie einen Menschen, den ich einmal in meinem Leben gesehen habe. Hat der Herr Graf noch immer das Komödiantenvolk unter sich?«

Der Graf erhob abwehrend seine Hände: »Das sind, Dieu soit loué, vergangene Zeiten. Ich habe mich wie ein Dachs in meine Höhle zurückgezogen, um von meinen Erinnerungen zu zehren. Aber was verschafft uns die Freude, den Herrn Baron hier in München zu sehen?«

»Oh, eine höchst merkwürdige Geschichte.«

Da jedoch ein junges Mädchen ein silbernes Tablett mit Wein und Gebäck daherbrachte, brach der Freiherr ab und zog, mit einem lüsternen Seitenblick, die Nase hoch; denn es ging von der offenen Flasche ein herrlicher Duft wie von einer blühenden Berghalde aus. Die Herren setzten sich im Schatten der Laube um einen steinernen Tisch, auf dem eine Schale voll erblühter Teerosen leuchtete; Madame Marie-Anne schenkte mit zierlicher Geste ein, und die Gesellschaft ließ die geschliffenen Gläser zusammenklingen.

»Wäre es unbescheiden, wenn ich den Herrn Baron bitten würde, uns diese Geschichte zu erzählen?« fragte nun Madame Chedeville, indem sie sich neben ihren Gatten setzte und aus ihrem rosaseidenen Ridikül ein feines Spitzentüchlein hervorsuchte, um es für alle Fälle bereit zu haben. »Hoffentlich handelt es sich um eine Fee. Ich liebe die Feenmärchen über alles. Ich habe die Ehre, den Herrn Chevalier von Boufflers, dessen Märchen vollendete Grazie sind, persönlich zu erkennen.«

»Es handelt sich in meinem Fall um etwas viel Schöneres Madame,« entgegnete der Freiherr von Münchhausen, indem er sein Glas erhob und der Frau des Gobelinwirkers mit einer Verbeugung zutrank. »Ich weiß, daß ich in deutschen Landen im Rufe stehe, hie und da Dinge zu erzählen, wie sie nicht jedem Hans Stoffel begegnen; aber ich kann nur bitten, das, was ich die Ehre haben werde Ihrer Diskretion anzuvertrauen, als eine durch und durch wahrheitsgetreue Geschichte zu betrachten, ohne die ich auf alle Fälle gar nicht in dieser scharmanten Laube bei

einem wahren Prälatenwein säße. Nun, Schicksale sind Schicksale, und ich will übrigens gerne gestehen, daß ich manches von dem, was ich auf meinen wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande erlebt habe, selbst unglaubwürdig finden würde, wenn es nicht mir zugestoßen wäre. Nur möchte ich Madame en passant fragen, ob sie schon einmal darüber nachgedacht hat, warum die Hölle des giftigen Ghibellinen Dante um so viel unterhaltender ist als sein Himmel? Ich bin kein Schöngeist: aber wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, so rührt dies daher, daß wir alle, ob Poeten oder nicht, hier auf Erden schon in der Hölle gewesen sind, im Himmel aber nicht –«

»Ich bin jeden Tag, den Gott gibt, im Himmel,« rief die kleine Französin, indem sie ihren Gatten schelmisch anblinzelte und ihr Spitzentüchlein mit gespreizten Fingern auseinanderfaltete.

Der Freiherr verneigte sich und fuhr fort: »Madame gestattet mir zu bemerken, daß es verschiedene Himmel geben soll: Sieben, wenn ich recht berichtet bin, obwohl ich mir nicht denken kann, wie man just auf diese Zahl gekommen ist. In den einzig richtigen Himmel, der über uns allen steht, bin nur ich bei lebendigem Leibe gekommen, und da Madame es zu wünschen scheint, bin ich gerne bereit, zu erzählen, wie und wann ich da hineingeraten bin und was mir heute das ganz besondere Vergnügen verschafft, den Abend in der angenehmsten Gesellschaft der Welt zu verbringen.«

Der Graf von Salern nahm eine Prise Tabak aus einer mit Edelsteinen besetzten Dose, die, wie er bemerkte, von der Frau Marquise von Pompadour stammte, und setzte seine Theater- und Hofmiene auf; der Meister André Chedeville hob seine Hände ans Ohr, um keine Silbe der Erzählung zu verlieren, und Madame Marie-Anne legte eine halb erblühte Rose in ihren Schoß. Der Freiherr von Münchhausen aber gönnte sich einen kräftigen

Schluck des auserlesenen Rheinweins und ergriff wieder das Wort:

»Die Herrschaften kennen ja wohl die Abenteuer, die ich als junger Springinsfeld auf meiner ersten Reise nach Rußland erlebt habe, wo die Frau vom Hause den Gast allezeit mit einem Schnaps und einem Schmatz empfängt. Sie erinnern sich auch vielleicht, daß mir im türkischen Feldzug, wo sich meine Husaren mit den unsterblichsten Lorbeeren bedeckten, eines Tages der Gedanke kam, auf einer Kanonenkugel in eine belagerte Festung hineinzureiten; und wie mir mitten im Ritt, den mir bis heute noch keiner dieser jungen Tölpel und Prahlhänse nachgemacht hat, das Bedenken aufstieg, man könne mich in der ausgehungerten Festung vielleicht doch etwas allzutürkisch behandeln. Sie wissen auch, wie ich einfach auf halbem Weg den bekannten Rittwechsel vornahm, indem ich mir nichts dir nichts auf eine eben dahersausende Türkenkugel hinübersprang und auf diese gerade nicht alltägliche Manier wieder zu meinem Husarenkorps zurückgelangte, wo mich meine braven Schnauzbärte wie einen gloriosen Sieger empfingen. Die Geistesgegenwart ist eben alles, im Kriege sowohl als in der Liebe, die sich meines Erachtens von einem ewigen Kriege nur dadurch unterscheidet, daß in ihr der Unterliegende allein Sieger ist.«

»Der Herr ist Philosoph,« bemerkte die Hausfrau, indem sie die Rose an ihr kleines Stumpfnäschen führte.

Der Baron nahm wieder einen Schluck und verneigte sich:

»Ich darf wohl sagen, daß ich als Kavalier der alten Schule von sehr sanfter Gemütsart bin, was mich aber nicht hindert, hie und da doch, wenn mir jemand gar zu nahe tritt, aus dem Häuschen zu geraten. Leider gehört es ja zu den wenig beneidenswerten Schicksalen des Alters, mit der Jugend leben zu müssen, und wie und was die goldene und die ungoldene Jugend sind, wissen

wir ja alle: dumm, frech, naseweis, unbarmherzig, unfruchtbar, aufgeregt, besserwisserisch, von allen Sprühteufeln Gottes geplagt und mit allen Hunden der Hölle gehetzt. Wenn ich jemals einen Jüngling treffen sollte, der nicht felsenfest daran glaubt, daß die Welt erst mit ihm begonnen hat, bin ich bereit, mich noch einmal an meinem eigenen Zopf aus dem Sumpfe zu ziehen, der übrigens, wie ich den Herrschaften verraten darf, ein ganz symbolischer Sumpf war; denn dieses Kunststück muß jeder Mensch auf Erden versuchen, wenn er des Glaubens ist, daß seine Heimat nicht auf der Erde sein kann, sondern über den Sternen, die man, wie die Welt läuft, nicht ungestraft in den Gassen vergessen darf.

Das Schönste an der Geschichte ist nur, daß auch die naseweiseste Jugend ganz gemächlich alt wird und in einem noch naseweiseren Nachswuchs ihren unbarmherzigen Richter findet. Und so spinnt sich die lieblichste Tragikomödie des Daseins ins Unendliche weiter; die Helden und Komödianten werden nolens volens mit der Zeit alle zu Zuschauern, und ihre Kritik des neuen Spiels ist nicht süß, sondern griesgrämlich bitter wie das Kräutlein Wermuth, mit dem man in Italien einen gewissen Wein würzt, den ich zu meiner Zeit in Mailand sehr gerne getrunken habe.

Was nun mich angeht, so muß ich allerdings sagen, daß ich mich von solchen Altersbitterkeiten stets freizuhalten verstand, zumal es mir nie an süperben Gelegenheiten fehlte, meine Abenteuer in einem Kreis wirklicher Kenner zum besten zu geben.

Also, pour venir au fait: im vergangenen Jahr saß ich wieder einmal mit einigen lieben Freunden bei einer Flasche Liebfrauenmilch, meinem Alterswein, und erzählte wahrheitsgetreu, wie es meine Art ist, meinen Ritt auf der Kanonenkugel. Da kommt ein junges Herrchen daher, das wie ein Haarkräusler aussah und auf zehn Meilen nach Ambra duftete, rasselt mit seinen franzö-

sischen Berlocken und Klunkern, und rümpft die Nase und gibt mir zu verstehen, daß er mich, den Freiherrn von Münchhausen, für einen Aufschneider halte. Meine Herren, ich bin gewohnt, der Jugend viel nachzusehen; aber meine erste Regung war denn doch, dem halbflüggen Gimpel meinen erprobten Türkensäbel, ein Geschenk des Großherrn, durch den Leib zu rennen. Dann aber besann ich mich eines Besseren: da man, wie ich aus Erfahrung weiß, Ketzer und Ungläubige durch nichts anderes als durch Tatsachen bekehren kann, machte ich nicht viel Federlesens und lud die ganze Gesellschaft auf den nächsten Tag in meinen Schloßhof nach Bodenwerder ein, damit sie mit eigenen Augen sehen könne, wie man auf fliegenden Kanonenkugeln reitet. Es war ein ganz wunderbarer Pfingstmorgen, als mein alter Leibjäger Pfiff, der mich auf allen meinen Feldzügen begleitet hatte, die bronzene Kanone richtete, an deren Rückseite der Name der Gießerei in Damaskus und der Spruch aus dem Koran steht: ‚Sie lässet nichts übrig und nichts entwischen und versengt alles Fleisch'. Mit meinem Ritt verfolgte ich aber noch einen galanten Nebengedanken: ich gedachte nämlich diesen Anlaß zu benützen, um meiner Base, der Frau Baronin von Wermelskirchen in Gotha einen Pfingstbesuch zu machen, und da es zu den erprobten Grundsätzen meiner Liebes- und Herzensdiplomatie gehört, schöne Frauen niemals warten zu lassen, sprang ich im Hui auf die Kanonenkugel, als sie mit einem mächtigen Knall aus dem Loche herausfuhr, und schwenkte meinen Tressenhut galant zum Abschiedsgruß.

Aber, meine Herrschaften, unverhofft kommt oft: Ich saß kaum auf dem sausenden Geschoß, als ich auch schon merkte, daß ich mich in einer anderen Lage befand als vor der türkischen Festung, deren Namen mir leider entfallen ist. Mein guter Pfiff hatte, weil der Hof meines ländlichen Schlosses wenig Raum bietet, den Lauf des

Geschützes allzu steil in die Höhe gerichtet, und so nahm denn die Kugel ihren besonderen Weg und flog in rasendem Fluge weit und weiter von der Erde weg.

Ein Blick in die Tiefe unter meinen Füßen zeigte mir im raschen Wechsel der Landschaft die sinnbetäubende Geschwindigkeit des Fluges, dem ich preisgegeben war. Die sommerlichen Gefilde lagen eben noch, von silbernen Fäden und Schlangen durchzogen, grün und gelb im hellen Sonnenglanze da, und schon wandelten sie sich im Nu zu fahlen grauen Flecken, aus denen ganz fern ein schneeig leuchtendes Gipfelgewoge, die Alpen, und ein weithin blitzender Silbergürtel, das Mittelmeer, emportauchten. Dann wechselte auch dieser Anblick; ich bemerkte, wie noch einmal ein seltsam gelbes Licht die Erde zu meinen Füßen überfloß, wie diese erbleichend tief und tiefer sank, und nun fuhr ich auch schon in einem schwarzen Abgrund, unter einem Haufen großer und kleiner Sterne dahin, von denen mich leider, wie ich wahrheitsgetreu berichten muß, kein Engelein im Vorbeiflug grüßte.«

»Engel gibt es nur auf der Erde,« bemerkte Madame Marie-Anne leise, indem sie ihren Gatten verliebt anblinzelte.

»Versetzen Sie sich an meine Stelle: was sollte ich tun? Und was beginnen? Ich schloß meine Augen, um über das Ungeheuerliche meiner Lage nachzudenken und einen Entschluß zu fassen; doch ehe ich auf meinem blitzgeschwinden Geschoß dazu kommen konnte, weckte mich ein donnerähnlicher Hall aus meinen Gedanken. Ich wollte nach einem vorübersausenden Stern greifen, dessen heißes Wehen ich noch an meinen Schläfen spürte, um mich festzuhalten; aber der Schmerz, den ich plötzlich an meiner allerwertesten Rückseite empfand, belehrte mich, daß ich festen Boden unter mir hatte, und als ich meine Augen öffnete, wußte ich auch, was mir zugestoßen war: meine Kanonenkugel war an einem dia-

mantenen Tor abgeprallt, und ich selbst saß davor auf einem ungepflasterten Weg, der mir sehr wenig betreten schien, und glotzte wie ein gefangener Hecht umher. Im nächsten Augenblick öffnete sich aber auch schon die glitzernde Pforte und ein mächtiger glatzköpfiger Greis, dem sein silbern bereifter Bart bis auf den goldenen Gürtel herunterwallte, stand, mit den Augen dräuend, auf der Schwelle da. Er hielt einen mächtigen Schlüsselbund in der Hand, und ich vermutete sofort, daß er der heilige Petrus sei. Ein kurzer Blick in das unendliche Licht, das mir wie eine blendende Lohe aus der Toröffnung entgegenschlug, gab mir vollends die glückliche Gewißheit über den Ort, wo ich mich befand, und ich dachte mir, eh, mon ami, das hätte schlimmer ablaufen können!

‚So klopft man nicht an das Himmelstor,' sagte der würdige Himmelspförtner, als er mich auf meinen ledernen Reithosen vor dem Tore sitzen sah. ‚Aber da Sie es sind, Herr Baron, soll Ihnen für diesmal diese soldatische Manier hingehen. Stehen Sie auf und treten Sie ein, mein Verehrtester. Für alte blessierte Haudegen, die ihren Kampf auf Erden ehrlich ausgefochten haben, findet sich immer ein Plätzchen in einer Ecke des himmlischen Paradieses.'

Ich weiß nicht, wie andere arme Sünder am Himmelstor anzuklopfen pflegen; ich für meinen Teil kann nur sagen, daß mein Kanonenschuß den ganzen Himmel in Bewegung gebracht hatte, und mein erster Eindruck war der, daß auch die größten Heiligen, von den gewöhnlichen Seligen gar nicht zu reden, noch sehr neugierige Leute sind. Ein buntscheckiger Haufe Himmelsvolk drängte sich innerhalb des Tores, als ich eintrat, und beguckte mich von oben bis unten: da standen junge Selige, die einen schneeweißen Lilienstengel in der Hand trugen und neugierig in die irdische Welt herniederlugten; da reckten junge Mütter in verzückter Erwartung die Hälse und

spähten nach ihren Kindern aus, und ein paar frühverstorbene Bräute, die ich an ihrem halbwelken Kränzlein erkannte, lauschten auf den fernen Eilschritt eines geliebten Wanderers. Auch ein paar allerliebste Engelein lungerten blinzelnd herum und gähnten und strichen mit der Miene von Stutzern die Demantperlen des Paradiesmorgens von ihren regenbogenfarbenen Flügeln herab. Auf ein paar männlichen Heiligengesichtern aber stand, wie ich nicht verhehlen will, ein Lächeln, das ich nur allzuwohl aus Erfahrung kenne: die heiligen Herrschaften hatten offenbar von meinen Abenteuern zu Wasser und zu Land gehört und versprachen sich nun in der himmlischen Ruhe des Paradieses schöne Tage; denn auch im Himmel weilen, wie ich der Gesellschaft wohl verraten darf, die Gedanken der Seligen noch gern bei den irdischen Dingen; ja, die eigentliche Hauptfreude dort oben besteht in der Gewißheit, daß man die goldenen Fäden, die hier im geheimen von einem Ding und Wesen zum anderen gehen, deutlich sieht und sonach endlich alles seinen klaren Sinn und seine volle Bedeutung enthält, wie ein unendlich ausgesponnenes Musikstück, in dem auch die längsten, schneidendsten Dissonanzen nur dazu da sind, den Glanz der absoluten reinen Harmonie vorzubereiten und in triumphierendem Wohlklang zu offenbaren. Doch ich komme von meiner Erzählung ab, was, wie Madame mir glauben darf, sonst gar nicht meine Art zu sein pflegt.

Meine Herrschaften, je me flatte que j'ai toujours eu le sentiment des convenances, und bescheiden, wie ich von Haus aus bin, entzog ich mich nach einem Weilchen den Blicken des begeisterten Himmelsvolkes, indem ich mit dem heiligen Petrus einen Augenblick in die Torstube trat, wo der himmlische Schlüsselhalter auf Himmelspilger und Heilige wartet. Ich fand ein ganz nettes Altersstübchen, so heimlich wie wenn Albrecht Dürer es eingerichtet hätte: fein braun getäfelt, mit einem ver-

schlossenen Bücherschränkchen, die Bibel, wie billig, auf dem Tisch und eine kleine Nische in der Wand daneben, wie man sie in der berühmten Reichsstadt Frankenthal über die Ehebetten einbaut, damit die ewig durstenden Weinsümpfe ihren Nachttrunk hineinstellen können: eine echt deutsche Sitte, die einen gesegneten Durst in dem alten Weinnest erhält. Ein junges blühendes Wesen wies mir lächelnd einen Polstersitz aus spanischem Leder in der Fensternische an, von wo aus der Bewohner dieser wirklich scharmanten Klause das Leben und Treiben am Tor beobachten mochte, und ich nahm mit Behagen auf diesem himmlischen Lästerbänklein Platz. Ich konnte mich nicht enthalten, dem hübschen Kinde, dem eine schwere Krone goldener Zöpfe um das jungfräulich reine Köpfchen lag, unter das Kinn zu greifen, und sie ließ es geschehen, ohne daß der zarteste Anhauch einer Röte über ihre pfirsichzarten Wangen lief. Da merkte ich denn an dieser reinen Seelenruhe, daß ich wirklich im Himmel war, und ließ einen tiefen Seufzer als Abschiedsgruß an die schöne Welt fahren.

Dem heiligen Petrus war ich übrigens, wie ich nicht ohne einiges Erstaunen bemerkte, durchaus kein Unbekannter, und wir gerieten alsbald in ein recht vertrauliches Gespräch, wie man sich zwischen zwei älteren Herren nicht schöner denken kann. Der Himmelspförtner klagte seufzend, daß er seit einiger Zeit so wenig zu tun habe, und in der Tat bemerkte ich, daß den schweren Schlüssel, dessen Bart in das schönste Schloß der Schöpfung greift, ein zarter Rost verunzierte. Mein neuer Bekannter fragte mich auch en passant, ob ich Verwandte im Himmel habe, was ich jedoch als Feind jeder Lüge nicht unbedingt bejahen konnte; denn meine hochseligen Ahnen waren alle Jäger und Soldaten, und man weiß, daß diese mit Vorliebe die breite Heerstraße ziehen, von der es heißt, daß sie mit den besten Vorsätzen gepflastert sei. Ich vermute, daß ich der erste Münchhausen bin, den der

Zufall in den Himmel geführt hatte, und ich verweilte auch, wie ich ganz ehrlich gestehen will, nicht lange bei dieser heiklen Sache – car il faut laver son linge sale en famille –, sondern benützte die Gelegenheit, um den Fürsten der Apostel ein wenig über die Lebensgewohnheiten im Himmel auszufragen und zu erfahren, in welchem Paradieseswinkel ein alter Weidmann von meinem Schlag am besten aufgehoben sei. Sankt Petrus aber klagte zu meinem heimlichen Erstaunen bitterlich, wie schwer es sei, selbst eingesessene und erprobte Heilige von ihren irdischen Angewohnheiten loszureißen; noch jüngst habe es ein böses Ärgernis gegeben, weil sich eine Anzahl großer Heiligen und Propheten, unter denen sich leider auch der König David und einige andere Erzväter aus dem alten Testament befanden, zu nahe bei den elftausend Jungfrauen aus Köln angesiedelt hätten. Das Getuschel darüber sei bei einigen anderen weiblichen Heiligen in vorgerücktern Lebensjahren so stark geworden, daß sich der heilige Josef, der sich überhaupt im himmlischen Getriebe sehr nützlich mache, ins Mittel legen mußte, um das heimliche Ärgernis mit einem Machtwort aus dem Himmel zu schaffen. Das giftige Geraun und Gerede habe aber trotzdem noch lange fortgedauert, und noch immer werde der silberbärtige Psalmensänger von hundert Augen belauert, wenn er einen Spaziergang mache und mit seiner Geige oder seinem Saitenspiel zufällig in die Gegend gerate, wo die elftausend Jungfrauen auf seligen Inseln in ewig blühenden Rosenlauben hausen. Ich versicherte meinem heiligen Gastfreund auf Kavaliersehre, daß mir die elftausend Jungfrauen mit allem Zubehör ganz gleichgültig seien, weil ich, seit langem schon, die Gesellschaft alter Herren vorzuziehen pflegte und zunächst die Absicht hätte, dem heiligen Hubertus einen Besuch abzustatten. Sie kennen die Geschichte, meine Herrschaften, wie ich einst einen feisten Sechzehnender eine volle Ladung Kirschkerne auf das gekrönte

Haupt pfefferte, und wie ich bald darauf das süperbe Tier mit einem mächtigen Kirschbaum zwischen dem Geweih wiederfand, so daß ich mir meinen Wildbraten und die Kirschtunke dazu mit einem einzigen Kernschuß beschaffen konnte. Und Sie werden begreifen, daß ich gar zu gern von dem heiligen Weidmann und Patron aller Jäger selbst gehört hätte, wie es sich mit dem berühmten Kreuz verhalten habe, das er einst, auf einer Pirsch, an der gleichen Stelle sah, wo meine Kirschkerne zu einem Fruchtbaum erwuchsen.

Als der heilige Petrus vernahm, wonach mir der Sinn stand, winkte er einem Engel, einem allerliebsten halbwüchsigen Bengelchen, das gerade auf den Fußspitzen durch das Fensterchen hereinlugte, und gab dem beflügelten Fant die nötigen Weisungen. Ich nahm Abschied von der liebreizenden Pförtnerin, versprach, mich bald wieder in der Torklause zu zeigen, und ging mit meinem etwas ungeduldigen Führer ganz gemächlich in das Paradies hinein.

Und während ich mit meinem Begleiter, der mein Erstaunen durch sein Schweigen ehrte, gemächlich dahinschritt, überkam mich zum ersten Male eine leise Ahnung des Himmelreiches. Alles um uns herum war eitel Licht und Ruhe und eine einzige lauschende Gegenwart; und doch sah alles aus, als wäre es nur der Abglanz einer Vergangenheit, die ihre gesamte Schönheit von ihrer früheren Trübe trägt. Wir gingen durch hochstämmige Haine, wo in der Dämmerung der silbernen Bäume die schlanken Wassersäulen mächtiger Springbrunnen das ewige Lied einer unbekannten Sehnsucht sangen, und wenn irgend eine einsame Verklärte aus dem Dunkel trat, um meinen Gruß zu erwidern, wurde das Lächeln auf ihrem Munde so strahlend, daß ein Leuchten von ihm ausging und den Glanz ringsumher noch tiefer machte. Wir kamen über weite smaragdne Wiesen, wo der beschwingte Fuß in dem wonnigen Schaum der weißen

Sternblumen versank und ein schimmernder Schauer durch den unaussprechlich heiligen Frieden ging, wenn ein verwehter Lerchenlaut aus der Tiefe der Überhimmel herabfiel. Wir schritten an Hängen vorüber, wo selige Paare hingegossen lagen und mit Rosenkränzen auf dem verklärten Haupte wortlos strahlend in das unendliche Licht hineinblickten, in dem alle die Fernen verschwebten und vergingen.

Doch während wir immer tiefer und tiefer in den überwältigenden Glanz hineingerieten, hörte ich ganz nahe eine, wie ich sagen muß, ganz vortreffliche Musik: ich unterschied eine Geige, eine Viola d'Amour, ein Cello und einen Baß, die prächtig zusammenstimmten, und darüber erhob sich mit einem Male der Ton eines Horns, wie wenn ein Jägerbursch seinem Schätzchen ein Ständchen brächte. Ich aber wurde ganz plötzlich von einer seltsamen, ich möchte sagen, von einer irdischen Sehnsucht befallen, und ging sofort mit langen Jägerschritten den Tönen nach. Ich sah denn auch bald in einem weißen Rundtempelchen, das offen auf dem Gipfel eines blühenden und glühenden Rosenhügels stand, vier ältere bezopfte Herren beisammensitzen, die eifrig vom Blatte spielten, das ihnen allerliebste Putten vor die himmlische Nase hielten. Das Horn aber blies ein Engel, und in der Mitte stand ein kleines Männchen in rotem Staatsrock und schwenkte in seiner frauenhaft kleinen rechten Hand das elfenbeinerne Stäbchen eines Kapellmeisters. Mein Begleiter erklärte mir, der Mann in der Mitte sei der berühmte Meister Wolfgang Amadeus Mozart, der erst vor kurzem in den Himmel eingegangen sei und gerade ein Quintett einstudiere, um der allerheiligsten Jungfrau Maria zum Gedächtnis des Tages, wo sie für alle Zeit und Ewigkeit dem Himmel geschenkt wurde, ein Ständchen nach seiner Fasson zu bringen und ihr dadurch seine besondere Verehrung zu bezeigen. Der berühmte Meister, mit dem ich einst vor zehn Jahren in Dresden bei

einem verehrten Freunde, dem Fürsten Beloselsky, zu Abend gespeist hatte, dirigierte mit geradezu himmlischem Eifer, und auch die seligen Musikanten waren offenbar mit ihrer ganzen Seele bei der Sache: die Töne der Geigen schnitten hauchzart und doch unsäglich klar in die strahlende Luft oder fielen leicht und rund wie reife Perlen von den Saiten, und aus dem zärtlichen Fluß der Melodie blühte eine solch verklärte Schönheit empor, daß ich ganz Ohr wurde und mich, was bei mir viel sagen will, der tönenden Gegenwart willenlos hingab. Unten um den Rosenhügel herum aber stand eine Menge atemlos lauschenden Volkes herum, und als ich einige verstohlene Tränen recht irdischer Sehnsucht in den Augen einiger halbflügger Himmelsjungfräulein glänzen sah, dachte ich mir: Aha, der da oben und ihr da unten, ihr habt auch die vertrackte Erde noch in der Seele!

Nur eines störte mich an dem vortrefflichen Zusammenklang der Instrumente: das war der Hornbläser, dem die strenge Musiziererei offenbar nicht allzusehr am Herzen lag. Mir fiel dabei gleich das herrliche Horn ein, das ich meinem Bruder August Ferdinand bei meiner Rückkehr aus dem Türkenkrieg geschenkt hatte, und als der rosige Bengel wieder einmal mit wahrer Engelsunschuld fis statt f oder so was Ähnliches blies und der Maestro vor Ungeduld mit seinem Fuße stampfte, konnte ich mich nicht mehr halten: ich fuhr die Treppe hinauf, nannte den musizierenden Herren meinen Namen und erbot mich, den himmlischen Künstlern ein Instrument zu verschaffen, wie es der besonderen Gelegenheit würdig wäre. Ich merkte es, zu meiner größten Freude, den Gesichtern der Herren sofort an, daß sie mich alle kannten. Herr von Mozart dankte mir in überströmender Liebenswürdigkeit, die mich lebhaft an meine Wiener Freunde erinnerte, zum voraus für mein Anerbieten und gab ein paar herumlungernden Engeln einen Wink, die Instrumente einzupacken und für heute Schluß zu machen.

Ich bin, wie ich nicht leugnen will, von Natur aus ziemlich neugierig und nahm mir sofort vor, den weiland kaiserlichen Kammermusikus über die Musik im Himmel, über die Hallelujasänger, Waldhornbläser und Lautenzupfer gründlich auszufragen; aber der verehrte Maestro wich mir aus und entschuldigte sich damit, daß er seine Herren Kollegen, unter denen sich leider Gottes auch einige welsche Scharlatane befänden, noch nicht zu Gesicht bekommen habe, weil sie samt und sonders Kapellmeister des lieben Herrgotts werden wollten und deshalb bei gewissen Erzengeln herumdienerten und scharwenzten. Die Jungfrau Maria hingegen habe sich sehr holdselig und freundlich gezeigt, als er ihr seine Aufwartung machte, und als sie ihm die Spitze ihres goldenen Schuhes zum Küssen angeboten, sei ihm die allerschönste Melodie seines Lebens eingefallen. Der selige Meister pfiff gleich ein paar Takte davon, die sich recht vielversprechend anhörten, und bemerkte sodann, da er gerade unterwegs sei, wolle er der heiligen Cäcilia seinen Besuch machen und sie bitten, ihm ein altrömisches Lied vorzusingen, damit er doch auch wisse, wie man im alten Rom musiziert habe. Ich erbot mich, ihn zu der Behausung seiner schönen Patronin zu begleiten, und so gingen wir denn selbander weiter in den Himmel hinein. Das war nun eigentlich ein spaßhafter Gang: alle Augenblicke griff der lächelnde k. k. Kammerkompositeur mit seinen kleinen weißen Händen in die Luft und sagte: ‚Spüren S' die Busserl net, die da 'rumfliegen? Jetzt hab' ich schon wieder eins g'fangen! Das hat mir mein Herzensweiberl, die Stanzi-Marili, nachg'schickt!' Einmal holte er vergnügt lachend zu einem jähen Schlage aus und rief: ‚Fang! Fang! Jetzt hab' ich dem Salieri in Wien eine Mucken auf der welschen Backe zusammenbatscht. Wird der eine Freud haben!' Dann sang er trällernd vor sich hin: ‚Der Himmel ist sternvoll, drum sing ich nicht aus Moll,' und endlich vertraute er mir sub rosa an, eines habe er schon herausgebracht:

daß nämlich die ganze Sternenwelt, in die man von da oben wie in einen bodenlosen Abgrund hineinblicke, nichts anderes als eine einzige, etwas lose gebaute Fuge sei; man müsse jedoch ein feines Ohr haben, um ihren dröhnenden Gang zu vernehmen, und er selbst fange kaum an, das ungeheure erste Thema zu begreifen. Daß es mir auf einem solchen Gang durch den Himmel und bei solchen Gesprächen nicht gelingen wollte, auch nur ein Wort über die von mir sehr geschätzte eigene Kunst des Herrn Kammermusikus zu reden, wird den Herrschaften nicht allzu verwunderlich erscheinen. Ich versprach also dem scharmanten Herrn von Mozart, ehe wir schieden, noch einmal, mein Horn für die geplante Aufführung am Himmelfahrtstage der heiligsten Gottesmutter zur Stelle zu schaffen, und begab mich stracks zu Sankt Peter zurück, um mit ihm zu beraten, wie ich das irdische Instrument am raschesten und bequemsten in den Himmel schmuggeln könnte.

Der Himmelspförtner befand sich jedoch, als ich bei ihm anlangte, nicht in der allerbesten Laune: der heilige Josef hatte ihm kurz zuvor just wieder allerlei Geschichten von dem ewig jungen Sängerkönig David erzählt, und als ich dem Apostelfürsten, rasch wie ich bin, meinen Plan und mein Anliegen vortrug, runzelte er mißmutig seine Brauen. Er wollte durchaus nichts von einer Spazierfahrt auf die lumpige Erde wissen, wo man auch heute noch die Gottessöhne und Heiligen kreuzige, und brummte zu guter Letzt auch noch in seinen silbernen Mosesbart, ich wisse allem Anschein nach nicht, daß Himmelszeit und Erdenszeit zwei ganz verschiedene Dinge seien; denn Augenblicke im Paradiese seien Jahre auf der Erde, und vielleicht liege mein herrliches Waldhorn, über das er ja nichts sagen wolle, längst zerbeult und zerstoßen in irgend einem lumpigen Trödlerladen, oder ein versoffener Dorfmusikant habe es erstanden und spiele darauf in Spelunken oder Bauernschenken Rüpeltänze und Gassen-

hauer. Auch wunderte es ihn, daß ich so gar kein Verlangen zeigte, unsern lieben Herrgott von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich warf nur einen raschen Blick nach Osten, wo ein Vorhang aus lebendigen feurigen Sonnen meine Augen blendete und ein Getöse wie von einem funkelnden Gewitter aus Sternenhaufen die Himmel durchwaltete, und erklärte hierauf dem heiligen Paradiesespförtner in aller Seelenruhe, daß mir weiland auf Erden schon das Verlangen der Frommen, allzunah an Gott heranzukommen, fast anstößig erschienen sei; mir habe es immer genügt, Gott in meiner Brust zu fühlen, und seine Verhüllung in den Tiefen des Weltalls sei mir nie ein Vorwand gewesen, ihn zu leugnen, sondern ein Grund, mich erst recht für einen bescheidenen Rechtgläubigen zu halten und mich in aller Demut als Mensch und Kavalier zu fühlen. Und dann kam ich wieder auf mein englisches Horn zurück; denn, meine Herrschaften, ich bin immer der Meinung gewesen, daß man ein gegebenes Versprechen, coûte que coûte, auch halten müsse. Als mein neuer Freund merkte, daß es ihm nicht gelingen würde, mich von meinem Vorhaben abzubringen, rasselte er mit seinem Schlüsselbund und gab einem Engel, der gerade vor dem Tore eine geknickte Feder aus seinem linken Flügel zog, den Befehl, eine vorüberziehende Wolke vor das Himmelstor zu schieben. Ich versprach dem Apostelfürsten, sobald als möglich wieder zurück zu kommen, und setzte mich ohne Verzug auf den Rand des luftigen Gefährtes: zwei scharmante kleine Engelchen stießen es mit ihren rosigen Händchen in den dunkeln Weltraum hinaus, es sank wie eine Feder, und in kürzester Zeit schon befand ich mich wieder in Erdnähe.

Ich ließ mich, um meine Verwandten nicht zu erschrecken, ein halbes Stündchen von dem Stammschloß meines Bruders August Ferdinand entfernt auf einer ungemähten Wiese nieder und begann behaglich, als wäre nichts geschehen, auf die wohlbekannten Türme zuzu-

schlendern, die aus den lichtgrünen Wipfelmassen eines englischen Parks vor mir auftauchten. Ich merkte aber schon beim ersten Schritte, daß ich aus dem Himmel kam; denn meine Jägeraugen, von meinen Ohren gar nicht zu reden, waren plötzlich für tausend Dinge offen, die ich früher nicht bemerkt hatte, und ich verstand mit einem Male den Satz, daß wir durch die Augen selig werden sollen, jählings in seiner ganzen Herrlichkeit und Tiefe. In spielend leisem Wehen ging die würzige Luft über den Kornfeldern, deren gilbende Wogen in silbernem Geglänz und Geglitzer fernhin verschwammen. Wenn ein verwehter Lerchenlaut aus den blauen Lüften niederfiel, wurde die sommerlich atmende Stille um mich her nur noch tiefer, und das Gebrumm und Gesumm einer Hummel, die an einer blauen Glockenblume hing und Honig sog, klang wie ein verstiebender Hauch des Getöns, das mir vom Himmel her noch in der Seele lag. So verband eine unsichtbare Woge der Töne diese Sonntagsruhe – denn am weithin wallenden Geläut der Kirchenglocken merkte ich, daß auf Erden Sonntag war – mit der Himmelsstille in und über mir, und ich ging wirklich weltverzückt und weltverloren auf unserer Erde einher. Auf den frisch geackerten Schollen, deren fettig braune Bruchflächen da und dort zwischen der grünen Woge der Felder aufglänzten, lag noch der letzte Duft des Morgentaus, und das Geraschel einer Feldmaus, das Schwirren eines Vogels, der Taumelflug eines Schmetterlings waren nur Noten in dem wunderbaren Zusammenklang eines einzigen Gefühls, in dem ich einherschritt, so daß ich alle Dinge um mich her wie in einem neuen Stand der Unschuld sah und doch wie in einem seltsamen Traume meinem Ziel entgegenschritt.

Vor dem Schlosse, das wie ausgestorben in dem Sonnenglitzerglanz der Frühe dalag, blieb ich noch einen Augenblick stehen, um meinen irdischen Erinnerungen nachzuhängen; doch das Gefühl der übernommenen Pflicht

ließ mich nicht lange dabei verweilen, und so betrat ich ohne weiteres den alten Hof, wo ich an einer altersgrünen Kanone, einem famosen Beutestück, das ich einst meinem Bruder verehrt hatte, vier Pferde angebunden stehen sah. Ich dachte: ‚Alle Wetter, mein Herr Neffe hat Besuch', und machte mich gleich, nicht ohne eine Regung der Unlust, auf ein paar trinkfeste Landjunker vom bekannten Schlage gefaßt. Da hörte ich aber, wie aus einem Fenster ein perlenklares Frauenlachen herabfiel, und, parole d'honneur, wenn ich meinen alten Soliman zur Stelle gehabt hätte, ich wäre mit einem Satz durch das Fenster hineingesprengt, um mich auf meine Art zu präsentieren; aber im Himmel wird man, ohne es zu wollen, zahm wie ein Heiliger, und so ging ich denn ganz manierlich die Wendeltreppe hinauf und betrat, da niemand zur Stelle war, um mich zu melden, das Zimmer, wo ich meinen leibhaftigen Neffen, einen hübschen, gutgewachsenen Burschen in der Mitte der Zwanziger, in Gesellschaft von vier Frauenzimmern fand: es waren drei junge Damen von feinem, schlankem Wuchs, in englischem Reitgewand und einem französischen Tressenhut auf dem Köpfchen, nebst einer spindeldürren Gesellschafterin, die auf einem grünseidenen Sopha in der Ecke an einem fast geleerten Spitzglas nippte. Ich ließ meine Augen einen Augenblick auf den Schönen verweilen, während ich mir dachte: ‚Alle Wetter, die drei Hexen da stehen den Himmelsjungfrauen in keiner Weise nach,' und trat dann mit der Hand auf dem Herzen näher. Ich glaubte, mein Eintreten müßte einiges Aufsehen bei der lustigen Gesellschaft erregen; allein – da haben Sie die Jugend! – weder mein holder Neffe, noch die drei Schönen zeigten irgendwelche Überraschung, als ich ihnen, nach der ersten Begrüßung, den Zweck meines Besuches erklärte: sie lächelten nur vor sich hin, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir dieses Lächeln, das ich schon von anderen Gesichtern her nur allzugut kannte, gerade besonders

behagt hätte. Ich ließ mich indessen durch dieses durchsichtige Mienenspiel nicht außer Fassung bringen, sondern dachte nur: ‚Lächelt nur, meine lieben Grünschnäbel! Es liegt mir nichts daran, daß ihr etwa meint, ich käme aus einem musikalischen Zirkel, wo sich drei oder vier gichtische Herren an dem ewigen Frühling der Musik erfreuen und vielleicht Gelüst nach einem guten Instrument empfinden! Ich habe was anderes auf dem Herzen, und qui vivra, verra! Und damit Punktum!' Die Damen standen übrigens im Begriffe, Abschied zu nehmen, und legten ihre rosigen Fingerspitzen mit jener Anmut, wie ich sie nur an ein paar mitteldeutschen Höfen in meiner Jugend kennen gelernt hatte, in meine Manneshand. Nur die eine von ihnen – ich erfuhr später, daß sie Irene hieß – drehte sich auf der Schwelle wie zögernd nach uns um, und das Lächeln und der Blick, mit dem sie uns noch einmal grüßte, tauchte mein altes Sünderherz in die Flut eines lange nachwirkenden Glanzes.

Ich folgte übrigens der Gesellschaft in den Hof, wo die vier hübsch aufgezäumten Damengäule ohne Reitknecht an meiner Kanone standen. Die Mädchen schüttelten mir, als ich mich zum Abschiedskuß auf ihre Fingerspitzen niederbeugen wollte, noch einmal die Hand mit solcher Herzlichkeit, daß ich junge Männerhände zu fassen glaubte, und dann ritten sie mit ihrer Gesellschafterin in hellem Galopp davon und ließen mich mit meinem werten Herrn Neffen allein. Das Letzte, was ich von ihnen zu hören bekam, war wieder ein perlendes Lachen, und ich mußte mir sagen: A la bonne heure, dieses Glockenspiel lasse ich mir gefallen. So was gibt es denn doch im Himmel nicht!

Wenn ich früher in meiner Sünden Maienblüte eine schöne Frau herzhaft lachen oder kichern hörte, pflegte ich mich – Madame me le pardonnera – unwillkürlich umzudrehen, um zu sehen, ob sich der bekannte Hinkefuß nicht in der Nähe zeigte; allein, was man zu tun habe,

wenn man das Gelächter dreier fliehender Schönen zu gleicher Zeit zu hören bekommt, das war mir, trotzdem ich aus dem Himmel kam, nicht bekannt. Ich sollte es bald genug erfahren.

Der grüne junge Mann an meiner Seite, der meinem frühverstorbenen Bruder, einer goldenen Mannesseele, gar nicht übel glich und auch unsere Familiennase ziemlich hoch trug, erzählte mir zunächst, daß die drei rüstigen Reiterinnen seine Basen, von seiner seligen Mutter her, seien. Sie wohnten drei Wegstunden entfernt, auf Schloß Ried, und seien eigens herübergeritten, um ihm zu seinem vierundzwanzigsten Geburtstag zu gratulieren. Nun war das schillernde Gevögel auf und davon, und nur drei kleine Sträuße Frauenschuh, die geschwisterlich nebeneinander auf dem Tische lagen, erinnerten noch an den Besuch der Grazien, deren Blick mich an ein französisches Sprichwort erinnerte, in dem das lustigste Volk der Welt behauptet, wenn Feuer im Hause sei, merke man es zuerst am Fenster. Die drei goldgelben Sträuße aber weckten in mir das Bild einer sonnigen Halde, wo ich in meiner Jugend meiner Mutter alljährlich einen Strauß dieser seltsamen Blumen zu suchen pflegte, die man in Frankreich sabots de Vénus heißt. Mir wurde bei dem Gedanken an die erloschene Zeit weich ums Herz, und ich nahm einen der Sträuße in die Hand, um den leisen, zarten Duft der hängenden Blüten mit nachdenklicher Kennernase einzuziehen. Da bemerkte ich plötzlich, daß in einem der schühchenartigen Becher ein ganz winziges Papierröllchen steckte. Ich nehme es heraus, ich mache es auf und lese die in kaum sichtbarer Schrift hingekritzelten Worte: ‚Ich hab' dich lieb!'

Nun hätten Sie aber meinen teuren Neffen sehen sollen: er wurde mit einemmal ganz aufgeregt und griff hastig nach dem Fetzchen, um zu sehen, ob diese verflixten Worte auch wirklich und wahrhaftig dastünden; auf meine Frage aber, wer das geschrieben haben könne, blieb er

sofort stumm wie ein richtiger Ochs vorm Berge stehen. Mir aber standen die paar Menschenmöglichkeiten, die da im Spiel sein konnten, sofort vor der Seele: entweder hatten sich die drei Mädchen gemeinsam einen Scherz mit dem guten Jungen erlaubt; oder eine einzige hatte es, ohne Mitwissen der zwei anderen, getan, und das wollte besagen, daß da, ganz im stillen, eine wirkliche Neigung in einem Herzen erblüht war und der Glückliche, dem sie galt, nicht die leiseste Ahnung davon besaß. Dann aber erhob sich sofort die Frage: Wer war die Holde, die sich nicht gescheut hatte, ihr neckisches Geheimnis einem solchen Blumenbecher, und damit dem lieben Zufall, anzuvertrauen?

Meine Herrschaften, die kundigen Thebaner, denen die bekannte Sphinx ihre Rätsel vorlegte, befanden sich in einer weit bequemeren Lage als wir zwei Münchhausen: sie hatten es nur mit einem einzigen Ungeheuer zu tun, während wir drei davon, und noch dazu von den allerreizendsten, vor uns sahen; denn ich habe, Madame darf es mir glauben, ein scharfes Auge für schöne, tüchtige Frauenzimmer, und so ahnte ich sofort, daß uns dieser duftende Frauenschuh mit seiner Liebesbotschaft eine harte Nuß zu knacken gebe. Ich hatte natürlich, wie Sie sich wohl denken können, die Sache meines Neffen sofort zu meiner eigenen gemacht und beschlossen, meine Rückkehr in den Himmel um ein Endchen Zeit hinauszuschieben und, wenn möglich, ein Glück zu stiften, von dem man sagen sollte, daß es die Verpflanzung eines sicheren Stückchens Himmel auf die Erde bedeutete; denn die Ehe soll, meiner bescheidenen Altmännermeinung nach, nichts anderes sein als ein verschlossener Liebesgarten, wo zwei Menschen in Sehnen und Sorgen der himmlischen Verklärung entgegenblühen und -reifen.«

Madame Marie-Anne führte ihr Spitzentüchlein an die Augen, und der Graf von Salern ließ ein kurzes Schnalzen mit der Zunge hören. Der Erzähler ließ sich indessen nicht

aufhalten: »Ich fragte also meinen Windhund – alle Neffen gehören, wie der Herr Graf mir bestätigen wird, mehr oder minder dieser Gattung an –, ob er nicht einer der drei Demoisellen besondere Aufmerksamkeit erwiesen oder gar, nach der Art aller jungen Leute, regelrecht die Cour geschnitten habe. Er verneinte dies aber mit aller Entschiedenheit, und diese unbegreifliche Gleichgültigkeit vor solcher Anmut, deren Lachen mir noch wie ein Hall aus dem Himmel in der Seele nachtönte, machte die Frage nach der Schreiberin des zarten Geständnisses noch heikler und schwieriger; denn eine plumpe Aufmerksamkeit oder irgendeine ungeschickte Anspielung konnte an die Unrechte geraten, in einem unbeschriebenen Frauenherzen ein kleines Flackerfeuerlein entzünden und den ganzen bösen Fall bis ins unendliche verschlimmern. Und was dann?«

Hier unterbrach ein helles, feines Gelächter den Erzähler; die kleine Madame Chedeville lachte, daß ihr die Tränen kamen, und sagte dann: »Ich bitte den Herrn Baron um Verzeihung; aber man sieht, daß Sie ein Mann sind. Eine Frau hätte das Geheimnis an einem Blick der Demoisellés erraten. Wenn Sie noch immer im Dunkeln tappen, bin ich gern bereit, den Herren auf die Spur zu helfen.« –

Der Freiherr von Münchhausen nahm wieder einen Schluck, ehe er antwortete: »Madame ist zu liebenswürdig; aber auf Liebespfaden lassen wir Männer uns nicht immer gerne leiten. Ich bin von Haus aus etwas eigensinnig, und die Herren werden wohl verstehen, warum ich meine Spur still für mich verfolgte.«

»Haben Sie nie für ein paar Flammen zugleich geglüht, Herr Baron,« fragte zwinkernd der Graf von Salern; »ich kannte ein paar Hofdamen unseres seligen Fürsten – –«

»Sie erzählen uns diese Geschichte später, Herr Graf,« unterbrach ihn die Meisterin Chedeville, indem sie ihrem

Gatten, der nach ein paar Gassenbuben am Gittertor guckte, einen kleinen Stoß versetzte.

Der Freiherr aber fuhr fort: »Es heißt: ‚La nuit porte conseil.' Ich beschlief mir also den Fall und ließ mir am nächsten Morgen in aller Seelenruhe das englische Horn zeigen, das doch eigentlich schuld daran trug, daß ich aus dem Himmel in dieses Irrgärtlein irdischer Liebe oder eines galanten Spaßes geraten war. Das prächtige Instrument hing verstaubt und unter Spinnweben in der Waffenkammer meines seligen Bruders, und als ich es in die Hand nahm, überschlug die Erinnerung an ein paar herrliche Ritte zwischen Tau und Tag durch maiengrünen Buchenwald wie eine warme Woge mein altes Jägerherz. Dann stahl sich der Nachglanz des Lächelns, das mich am Tage vorher von einer Schwelle aus gegrüßt hatte, wie ein verträumter Sonnenstrahl dazwischen, und ich beschloß, das glänzende Horn einstweilen nur in Verwahrung zu nehmen und den Verlauf der Dinge gelassen wie ein alter König abzuwarten. Auch während des Mittagessens, bei dem mein Herr Neffe zu meiner Freude einen echt Münchhäuser Appetit entwickelte, wollte mir die kribbelige Sache nicht aus dem Kopfe gehen; allein, wie ich sie mir auch zurechtlegte, ich kam und kam zu keiner Klarheit. Ich beschloß, einen Gang durch die Gärten und das Schloß zu machen; aber ich wurde dabei nicht weiser, sondern nur nachdenklicher gestimmt. Mein Neffe tat auch nicht das geringste, um mir auf eine glückliche Jägerspur zu helfen: er ging zwar auf alle meine Fragen mit einer geradezu himmlischen Gelassenheit ein, etwa wie ein glücklicher Infant, dessen altes Königreich keine Geschichte hat; aber dies machte mich nicht gescheiter. Ich tat übrigens bei diesem Gang meine Augen tüchtig auf, und was ich sah, ließ kein rechtes Behagen in mir aufkommen: mein teurer Neveu schien mir, nach allem, was ich da sah, kein besonderer Landwirt zu sein. Die Pferde, die einst ich aus dem türkischen Feldzuge heimgebracht

hatte, waren, beim Barte Mohammeds, aus einem anderen Geblüt gewesen als die Gäule, die in dem muffigen Stall beisammenstanden, und als wir in die Scheuern traten, kam uns ein rothaariges, schielendes Individuum, der Herr Intendant, entgegen, dessen Kratzfuß mir nun schon gar nicht gefallen wollte. Ich dachte mir: den würde ich, als mein eigener Schloßherr, keinen Tag in meinem Hause dulden; denn ein Junker muß auf präsentable Leute sehen und sie halten, selbst wenn er weiß, daß sie ihn, wie's der Welt Lauf ist, bestehlen. Ich selbst bin mit dem größten Spitzbuben von Intendanten, meinem Musjö Knoblauch, vortrefflich ausgekommen, weil der Kerl fühlte, daß ich mit der Canaille umzugehen weiß. Und zum Wesen der Vornehmheit gehört es nun einmal, daß arm und reich sie auszubeuten sucht. Der Verwalter meines Neffen, ein rothaariger Gauner, der meinem Intendanten so ähnlich sah wie ein Affe dem Apoll, mißfiel mir auf den ersten Blick ganz gründlich, und als ich dann den Schloßgarten betrat und sah, daß da das wüsteste Unkraut an allen Ecken und Enden durcheinander wucherte, dachte ich mir: ‚So darf das hier nicht weiter gehen! Dem Windhund fehlt eine Frau, und zwar eine, die nicht ohne Blumen leben kann!‘

Während meines Rundganges gelangte ich indessen zu einem festen Entschluß: ich nahm mir vor, gleich am Nachmittag nach Schloß Ried, zu den Damen hinüberzureiten, und da ich noch von meiner russischen Reise her wußte, wie man mit dem Geschlecht umgehen muß, gedachte ich den drei Holden ohne Säumen auf die entzückenden Knusperzähnchen zu fühlen und mir auf alle Fälle keinen blauen Dunst vormachen zu lassen. Meinem Herrn Neffen, dem die Geschichte, wie ich wohl bemerkte, doch naheging, trug ich auf, mich am Abend abzuholen, und wenn mein Plan gelang, konnte er sofort eine entzückende Braut in Empfang nehmen, auf deren Eintritt in das Schloß ich mich schon in dem Gedanken freute, daß

ich selbst diesen irdischen Spielereien im Grunde doch enthoben war und gleichfalls als halber Heiliger über diesem blumigen Handel schwebte.

Als ich gegen Abend durch das sommerliche Gefilde dahinritt, stellte ich mir lebhaft vor, wie ein kleines Liebesflämmchen auch andere wünschenswerte Tugenden in dem Herzen des zufriedenen Jünglings Klemens entzünden müßte: denn der gut genährte, saubere Hansdampf wußte offenbar noch nicht, was das heilige Feuer heißt und warum man es bon gré, mal gré im Leibe haben muß, wenn man es zu etwas bringen will, und wäre es nur zu einem Glück, wie es in den Weiberchen so gern an knisternden Kaminen träumt. Dann aber nahm der unsägliche Friede über dem sommerlich atmenden Lande all meine Sinne gefangen, und leise wie ein Dieb stahl sich der Gedanke in mein Herz, daß der Himmel eigentlich doch nichts weiter als die ewige Verklärung der Erde sei. Mir selbst war mein einstiges Erdenleben mitsamt den unbegreiflichsten Erlebnissen zu Wasser und zu Land schon halb und halb zum Traum geworden, und die Menschen, die damals wohl in der ganzen Glut und Flut des Lebens neben mir einherschritten, erschienen mir wie teure dünne Schatten und ihre Wirklichkeit nicht größer als der Wirbel der zahllosen Lerchen, deren silbernes Getriller wie ein überirdischer Hauch in der abendlichen Stille verging.

Auf Schloß Ried wurde ich von den drei Grazien wie ein seltener Gast empfangen und in das Zimmer geleitet, wo sich die Mädchen tagsüber aufhielten. Die Frau Mama hatte ihre vapeurs und ließ sagen, daß sie sich ein andermal zeigen werde. Dafür überhäuften mich die Töchter mit solch ausgesuchten Liebenswürdigkeiten, daß ich einen Augenblick meinen konnte, mir, nicht meinem Tapps von Neffen, gelte die heimliche Liebeserklärung in dem Frauenschuh. Die drei Grazien hatten, wie ich sofort merkte, von meinen sämtlichen Reisen zu Wasser und zu Lande gehört, und ich konnte ihnen gar nicht genug tun

im Erzählen: immer wieder mußte ich meine bekannten Abenteuer zum besten geben, und immer wieder fand ich Gelegenheit, die Feinheit ihres Urteils zu bewundern. Dabei saßen die Damen wie geputzte Prinzessinnen in ihren Kleidern aus gestreiftem Seidenstoff da, und wenn ich auf meinen Fahrten in eine besonders gefährliche Lage kam, fuhren entzückende Füßchen vor und fuhren hin und her, als wollten sie sagen: ‚Das ist ja unerhört! Das ist ja ganz unmöglich!' Ich gehöre jedoch nicht zu den zahlreichen Reisenden, die mehr behaupten als, genau genommen, wahr sein kann und wahr sein darf, und die drei Schönen zeigten sich denn auch sehr dankbar dafür, daß ich ihnen alles mundgerecht machte und nichts verschwieg. Nur einmal hätten mich die zappelnden Füßchen fast außer Fassung gebracht: dies war der Augenblick, da ich ihnen meine Gefangenschaft bei Seiner Herrlichkeit dem Sultan Mahmud I. schilderte. Das eine Füßchen erinnerte mich nämlich lebhaft an den goldenen Pantoffel meiner Gönnerin, der Prinzessin Nadje, und fast wäre ich in Versuchung geraten, aus meiner türkischen Liebesschule zu plaudern. Schon lag mir das erste Wort auf der Lippe, als Irene auf mich zugelaufen kam und lachend sagte: ‚Der oberste Knopf an Ihrem Reitrock sitzt nicht fest!' Und schon hatte sie den Knopf abgedreht, und schon begannen ihre geschickten Finger den goldenen Faden, mit dem er umsponnen war, abzuwickeln. Und dazu rief sie: ‚Das Gold ist echt. Ottilie wird Ihnen ein Souvenir daraus sticken: einen Paradiesvogel mit einem ellenlangen Schwanz über einem himmelblauen Meer. Oder belieben der Herr Baron ein anderes Tier auf purer Seide? Einen Gockel? Oder einen Pfau mit einem Rade?' Dabei blinzelte sie mich mit ihren frommen Augen schelmisch an, und dieses Spiel gab mir zu denken, insofern es mich wieder an die ungeschriebenen Pflichten eines Kavaliers und an unser Blumengeheimnis erinnerte.

Wenn es mir wenigstens gelungen wäre, den jungen

Demoiselles der Reihe nach unter vier Augen auf den Zahn zu fühlen! Aber die drei Grazien wichen einander nicht von der Seite und glichen auch hierin ihren antiken Schwestern, von denen, wie ich zu bemerken bitte, die heidnische Mythologie wohl nur deshalb kein einziges galantes Stückchen von olympischer Färbung zu berichten weiß, weil die himmlischen Luderchen immer wie drei Rosen auf einem Zweig aneinanderhingen. Die Frauenzimmer wissen sehr wohl, welchen Schutz ein solcher lebendiger Ring gewährt und wie leicht seine Glieder dahin und dorthin auseinanderrollen, wenn sich erst einmal das erste aus dem Gefüge löst. Unter solchen Gedanken geriet ich allmählich und fast ohne es zu wollen in jenen Zustand gesättigter innerer Heiterkeit, den nur wir älteren Leute kennen: mir war es, als säße ich noch als verliebter Page zu Füßen der göttlichen Prinzessin Dorothea von Sachsen-Gotha, und der leise Ambraduft der Erinnerung weckte ein erloschenes Gezwitscher und Gelächter nach dem andern in meiner Seele wieder auf.

Allein diese drei Mädchen, von denen der reinste Glanz unberührter Jugend ausging, stammten aus einer anderen Zeit: sie waren freier, schöner, gesünder, klarer in Wuchs und Wesen; und wenn ich daran dachte, daß die Vervollkommnung der Weiber so fortschreiten könnte, überschlich mich wahrhaftigen Gottes eine Höllenangst für unsere ungeborenen Neffen und Urenkel. Nur einmal kam etwas wie ein gelinder Seelenaufruhr in die drei lauschenden Herzchen, als ich die Geschichte meines Gewaltrittes anno 1757 nach Gotha an der Seite meines unvergeßlichen Freundes, des Generals Seydlitz, erzählte. Die Herrschaften gestatten, daß ich sie kurz wiederhole. Wir wußten, daß der Marschall Prinz Soubise, der Gotha mit 8000 Mann okkupiert hatte, sich da schon als ausbündiger Sieger gebärdete, und brachen mit zwei Regimentern los, um den Herren Franzosen die Suppe zu versalzen: ein Sturm auf schäumenden Gäulen, den Pallasch in der

behandschuhten Hand, den Tressenhut tief in den Nacken gedrückt, so preschten wir ventre à terre in die Stadt, wo wir aber keinen feindlichen Husaren mehr fanden: die Kerle hatten Wind bekommen und waren ausgerissen. Madame weiß, daß wir Offiziers uns damals auf dem herzoglichen Schlosse zu einem famosen Festmahl setzen konnten, das nicht für uns gekocht war; aber daß ich um dieses Mahl und zu einer unvergeßlichen Erinnerung kam, wissen nur meine vertrautesten Freunde, und dies ging so zu. Als wir Offiziers lachend abgesessen waren und die Schloßtreppe hinaufstürmten, um den gedeckten Tisch zu okkupieren, warf sich uns ein jammernder Schwarm von geschminkten Türken und Türkinnen in Turbanen und seidenen Gewändern und Reifröcken entgegen: es war die Schauspielgesellschaft Favart, die den welschen Gästen nach dem Souper des Herrn von Voltaire tränenselige „Zaïre“ vorspielen sollte. Die Damen und Herren dieser Komödiantentruppe benahmen sich, wie ich nicht verschweigen darf, nicht gerade heldenhaft. Mir machte besonders eine junge schwarzäugige Türkin zu schaffen, die sich wie verzweifelt an meinen Arm klammerte und heulte und wie eine Heroine schrie: ‚Mon Dieu! Mon Dieu, qu'allons nous devenir! Je me meurs! Je suis morte! Mais mon amant nous vengera tous!‘ Dieser rachedürstige Geliebte war aber niemand anders als der Prinz de Soubise, und zum sichtbaren Zeichen dessen trug die ‚belle éplorée‘ einen Hut, wie ich ihn noch nie zu Gesicht bekommen hatte, auf ihrem Köpfchen: auf dem mehrstöckigen Bauwerk stand oben in der Mitte das Konterfei des Marschalls als kleines, wohl ausstaffiertes Püppchen mit Hut und Degen, und rechts und links von dem Marssohn saßen zwei winzige Ammen und gaben sich mit unungezügeltem Eifer der Stillung zweier Ebenbilder des galanten Paschas hin. Ich nahm im Anblick dieser ersprießlichen Tätigkeit, die auf Zwillinge schließen ließ, mein Französisch zusammen und sagte: ‚Je vous fais mon

compliment, Madame. Votre chapeau est une merveille qui me prouve que l'amour n'a pas hésité entre le myrte et le laurier. Ne craignez rien' – und so weiter und so weiter. Die Schöne hörte auch, als sie mein teutonisches Geraspel hörte, sofort zu flennen auf, und ich versprach ihr auf eigene Faust, sie sofort ohne Schaden an Leib und Seele dem galanten Prinzen und Vater nachsenden zu lassen. Ich gab meinem Leibhusaren Pfiff den Befehl, einen Wagen für das Komödiantenvolk zu beschaffen, und es gelang mir auch, die heulende Untröstliche endlich vollends zur Vernunft zu bringen. Ja, als sie merkte, daß sie es mit einem ‚galant homme' zu tun hatte, machte sie plötzlich ganz kuriose Augen und schien nicht übel Lust zu haben, noch allerlei andere tröstliche Dinge von mir zu hören und zu erfahren. Allein so gern ich es im allgemeinen sehe, wenn eine schelmische Hand Rosen und Lorbeer zu einer Krone bindet, so schien mir doch der Augenblick nicht geeignet, gewisse sentiments zu pflegen. Ich übergab die schöne Theatertürkin einer alten verrunzelten Zofe, deren echt französischer Schnurrbart mir das heiligste Vertrauen einflößte, daß sie die jonction mit dem galanten Marschall auch richtig vollbringen würde, und betrat als letzter den Festsaal, wo ich alle Plätze schon besetzt fand und der gallische Festwein in vollen Kelchen perlte.

‚Da haben wir ihn ja! Unser Baron wird unser Siegesbote sein und Seiner Majestät unsern Coup melden,' rief mir ce cher Seydlitz entgegen, als er mich erblickte. Da fuhren die überschäumenden Champagnerkelche in die Höhe; ‚Vivat Fridericus Rex!' schrie ich dazwischen, riß einem rotröckigen Lakaien das Glas aus der Hand, leerte es bis auf die Neige und schmetterte es an die Wand und stürmte hinaus zu meinem Gaul, dem der Schweiß noch in schweren Flocken am Leibe hing. Ich habe es noch in keiner Weltgeschichte verzeichnet gefunden, daß ich es war, der damals dem großen Friedrich den lustigen Überfall auf Gotha melden durfte; aber mich tröstet das Bewußt-

sein, daß mich der große König von diesem Tag an mit ausgesuchter Hochachtung behandelte und mich stets zur Tafel zog, wenn ich, nach dem langen Kriege, in Potsdam vorsprach, um dem gekrönten Philosophen meine Aufwartung zu machen.

Doch, pour revenir à nos moutons, ich genoß den Abend mit meinen drei Schönen wie ein eigens für mich bereitetes Fest, und, ma foi, nicht ein einziges Mal überschlich mich der mahnende Gedanke an den Himmel, wo sie auf mein Horn warteten. Daß ich dessen Ablieferung vergessen konnte, werden mir die Damen, falls sie von meinen Abenteuern hören, verzeihen, besonders wenn ich ihnen gestehe, daß ich ihnen selbst sehr viel verziehen habe.

Aurora, die älteste der drei verschlagenen Sphinxe, besaß den schönsten runden Arm, den ich je gesehen hatte: ich merkte das, als Irene sie bat, mir doch auf dem Spinett ein altniederländisches Stückchen vorzuspielen. Die Schöne schien an dieser Aufforderung keinen sonderlichen Gefallen zu finden; sie bemerkte, sie sei etwas außer Übung geraten, ließ sich aber auf meine Bitten hin doch bewegen, vor dem Instrument Platz zu nehmen. Ich muß gestehen, daß ich früher auch der Meinung eines allzu bekannten Königs gewesen war, die Musik, sofern sie Frauen treiben, sei der Lärm, der am teuersten zu stehen komme; aber hier sang eine ruhige Meisterschaft aus dem seelenvollen alten Instrument, und nur der mürrische Ernst des ruhigen, schönen Gesichtes verriet, daß die Spielende nicht mit ganzer Seele bei ihrer Sache war.

Irene, die zweite Hexe, war beim Beginn des Spiels hinausgegangen, und ich erfuhr erst beim Abendessen, daß sie in der Küche gewirtschaftet hatte, um einige meiner Leibgerichte, darunter türkischen Pilaw, mit eigenen Händen zu bereiten. Das Essen schmeckte denn auch vortrefflich, und ein angenehm duftendes Rheinweinchen leichterer Art, so was wie ein halber Frauenwein, bewies mir, daß

die drei Donnersgrazien eine meiner liebenswürdigsten Schwächen erraten hatten. En somme, ich hatte eine zweite Künstlerschaft zu verehren, die mich an die Zeit erinnerte, da die löbliche Kochkunst noch als ausgemachte Hofkunst galt und der berühmte Koch Vatel, de la meilleure noblesse de cuisine, Selbstmord mit dem Degen beging, weil ihm eine sauce béarnaise mißlungen war. Als wir dann später in der warmen Dämmerung auf der Terrasse vor dem Schlosse beieinander saßen und plauderten, setzte sich Ottilie, die dritte der Schwestern, die nur selten ein Wort einfließen ließ, aber das bezaubernďste Lächeln und den reizendsten herzförmigen Mund besaß, abseits an einen Rahmen und stickte beim Schein einer Lampe Blumen und Vögel in eine weißseidene Decke: sie sollte, wie sie sagte, ein Geschenk für eine Freundin geben, die demnächst Hochzeit zu machen gedenke. Das Wort Hochzeit erinnerte mich wieder an den heimlichen Zweck meines Besuches, und angefeuert von dem delikaten Weinchen, gedachte ich, als alter Frauenkenner, einen Meisterzug zu tun, durch den ich nun endlich die Holde, die ihre Liebe zu Klemens der Blüte eines Frauenschuhs anvertraut hatte, wie ein Reh aus seinem Versteck aufzuscheuchen hoffte.

So warf ich denn, ganz nachlässig, die Bemerkung hin, daß wohl auf Schloß Münchhausen bald eine junge Herrin einziehen werde. Ich faßte dabei meine drei Schönen scharf ins Auge, um zu ersehen, ob nicht ein jähes Erblassen die Liebende verraten würde; doch kein Zucken der gesenkten Wimpern verriet, daß in einem der drei Mädchenherzen irgendetwas Ängstliches vorging. Ich überlegte nun hin und her, wie ich es anfangen sollte, um da einen kleinen verräterischen Aufruhr hervorzurufen; aber mein Ingrimm ließ mich, das erstemal in meinem Leben, vollständig im Stich, und ich begann zu ahnen, daß ich da auf alle Fälle in einem sehr unsicheren Abenteuer festsaß, aus dem ich mich nicht an meinem Zopf,

sondern höchstens mit meinem Kopf herausziehen konnte.

Die drei Wettergrazien zeigten auch sonst nicht das mindeste Interesse, zu erfahren, wer die neue Herrin auf Münchhausen sein könne, und so war ich mit meinem ausgeklügelten Liebeslatein auch gleich zu Ende. Auch die Dazwischenkunft meines Neffen, der ziemlich spät auf seinem Fuchse angeritten kam und in eigentümlicher Befangenheit vor die drei Demoisellen hintrat, brachte mir kein Licht in das amouröse Dunkel. Ich sah, wie die Blicke des jungen Herrn verstohlen von einer Schönen zur anderen wanderten, während seine Hand mit einem Ring, einer goldenen Schlange, spielte, den er am kleinen Finger der linken Hand trug. Ich kannte dieses kostbare und ängstlich gehütete Erbstück wohl; es galt und gilt heute noch als der Talisman der Familie und soll eigentlich an keiner Männerhand, sondern an der Hand der Frau glänzen, in deren Herz das Schicksal unseres Hauses ruht. Nur wenn dieses Schicksal ganz auf Männeraugen steht, pflegt ihn der Majoratsherr so lange zu tragen bis er in die Lage kommt, ihn am Tage seiner Verlobung der glücklichen Braut an den Finger zu streifen.

Die drei scharmantesten aller Duckmäuserinnen, in deren Mitte ich selbst wie ein gezähmter Pascha mit drei Roßschweifen dasaß, behandelten meinen jungen Windhund mit ganz ausgesuchter Liebenswürdigkeit, gerade wie wenn sie alle drei unsterblich in ihn verliebt wären, es aber doch nicht merken lassen wollten. Das war mir aber denn doch entschieden zu viel; denn ich kann aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen, daß ein embarras de richesse in der Liebe nur sehr, sehr selten eine ergötzliche oder wünschenwerte Sache ist. Wenn das Gespräch die Menschen und Dinge der Umgebung streifte, bekam ich Gelegenheit, die kluge, feine Sinnesart der Mädchen zu bewundern. Manchmal warfen sie auch, wenn es sich um irgendeinen Nachbarn oder Narren handelte, ein

scharfes oder bissiges Wort ins Gespräch, und das gefiel mir im Grunde meines Herzens auch nicht schlecht; denn Frauenzungen müssen, von Rechts wegen, spitz geschliffen sein. Nur Irene, die zweite Grazie, verhielt sich still und stand auch nach einer Weile auf, um, wie sie sagte, Haushaltungssachen mit der Köchin zu bereden. Sie ging, still vor sich hinlächelnd, mit langsamen Schritten hinaus und ließ sich erst wieder sehen, als der schlitzäugige Verwalter unsere beiden Gäule vorführte.

Ich sprach kein Wort, als wir Münchhäuser durch die mondlose Sommernacht heimwärts ritten, sondern ließ das Gehörte und Geschaute in mir nachwirken; aber im stillen hatte ich mir schon jetzt vorgenommen, erst dann wieder an das diamantene Himmelstor zu pochen, wenn das Mysterium des Frauenschuhs in einem Münchhäuser Hochzeitsgeläute heller Tag geworden war: mochte der Bengel von Engel in dem der Himmelsmutter gewidmeten Quintett des Herrn von Mozart noch so falsch spielen, ich hatte für den Augenblick wichtigeres zu tun, als für die fleckenlose Güte himmlischer Kammermusik Sorge zu tragen. Wenn ich mir aber im einzelnen vorzustellen suchte, wie ich von heut auf morgen Licht in dieses reizende Herzensgeheimnis bringen wollte, ließ mich meine Phantasie, von der ich, wie Sie mir zugeben werden, in schwierigen Lagen das außerordentlichste verlangen durfte, gänzlich im Stich. Ich suchte in allen Winkeln meines vortrefflichen Gedächtnisses nach den Maximen und Grundsätzen, denen ich zur Zeit, da ich selber noch auf den ausgetretenen Schleichwegen der Liebe ging, manches Glück und manche Enttäuschung verdankte; aber hier schien mir meine ganze Weisheit übel am Platze zu sein: denn diese Gelassenheit selbstsicherster Schönheit fürchtete offenbar gar nichts von einem Angriff, sondern blickte mit unbeirrbar lachenden Augen in die Welt, wie ein offener Garten, dessen Rosen und Lilien vor aller Augen dastehen und blühen.

Zuletzt blieb mir in Gedanken kein anderer Ausweg übrig, als das Dreieck der Grazien möglichst rasch mit Jägerschlauheit zu sprengen und die lachenden Feindinnen einzeln aufs Korn zu nehmen; denn daß sich die drei Damen einen gemeinsamen Scherz geleistet hatten, schien mir jetzt ganz und gar nicht zu der selbständigen feinen Art der drei Demoisellen zu passen.

Mit diesen Gedanken ging ich zu Bette, konnte aber, in webenden Gedanken, lange nicht einschlafen. Als ich am nächsten Tage etwas spät, wie es sonst nicht meine Art ist, zum Frühstück kam, sah ich, wie ein hübsches schwarzhaariges Mädchen mit verweinten Augen im Hofe in ein Chaischen stieg: es war das Stubenjüngferchen, eine karfunkeläugige, appetitliche Französin, der Klemens am frühen Morgen den Laufpaß gegeben hatte. Große Ursachen, kleine Wirkungen, dachte ich mir, während ich mit dem Windhund beim englischen Frühstück saß und ihn über seine Jagdgrundsätze ausholte. Na, ich will mich nicht loben; aber ich hätte niemals einen meiner weltberühmten Kernschüsse getan, wenn ich mit solchen Maximen nach dem unheiligen Rußland gegangen wäre. Dann ließ ich meinen Braunen satteln und ritt in die Stadt, wo ich bei einem Marchand de musique einen Pack alter Tanzweisen, Rigaudons, Menuette, Gaillarden usw. für die schöne Aurora zusammenkaufte. Aus einigen Anzeichen glaubte ich entnehmen zu können, daß sie sehr wohl fähig war, ein solches Bekenntnis in den Blumenkelch zu stecken; sie schien mir die entschlossenste der drei Schwestern zu sein, und auch ihr wundervolles Spiel, das sie so widerwillig übte, lag mir seither wie eine himmlische Verlockung oder Verheißung im Ohr. Ich verfehlte auch nicht, meinem Neffen die Nase auf diese erfreulichen Tatsachen zu stoßen, als ich ihm das Paket mit meinen schönsten Grüßen übergab, damit er es eigenhändig nach Ried hinüberbringe.

Der Edle blieb lange aus; er kam erst zum Abendessen

heim und verhielt sich auffallend schweigsam. Da ich jedoch ganz anderen Herren schon die Würmer aus der Nase gezogen habe, bekam ich bald heraus, daß er nun selber glaubte, Aurora habe das verflixte Zettelchen in den Frauenschuh geschoben. Das war nun Wasser auf meine Mühle, und ich strich die Vortrefflichkeit der jungen Schönen auf eine Art heraus, wie sie nur einem Ahnherrn erlaubt ist, der sich eigens aus dem Himmel herbemüht hat, um eine vertrakte Geschichte einzurenken. Der etwas indolente Bursche fing auch beim Essen zusehends mehr und mehr Feuer, und schon sah ich ihn im Geiste hoch zu Roß als glücklichen Bräutigam aus Ried heimkehren.

Am nächsten Morgen war er gerade im Begriff, zu Pferd zu steigen, als die zweite Schöne, Irene, durch das Tor dahergeritten kam, und zwar, zu meinem Erstaunen, mutterseelenallein. Sie saß, wie ich gestehen muß, wie eine leibhaftige Fürstin oder Fee zu Pferd; der frische Wind hatte ihre fein gerundeten Wangen gerötet und in ihren Augen, deren Bläue manchmal schwarz anmutete, ein Licht angezündet, das ihr ganzes schönes klares Gesicht verklärte. Sie war, wie sie sofort erklärte, nur gekommen, um bei Klemens die Zeichnung einer berühmten Gartenanlage in dem Werke eines französischen Gartenarchitekten einzusehen. Der Gute machte sich sofort daran, ihr das Werk aus der Bibliothek zu holen; er breitete die Stiche und Pläne sorgsam auf einem Tische aus und wurde, während er den Grundriß der Anlage erklärte, auf seine Art ganz lebendig. Irene war, wie ich bemerken konnte, mit ganzer Seele bei der Sache und hob nur von Zeit zu Zeit die klaren Augen, um ihn mit einem vollen Blicke anzusehen. Das ganze Wesen dieses Mädchens atmete eine wunderbare Ruhe, bei der es einem ganz wohl ums Herz wurde, weil man fühlte, daß sie nicht der Kälte eines armen Herzens entsprang, sondern voll des quellendsten, reinsten, herrlichsten Lebens war. Als sie

alles wußte, was sie zu wissen wünschte, ließ sie sich von Klemens in den Sattel heben und erlaubte ihm, sie zu Pferd ein Stück Wegs zu begleiten.

Nun aber denken Sie sich: als der Bursche zurückkam, gestand er mir ganz kleinlaut, er glaube nun, daß er nicht Aurora, sondern Irene liebe, weil er annehme, daß sie das reizende Geständnis in dem Frauenschuh gemacht habe. Das ging mir aber denn doch über die Hutschnur, und ich suchte ihm aus lauter Ärger klarzumachen, daß es nur Ottilie, die dritte der Schwestern, sein könne, die ihr Herzchen an ihn verloren habe; denn sie hantiere den ganzen Tag mit Blumen und goldenen Fäden, mit denen man noch ganz andere Lümmel als ihn einfangen könne. Der Tapps hörte mich mit einer Ruhe an, von der ich immer noch nicht wußte, ob sie die Blasiertheit eines petit-maître oder die Gelassenheit eines schönen Gemüts sub rosa war, und gestand mir zuletzt ganz ehrlich, daß ihm auch Ottilie sehr gut gefalle: sie sei die Sanfteste und, wenn sie lächle, die Schönste von den dreien. Das war mir denn aber doch zu stark! Ich bin, trotzdem ich das Schwabenalter hinter mir habe, manchmal sehr hitzig und fuhr nun auf: ‚Wir sind nicht in der Türkei, mein Bester, und ich kann dir mit bestem Gewissen sagen, daß es nicht wenig Türken gibt, die zu Tod froh wären, wenn sie in der Christenheit lebten, wo die Vielweiberei zwar nur mehr in mehr oder minder gemilderten Formen besteht, aber doch auch ihre Opfer fordert. Oder glaubst du, daß alle drei Damen einen Narren an dir gefressen haben?‘

Doch der muffige Windhund gab mir gar keine Antwort, sondern begnügte sich, mit jener Miene verstockter Selbstverständlichkeit und Selbstzufriedenheit vor sich hin zu lächeln, die mich, so alt ich auch bin, aus aller Kontenance bringen kann. Ich fragte ihn weiter, ob er am Ende gar jeder einzelnen der drei Flammen gezeigt habe, daß er selbst Feuer gefangen habe, und als er dies mürrisch bejahte, fuhr ich los: ‚So! Da haben wir die Bescherung!

Da sitzen wir nun alle drei mit unserm Liebeskarren im Dreck, und an mir ist's, zuzusehen, wie wir ihn auf trockenes Land oder in einen Liebesgarten à l'allemande hineinbringen!' Ich bin nicht sicher, ob ich nicht bei dieser Auseinandersetzung wie ein Pandurenoberst geflucht habe; aber eines war mir unabweislich klar: daß Klemens seine Sache verpatzt hatte und nicht der Mann war, den verfilzten Liebesknäuel selbst zu entwirren. Es war seltsam: dieser gesunde Junge mit seinen herrlichen scharfen Augen, denen kein Wild im Dickicht, kein Lerchennest im Korn, kein Habicht im Kreisen entging, war blind, wenn es sich darum handelte, in den Zügen oder Mundwinkeln der Menschen zu lesen. Daß er vollends imstande gewesen wäre, das heimliche Wetterleuchten des Lustspiels, das da in einem schalkhaften Frauenherzen lachte, auf einem Gesicht wahrzunehmen oder zu deuten, durfte ich gar nicht hoffen: war ich doch mit meinem Latein auch nicht weit gekommen!

Da beschloß ich, faute de mieux, meine Erfahrungsgrundsätze in Liebessachen an den Tölpel preiszugeben. –«

»Oh, Herr Baron, da verzeihen Sie, daß ich mich verziehe. Das ist nichts für meine Ohren,« lachte die Schloßfrau Marie-Anne Chedeville, indem sie ihr Spitzentüchlein zweien Mädchen mit Riegelhauben entgegenschwenkte, die schüchtern auf der Gartentreppe standen. »Dort steht Besuch, dem ich gern ein Täßchen Schokolade anbieten möchte: die Töchter unsers Bäckers. Die mignonnes kommen wie gerufen; denn wenn Männer ihre Erfahrungen austauschen, kommen wir armen Frauen immer schlecht weg.« Und sie lief, leicht wie ein junges Mädchen, auf die beiden Gäste zu und nahm sie mütterlich beim Arm, um sie in das Schlößchen zu führen.

Der Freiherr von Münchhausen sah ihr lächelnd nach und wandte sich, indem er sein Glas erhob, an den Meister André: »Sie gestatten, daß ich auf das lachende Glück dieses Hauses trinke. Doch Madame hätte wahrhaftig

gar nicht nötig gehabt, sich in die Arme zweier Kinder zu flüchten; denn als ich im Begriffe stand, mein Herz vor meinem Neffen auszuschütten, merkte ich zweierlei: erstens, daß ich auf dem schönsten Weg war, einen unschönen Verrat an meinen Erinnerungen zu begehen, und zweitens, daß mich zu allem Überfluß der tappige Bursche gar nicht verstehen konnte: denn kein Mensch, und wäre er der klügste Mann von der Welt, kann seine Erfahrungen einem andern schenken oder verkaufen. Und das ist bei Licht betrachtet gut so: denn wenn es sich anders verhielte, stünde die wirrsälige Jugend nicht als das ewig strahlende Wunderland des Glückes vor uns, wenn wir alternd die Blicke rückwärts lenken und über allem Vergangenen den Purpurduft begehrter und versagter Dinge immer tiefer aufglühen sehen. Und wer könnte sich vermessen, etwas Sicheres über das Weib, das Geschöpf des Mannes zu sagen: über das fließende Element, das lächerlichste, das tragischste, das herrlichste und traurigste Ding von der Welt, dessen Wesen uns, entre nous, erst einigermaßen klar wird, wenn wir uns den Fünfzigern nähern. Das Ergebnis solchen Denkens ist allerdings, um die Wahrheit zu gestehen, nur die Erkenntnis, daß die Weiber Weiber bleiben, und daß man ein Element nicht in Männersprüche fassen kann; denn als ein unfaßbar Element sind mir von jeher diese wetterwendisch lachenden Wesen erschienen, ohne die doch unsere bittere Erde des süßesten Reizes entbehrte. Ich will den Herren übrigens nicht verhehlen, daß mich, als ich so vor meinem Neffen stand, eine wundersame Rührung über mein eigenes Wissen vom Weibe überkam, während zugleich ein paar leichte, wonnige Schatten, denen ich einen gerührten Gruß nachschickte, vor meinen Augen vorbeihuschten. Aber, daß die Jugend es nicht weiß, welche Aventüren das Leben in seinem Schoße birgt, ist nun einmal ihr Fluch und, wie man's nimmt, auch ihr Glück hienieden. Ich ließ indessen von diesen Stimmungen, die

wie eine leichte Wolkentrübung über mein Gemüt weggezogen, nichts merken, sondern fluchte wie ein eingefleischter Türke und sagte meinem Herrn Neffen auf gut deutsch, wie man zu meiner Zeit über solche Amouren in der Mehrzahl dachte. Der Gute hörte mich auch ganz ernsthaft an; allein was das verwünschte Geheimnis betraf, so waren wir beide, Onkel und Neffe, so gescheit oder so dumm wie zuvor.

So oft auch Klemens nach Ried hinüberritt, so oft kam er auch schwankend und in Ungewißheit heim: bald war es Aurora, bald Irene, bald Ottilie, die den Sieg für einen Tag davontrug, und bald schien es mir, als hätten es die entzückenden Racker geradezu darauf angelegt, den guten Klemens nicht zur Ruhe kommen zu lassen, indem eine nach der andern ihr besonderes Frauenwesen hervorkehrte. Die Herren kennen ja die Geschichte von der berühmten Penelope, die, wenn wir dem guten Homer glauben dürfen, ein ganz alertes Frauenzimmer gewesen sein muß; aber daß auch ein verliebter Tölpel zu einer traurigen Penelope ohne Spindel und Faden herabsinken könne, das hätte ich mir, Himmelschockschwerenot, weder in Rußland noch in der Türkei träumen lassen; denn das schlimmste für mich bestand darin, daß ich dem Tolpatsch jedesmal recht geben und sozusagen mit seinen jüngeren Augen sehen mußte. Auch die Mutter der drei heimtückischen Sphinxe, in der ich eine ganz angenehme Frau entre deux âges kennen lernte, konnte mir, als ich behutsam auf den Busch klopfte, keinen Wink geben, wie es eigentlich mit dem Herzen ihrer drei Töchter bestellt sei. Sie schien sich auch keine Sorge darüber zu machen; sie ließ sie nach Belieben schalten und walten, was ich, nebenbei bemerkt, für eine besondere Klugheit halte; denn die Weiberchen haben, wenn sie es auch unter allerlei Getu zu verbergen suchen, eine feine Nase für alle Dinge, die auf der Erde spielen und nichts mit den Sternen zu tun haben. Im übrigen erwies sich die Frau Baronin

von Ried als die trefflichste aller Zuhörerinnen, und sie machte mich fast eitel, indem sie die Feinheiten meiner Erzählweise mit einer Liebenswürdigkeit unterstrich, wie man sie, unter uns gesagt, nur an Höfen lernt und übt. Während ich aber in aller Bescheidenheit meinen Erinnerungen nachging und der Nachsommer auf dem Gesicht meiner Zuhörerinnen behaglich glühte, liefen meine Gedanken auf Seitenpfaden unaufhörlich neben den drei Mädchen her, und ich wurde nicht müde, an ihrem Bild herumzubosseln und sie in meiner Phantasie mit diesem oder jenem Mann zu vermählen; und alles dies tat ich doch nur, um endlich einen Schimmer von Licht in das verfluchte Dunkel zu bringen.

Die dunkelblonde Aurora sprach am liebsten mit mir über meinen türkischen Feldzug oder über Hunde und Reitpferde von Geblüt: sie schien mir, wenn sie so neben mir stand und an meine Höhe heranreichte, für einen richtigen Fürsten geschaffen, der ein junges Königreich wie ein störrisches Roß zu meistern hätte. Solche Frauen haben, und die Herren werden mir nicht widersprechen, bei aller Anmut ein männliches Element in ihrer Seele, und ihr kühles Auge sieht die Dinge wie sie sind und ohne die Verschleierungen, die wir Männer denn doch im Grunde mehr oder minder lieben.

Irene, deren blaßblonde Haare wie gesponnene Seide glänzten, interessierte sich, zu meinem Erstaunen, sehr lebhaft für türkische Gerichte, die ja auch in ihrer Art ganz vortrefflich sind. Ich sah sie, ganz Glück und Güte, in einem schönen Landhaus walten, obwohl gerade sie ein wechselndes Wesen zeigte; denn zuweilen brach aus dieser lieblichen Ruhe, die mit den sanftesten und heitersten Augen in die Welt blickte, jählings ein quellendes Leben hervor. Sie setzte manchmal, wenn sie mit gesenkten Blicken vor mir stand, den reizenden Fuß vor, wie wenn sie tanzen wollte, und in ihrer kindlich zarten Stimme lag ein Beben, das mich alten Knaben mit einer seltsamen

Zärtlichkeit erfüllte. Ich gab mir, wenn sie mich offen ansah, selbst eine langohrige Titulatur und flüchtete mich zu Ottilie, um dem Spiel ihrer schlanken Finger bei der Arbeit am Stickrahmen zuzuschauen. Und bei ihr genoß ich mit Entzücken jene Art weiblicher Vernunft, die nicht ins ungemessene strebt, aber alle nahen Dinge mit der Klarheit angeborener Anmut und Milde sieht. Ich mußte noch einmal auf die bucklige Erde kommen, um zu lernen, was ein dreifaches Frauenräuschlein ist, und zuweilen dachte ich mir: Wie schön wäre das gewesen, wenn sich auch in deiner Jugend solch ein dreigestirntes Glück um dich herum bewegt hätte!

Im übrigen kam ich nur ganz selten in die Lage, diesen lachenden Zauber ungestört zu genießen; denn die drei Damen hatten es ganz offenbar darauf abgesehen, mich nie mit einer andern ihrer Schwestern allein zu lassen, und kaum hatte ich mit der einen ein Gespräch angeknüpft, als auch schon eine andere oder gar alle zwei auf leichten Schuhen hinzutraten, um mit der strahlendsten Unbefangenheit zuzuhören.

Während sich aber diese heillose Geschichte in eine himmlisch-höllische Länge zog, ging mit meinem guten Junker Klemens ganz im stillen eine Veränderung vor. Vor allem war er jetzt häufiger auf dem Feld zu finden: wenn ich im Gold der Herbstsonne über unsere Gründe ging, sah ich ihn manchmal mit seinen Hunden über die Stoppeln gehen oder zu Pferd dahinfliegen, und seine schlanke kräftige Gestalt hob sich nicht uneben gegen den herbstlichen Himmel ab, der es augenscheinlich darauf abgesehen hatte, auch mir den Glanz der heimischen Erde noch einmal gründlich zu offenbaren. Zuweilen aber war er auch seltsam gereizt, so daß ich mir dachte: ‚Es ist höchste Zeit, daß du endlich herausbringst, wer dich liebt oder wen du liebst! Sonst setzt es noch eine Dummheit, und Dummheiten können einen Mann unter Umständen tiefer herunterbringen als der Suff oder die Karten! Doch die

Schicksale, an die uns geheime Fäden fesseln, gehen ihren Gang, ohne sich um unser Fühlen und Wähnen zu kümmern, und dies sollten auch wir erfahren.

In einer wunderschönen Oktobernacht wurde ich durch den Ruf Feuerjo aus meinem ersten Schlaf geweckt. Hinter dem Schlosse schlugen die hellen Flammen aus den Fenstern des Gesindehauses heraus, und die Feuersbrunst drohte die gesamten Wirtschaftsgebäude zu ergreifen. Indessen gelang es, den Brand, der in der Stube des besoffenen Intendanten ausgekommen war, mit Hilfe der Bauern doch auf seinen Herd zu beschränken. Klemens benutzte diese Gelegenheit, dem lieblichen Quartalsäufer in meiner Gegenwart zu kündigen. Der Halunke nahm seine Entlassung mit tückischem Gesicht hin, ohne ein Wort zu entgegnen. Am Tage nach dem Brande, um die Zeit der Dämmerung, kam er jedoch sternhagelvoll in das Schloß zurück und verlangte Klemens zu sprechen. Wir gingen gerade – es war ein warmer milder Tag – im Garten auf und ab, als der Mensch an uns herantrat und im aufgeregten Zustand sein Gehalt verlangte, da er noch in der Nacht abreisen wollte, um Dienste in Frankreich zu nehmen, wo man nicht viel Federlesens mit den Herrschaften mache. Klemens bedeutete ihm in scharfer Weise, er sei besoffen; er möge sich trollen und am Morgen seine Abrechnung verlangen. Der Halunke lallte etwas von einer Französin, und als Klemens drohend auf ihn zutrat, erhob er seine Hand zum Schlage. Doch wie der Blitz packte Klemens den Faquin und zwang ihn nach kurzem Ringen in die Knie, worauf ein paar Leute herbeieilten und den Spitzbuben kurzerhand mit ihren Fußspitzen zum Tor hinaus beförderten. Als wir uns dann, noch aufgeregt von dem Vorgefallenen, zu Tische setzen wollten, bemerkte Klemens plötzlich, daß ihm der Ring, der Talisman unseres Hauses, fehlte. Hatte er ihn im Ringen abgestreift? Oder früher schon verloren? Wir ließen das Essen stehen und liefen spornstreichs in den Garten, um

beim Lichte einiger Laternen die Stelle abzusuchen, wo Klemens mit dem Halunken zusammengeraten war; aber nichts war zu finden. Wir schickten einige Knechte weg, um den Verwalter abzufassen und zur Stelle zu bringen; sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Eine Anzeige beim Gericht half nichts; der Mann blieb verschwunden und das Kleinod verloren. Es war aber, als ob mit dem Verluste zugleich ein Schatten auf das Schloß gefallen wäre, zumal sich auch die drei Grazien nur noch ganz selten sehen ließen. Und als eines Tages ein paar Zeilen von Irenens Hand an mich die Nachricht brachten, daß sie nach Mannheim zu fahren gedächten, um den Winter bei ihrem Onkel, dem Hofmarschall von Bletzenstein, zu verbringen, schien es auch mir, als ob das Licht aus der Gegend verschwunden wäre. Einen Augenblick dachte ich daran, die ganze Geschichte zum Teufel fahren zu lassen und mit meinem englischen Horn, das schon in meinem Zimmer bereit lag, auf dem erprobten Wege in den Himmel zurückzukehren, wo man gewiß mit Ungeduld meiner wartete; doch entsann ich mich noch zur rechten Zeit meines Kavalierschwures, dies nicht eher zu tun, als bis mein Neffe glücklich beweibt und die Dauer unseres Blutes verbürgt wäre, und – blieb.

In der unsicheren Gemütsverfassung, die mich aber nun nicht wenig bedrückte, kam ich so weit auf den Hund, daß ich, Gott verzeih mir, zur Feder griff, um einem besseren Geschlecht meine wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, meine Feldzüge und sonstigen Abenteuer noch einmal zu erzählen. Ich weiß sehr wohl, daß in Zukunft der und jener Biedermann sagen wird, ich hätte manchmal doch gelogen; diesen infamen Insinuationen gegenüber habe ich mich stets in den Mantel meiner Kavalierwürde gehüllt und bei mir selbst gedacht: Was wahr ist, bleibt wahr, auch wenn es wie eine Lüge aussieht. Punktum! Und überhaupt: Was ist eine Lüge? Und, Hand aufs Herz, was wäre die sogenannte Mensch-

heit ohne Lügen? Man nehme ihr ihre Lügen, und die Erde ist im Hui so arm wie ein kahles Vorgebirge, wo, wie auf Gibraltar, ein paar verkümmerte Schwanzaffen herumklettern und sich jeden Bissen mißgönnen.

Im übrigen will ich den Herren gestehen, daß ich an dem platten Schreiberhandwerk nicht das geringste Vergnügen fand, und wenn ich mit der Feder in der Hand in meinem Turmgemach saß, dachte ich mir zuweilen, was wohl die Prinzessin Nadje oder gar der Großtürke sagen würde, wenn sie mich so sitzen sähen. Ich bin zwar immer der Meinung gewesen, daß Pferde, Hunde, Reisen und Kriege einem Edelmann besser anstehen als die Kapriolen französischer Schöngeister oder ein bißchen muffiges Griechisch und Latein; aber vor meinen weißen Blättern verstaubten Papiers konnte ich mich doch nicht enthalten zu seufzen: O tempora, o mores!

Am liebsten saß ich an schönen warmen Herbsttagen auf einer Anhöhe hinter dem Schloß und blickte in die Gegend hinaus. Unmittelbar zu meinen Füßen, in nächster Tiefe, lag ein kleiner runder Teich, und wenn ich sah, wie das schwere Gold des Abends aus der glühenden Tiefe emporbrannte und ein Schauer durch die nach bitterer Erde duftende schweigende Oktoberluft ging, da schlich sich ein seltsames Sehnen in mein altes Soldatenherz: da merkte ich, daß ich der Erde nur noch halb angehörte, und dies zwiespältige Gefühl war Weh und Glück zugleich. Vielleicht haben es die Herren schon gemerkt, daß ich doch nicht mehr ganz der gleiche bin, als den mich meine Freunde aus meinen authentischen Abenteuern kennen. Dieser dunkle Parksee, den uralte purpurgelbe Linden umflammten, kam mir in der Dämmerung zuweilen wie ein geheimnisvolles Weltauge vor, in dem sich alle Dinge spiegelten und das Wesen der Welt so durchsichtig wurde wie ein fleckenloser Kristall, aus dem eine Seherin mit offener Seele Gesichte liest. Ein grauer Spinnwebfaden, der, von einem Lüftchen getragen, daherkam und sich an meine welke Hand heftete,

verband mich mit allen Fernen und Sternen, und das verspätete Gesumm und Gebrumm einer Hummel war mir die reinste Musik der Welt, in der ich jäh erschauernd unterging und alle ursächlichen Rhythmen des Herzschlags dieses buckeligen Sterns fühlte. Das kam aus urewigen Tiefen her und zog in urewige Tiefen hin, wie der funkelnde Schwall einer allmächtigen Sternenwoge, und nahm mich mit und löschte mich aus und machte mich doch, allfühlend, zu dem, der ich heimlich und wesentlich bin. Und der Ton wurde Licht, und der Duft Ton, und auf diesen selig ineinander webenden Allwellen, die mich wie eine allmächtig auf mich eindringende Geisterflut umzitterten, zog ein leichtes Schiff dahin, in dem ich selbst mit meinen drei Kummergrazien saß und die Perlenflut des Sternenschaums in unsterbliche Becher schöpfte, daraus wir alle das Feuer ewiger Jugend tranken. Und ich fühlte, daß Himmel und Erde, mitsamt den Sternen, den schönen Rätseln Gottes, eins waren und so unmerklich leise ineinander übergingen, wie eine Morgendämmerung in den Tag übergeht: noch ist es Nacht, und schon sind alle Schauer der Frühe wach, und der Atem der Welt ist voll von einer Göttlichkeit, die alles von sich stößt und alles wieder, allewig webend, zurückspinnt in ihre gottseligen Schleier.

In dieser von Schauern überhauchten Herbststimmung fand ich eines Tages einen spinnwebleichten Schleier, in den ganz feine goldene Sternchen gewoben waren, auf der Bank liegen, wo ich diesen Stimmungen und Gesichten nachging. Ich ließ das weiche Gewebe, das so fein und zart war, daß man es durch einen Trauring hätte ziehen können, wie eine Welle aus gewobenem Licht durch meine Finger gleiten und dachte: Wem mag der Schleier gehört haben? Und wer hat ihn, als Zeichen seiner Nähe oder Gruß einer Seele dagelassen? – Und meine Gedanken spannen sich weiter und fühlten nur eines: Himmel hier und Himmel dort – ein Sehnen ist

alles, und selbst der Glanz des Himmels ist nichts als ein Schleier, der ahnenden Herzen Unsagbares verhüllt und verkündet. Das feine Gespinst aber nahm ich mit in mein Turmgemach und deckte es nachdenklich über mein Horn, so daß ich dessen Glanz nur noch gedämpft gewahrte, wenn mein Blick darauf fiel; denn zuweilen empfand ich doch Gewissensbisse darüber, daß ich die Erfüllung meines Versprechens in solcher Weise hinauszog. Meinem Herrn Neffen aber, der die Sache allmählich von einer anderen Seite nahm und beim Speisen mit gewagten Sprüchen und Meinungen um sich warf, die er sich in der Stadt holte, wo ein Regiment Husaren lag und, wie billig, auf seine Weise in den vergänglichen Weiberhimmel der Erde hineinritt, sagte ich nichts von meinem Fund. Einigemal kam er sogar, wie ich nicht verschweigen möchte, ziemlich angesäuselt heim, und dann dampfte er von jener Weisheit, wie sie gern aus leeren Bechern duftet und nicht immer lieblich riecht; aber da ich die wuchernden Gemütsbrennesseln, die man mit Wein begießt, sehr wohl von meinen Kriegsjahren her kenne, ließ ich diesen Saus ruhig versausen, ohne meine gelassene Stimmung zu verlieren. Da Klemens ohnehin eine ziemlich weiche und reinliche Natur ist, machte ihm auch das Trinken und weiberfresserische Getue auf die Dauer wirklich keinen Spaß, und ich hörte selbst aus den kühnsten Barmarbasaden jenes zärtliche Seelengeläute heraus, das keine Kennerohren täuscht: denn, meine Herrschaften, wenn auf Erden irgend etwas, sei es nun ein Herz oder ein Schmerz, einen Laut von sich gibt, schwingen immer Nebentöne mit, und diese sind, parbleu, wahrer als der grobe Allerweltslaut, dem sich kein Ohr verschließen kann. Nur muß man, meine Herren, mit dem sechsten Sinn für diese heimlichen Töne geboren werden oder, wie ich, im Himmel gewesen sein, wo Duft, Klang und Schimmer nichts anderes scheinen und sind als die ewig fließenden Hüllen und Gewänder eines Unaussprechlichen.

Im übrigen bitte ich die Herren, zu glauben, daß meine Gemütsverfassung nicht allzeit rosig war, und es gab genug Tage, wo mich zwar keine Langweile zwackte, aber das Gefühl einer heimlich bohrenden Öde doch nicht von mir weichen wollte. Daß ich in einem freudelosen, öden Hause saß, verriet mir jeder Schritt und Tritt, den ich machte: in den toten Gemächern, wo es nach der alten Zeit duftete, hingen in allen Ecken die schönsten Spinnweben, und ich überraschte mich manchmal auf dem Gedanken, ein solches Tierchen, das seine gewobene Welt wie eine tüchtige Hausfrau meistert und wie der Fleisch gewordene Welthunger auf der Lauer liegt, zu zähmen und in den Himmel mitzunehmen, um es dem heiligen Petrus in seinem Wartestübchen zu schenken. Dann ließ ich wieder die Spinnen Spinnen sein und lebte mit der Erwartung eines Unausbleiblichen in den Tag hinein. In der Silvesternacht aber hatte ich einen seltsamen Traum: ich lag in meinem Bette und fühlte plötzlich, wie tausend Schuhe, eine schwarze Wolke oder ein unaufhaltsames Meer von Frauenschuhen, auf mich zuschwammen. Ich meinte, ich müßte um Hilfe schreien; aber die Wolke löste sich auf, wie wenn jemand Fäden davon wegspänne, und die Schuhe begannen nach allen Himmelsrichtungen auseinander zu laufen. Sie liefen, als ob eine unsichtbare Gestalt in jedem Paare ginge, dahin und dorthin, und ich fand gar nichts Merkwürdiges darin, daß sie an unsichtbaren Treppen stolperten oder steile Felspfade hinaufhuschten. Über den laufenden Schuhen, unter denen ich die seltsamsten Paare sah: feine schmale Seidenschühchen für rosige Elfenfüße, grobe genagelte Bauernschuhe, Reitstiefel, türkische Schnabelschuhe und anderes Schuhzeug aus aller Herren Länder, webte ein seltsamer Lärm. Anfangs war es, als ob tausend leichte und grobe Stimmen kicherten und lachten, wie man auf einem Fest oder einer Kirmes schnattert und lacht; dann ging das Getos und Gelächter allmählich in ein Geseufz

und Gestöhne über, und es war mir, als ob der Jammer der ganzen Welt über den hastenden und laufenden Schuhen mitliefe, weiter und weiter über die Erde dahin, vor Türen und Tore, vor Hütten und Paläste, vor Richterstühle und Throne. Und je weiter die Schuhe liefen, je lauter war der dumpfe brausende Aufruhr, den ich mir nicht deuten konnte. Ich wollte schreien: ‚Lauft ans Himmelstor! Ans Himmelstor!' Aber meine Stimme hatte jeden Klang verloren, und das da und dorthin wallende Jammergetöse nahm erst ein Ende, als im Allraum ein funkelndes Sternengewitter aufzog und die wandernde Klage mitsamt den hastenden Schuhen in seinen Donner aufnahm. In der eintretenden Stille aber, die sich fast wie ein neuer Schrecken auf meine röchelnde Brust legte, sah ich plötzlich, wie zwei feine Frauenschuhe vor mir in der Luft tanzten: es waren weiße Atlasschuhe, nicht zu groß und nicht zu klein, und der Fuß, für den sie gemacht waren, konnte recht wohl marmorne Königstreppen steigen oder auch durch blühende Wiesen oder mit ein paar schnellen Hunden über Stoppeläcker wandern. Ich sah den merkwürdigen Pas de deux halbwach mit weiten Augen zu und griff erst nach den Schuhen, als sie sich immer tiefer herabsenkten und Miene machten, auf meinem Nasenspitzchen herumzutanzen; doch ich faßte in leere Luft, und das Geräusch, das die einheizende Magd im Ofen machte, zeigte mir, daß alles ein Traum gewesen war, dessen Deutung mir einiges Kopfzerbrechen machte.

Es ist ein eigen Ding um die Einsamkeit zweier Männer, die mit einem Gedanken leben und sich scheuen, davon zu sprechen, weil er zuviel des Dunkeln in sich birgt. Wenn ich nicht bei einem guten Feuer saß, schritt ich mit meinem Gewehr durch die verschneiten Wälder und sah ohne jegliche Mordlust die Spuren des Wildes und feiner Vogelfüße auf die alles umhüllende weiße Decke geprägt. Ich hörte es in den Forsten donnern und krachen, wenn

ein warmer Wind durch die schwer vereisten Bäume lief; ich fühlte meine Wangen brennen, wenn der Sturm aus Süden daherfegte und die bläulichen Schatten auf den Hängen der fernen Hügel tief und tiefer färbte. Als die ersten Wetterschauer des Frühlings in jagender Helle über das Land zogen, wurde ich wieder, wie im Sommer zuvor, ganz Aug und Ohr. Wenn ich im Wehen der ersten Frühlingstage einherging und der braune saftige Boden schwer unter mir dampfte und die hellen Rufe der Vögel aus dem braunen Gezweig oder der lichtesten Bläue niederfielen, da lebte und webte ich in einem Unaussprechlichen. Die ersten Kätzchen an den Weiden oder Haselbüschen schienen wie das reinste Gold der Erde zu glänzen, und Nähe und Ferne waren eins in dem Hauche der Sehnsucht, der jetzt den Duft eines verborgenen Veilchens vorüberführte und nun in einem unsäglichen Lauschen hinzusterben schien, das sich weich und wonnig in mein Herz stahl und nur in dem Quellengeriesel der atmenden Nächte eine Stimme bekam. Noch einmal mußte ich, nach der goldsatten Ruhe des Herbstes, die ganze selige Erdenunrast spüren, die alle Sterne in der Brust zu tragen glaubt und doch bei allem Reichtum so arm ist, weil sie den Dingen nichts von ihrem Überflusse zu schenken vermag. Aber eines wurde mir bei dieser Unrast klar: das Leben Gottes ist nichts anderes als Gefühl, und alles, was da als Duft und Ton vergeht, nichts weiter als das Versprechen eines Wunderbaren, in dem wir, willenlos-willig, wie auf einer sinkenden Woge dahintreiben.

Indessen kamen an einem strahlenden Maiennachmittag auch unsere drei unzertrennlichen Grazien aus Ried mit ihrer spitznasigen Dame de compagnie wieder angefahren, und ich begrüßte sie mit der Herzlichkeit eines Kenners, dem die lebendige Schönheit auf zwei feinen Frauenfüßchen doch das Höchste der Erde bleibt. Nur mein Herr Neffe verhielt sich schweigsam und sah,

zu meinem Erstaunen, mit einer kaum verhüllten Verbissenheit auf die drei Schönen. Ich fand sie alle drei noch reizender geworden, obwohl ich mir bei näherem Zusehen, gestehen mußte, daß sie mich etwas fremd anmuteten; denn meine Phantasie, die mir ja manchen Streich im Leben gespielt hat, war an den stillen Wintertagen nicht müßig gewesen und hatte während des Winters an dem Bilde der drei Schönen mit jener Liebe herumgebosselt, die dem Urbild nicht immer zum Vorteil gereicht. Etwas Ungewöhnliches sprach mich aus den verschlossenen Zügen der drei Frauengesichter an, und als ich die Miene meines Neffen gewahrte, überlegte ich sofort, wie ich das herabgebrannte Feuerchen in dem jungen Menschen wieder zu heller Lohe anfachen könnte. Doch die drei Frauenzimmerchen, in deren Augen ein so seltsames Glimmen irrlichterte, ließen mir gar keine Zeit, meine Hilfstruppen zu prüfen und eine Attacke zu wagen. Aurora fragte, wie es den Pferden gegangen sei, und ließ sich sofort, ohne eine Antwort abzuwarten, von einem Knecht nach dem Stall geleiten. Irene wünschte sich im Garten umzusehen, und ging, leise vor sich hinsingend, auf das große Gittertor zu, über dessen Pfosten schwere Trauben frisch erblühten Flieders hingen. Ottilie winkte ihren Schwestern mit der Hand nach und erkundigte sich, ob der alte flämische Wandteppich, auf dem der heilige Kriegsmann Martinus seinen Mantel in zwei Hälften teilt, um einen Bettler zu bekleiden, noch in dem Waffensaal oben hinge; und als Clemens bejahte, blinzelte sie ihn an und sagte, sie wolle nachher noch die schöne Aussicht von der Turmwarte aus genießen. Und weg war auch sie, und wir zwei Münchhäuser standen wie weiland der Esel Buridans da, ohne daß uns ein Heubündel nach rechts oder links oder geradeaus zog. Ich fragte mich vergebens, was wohl in dem Gemüte meines guten Klemens vorgehen mochte; ich fühlte, ich wußte nur eines: daß der Ring der Grazien gesprengt war und

jede nun auf ihren eigenen Füßen ihrem Schicksal entgegen- oder davonlief. Doch was sollte ich beginnen? Sollte ich im Stall unsere Mähren loben? Oder vom Turm aus nach dem Mond am hellen Tag Ausschau halten? Oder –? Da hörte ich, wie ein leises Singen über die Gartenmauer her in den Schloßhof drang, und da mir, wie den richtigen Straßenphilosophen, beim Gehen stetes die allerbesten und verwegensten Gedanken kommen, ließ ich meinen Herrn Neffen im Hofe stehen und ging meiner Münchhäuser Nase nach, geradewegs in den Garten. Da bemerkte ich schon vom Tor aus, wie eine gebückte weibliche Gestalt eifrig auf einem Beet herumhantierte: es war, wie ich nähertretend bemerkte, Irene, die das Gras und Unkraut hastig herausriß und sich so eifrig wie eine Magd abmühte. Als sie meine Schritte vernahm, richtete sie sich jäh auf, und nun sah ich, daß an ihrer Wange ein zartes Rot siegreich wie eine Woge hellen Purpurs emporstieg. ‚Ich habe nur das Lilienbeet gesäubert; die Blumen ersticken da,' sagte sie leise, indem sie mich mit warmen Augen ansah und dann plötzlich wie versonnen vor sich hinlächelte.

‚Versteht Sie sich denn wirklich auf die Gartenkunst?' fragte ich, indem ich auf ihren rechten Schuh niederblickte, über dessen Spitze just ein winziges rotes Marienkäferchen lief. Doch das schöne Kind gab mit keine Antwort; ich bemerkte nur, wie ihre Wange plötzlich leicht erblaßte, wie sie mit ihren Augen auf den Boden starrte, und als ich, befremdet, ganz nahe an sie herantrat, deutete sie mit dem rechten Zeigefinger auf einen dicken Blumenstengel in vollem Schuß, an dem, wie ich nun auch bemerkte, etwas Blasses zu uns emporglänzte. Als ich mich nun gleichfalls niederbeugte, um zu erspähen, was da eigentlich glitzerte, gewahrte ich, daß unser Familienring, den Klemens bei seinem Gebalge mit dem versoffenen Intendanten verloren hatte, wie ein dünnes Geschmeide um den empordrängenden Schaft herum-

gegossen lag. Was war geschehen? Hatte ihn die gnädig gesinnte Glücks- oder Liebesgöttin um den Lilienschaft herumgelegt? Oder war er, zu einem heimlichen Wunder, an die Stelle gefallen, wo der Stengel aus der gelockerten Erde schießen und das vermißte Juwel als Glücksbote in die Helle des Tages emportragen mußte, damit es zwei schöne Mädchenaugen fänden?

Ich gestehe, daß ich in tiefer Ergriffenheit auf das alte Familienkleinod niederstarrte, dessen Glanz mich wie eine unerwartete Verheißung anlachte.

‚Es ist eine Goldbandlilie,' sagte Irene leise, und als ich fragte: ‚Gibt es auch Unterschiede zwischen den Lilien?' da lächelte sie wie aus seltsamer Versonnenheit heraus, und ihre Antwort klang traurig: ‚Manchmal geben die Blumen doch ihr Geheimnis heraus!'

Da gab es mir einen Schlag: ich wußte mit einem Male, mit voller Seelensicherheit, wer das winzige Liebesgeständnis, unser Sorgenquellchen, geschrieben und in die Frauenschuhblüte gesteckt hatte. Irene selbst schien zu fühlen, daß es nun kein Versteckenspiel mehr gab; sie sagte, um abzulenken: ‚Das ist ja der Ring, den Klemens vorigen Herbst verloren hat,' und bückte sich, um das Kleinod mit zitternden Fingern aus seiner Haft zu lösen. Ich aber empfand die Tatsache, daß ich schon im Himmel gewesen war und ein bißchen Himmelzeit mit meiner Zunge geschmeckt hatte, in einem jähen Gefühle: mir war es, als glühte rings der ganze Garten in seiner ganzen Tiefe wie ein einziger Blumenkorb voll lauter schwerer Lilien um mich her auf, und aus all den schneeweißen gesenkten Bechern fiel und tönte ein leises Geläute, das mich wie einen Ertrinkenden in eine Tiefe unendlichen Wohllauts zog.

Doch nur einen Himmels-Erdenaugenblick dauerte das Gesicht: vor mir stand eine schönere Wirklichkeit mit pochendem Herzen, und ich war, beim Großtürken, nicht gesonnen, den Paradiesvogel noch einmal entwischen

zu lassen: ‚Du hast also das entzückende Liebesbriefchen, das uns so viel Sorgen machte, in den Frauenschuh gesteckt?‘ sagte ich mit leiser Stimme. ‚Und du hast auch den Schleier als Abschiedsgruß zurückgelassen, ehe du nach Mannheim gingst?‘ fuhr ich fort: ‚na, du wirst ein echtes Weib, du kannst dich nicht übel verstellen.‘

Die erschreckte Schöne machte zwei Schritte, als ob sie mir enteilen wollte, während die Röte auf ihren Wangen zum flammenden Purpur wurde. ‚Es war ein Scherz,‘ sagte sie, ganz hilflos, während sie in glühender Verwirrung den Blick erhob und mich flehend ansah. Ich aber machte einen Schritt auf Irene zu, und in der nächsten Sekunde hielt ich sie in meinen Armen und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund, dem ich, da es in einem hinging, gleich noch ein paar folgen ließ. Und obwohl man, meine Herren, einen Kuß niemals mit einem anderen vergleichen soll, so darf ich doch sagen, daß sie zu den süßesten gehörten, die ich je auf einem blühenden Frauenmund gepflückt hatte.

‚So hat er es doch gemerkt?‘ fragte die abwehrend Erglühende, als ich mich, aber vergebens, ein zweites Mal anschickte, von meinem Altersrecht Gebrauch zu machen. Ich hätte nun sagen können, daß nicht Klemens, sondern ich der Entdecker des Scherzes gewesen sei; aber man wird es verstehen, daß ich es vorzog, die Sache im Dunkel zu lassen. Ich steckte der Fragenden mit zitternder Hand den Ring, an dem ein bißchen feuchte Frühlingserde klebte, an den Finger und nahm sie nur rasch am Arm, um mit ihr ins Schloß zu eilen. Im Schloßhof war keine Spur von Klemens zu erspähen, und schon wollte eine Ahnung nahen Unheils mein Jägerherz beschleichen. Da hörte ich, von der Türschwelle aus, wie jemand die Treppe hinanstieg; ich flog empor, ich erwischte die Hand des Burschen und legte Irenens feines Händchen, an dem noch die Spuren ihrer Gartenarbeit zu sehen waren, in die seine. Sie wollte sie zurückziehen;

aber Klemens besaß doch Mut genug, sie festzuhalten, und so blieben denn die beiden voll jener verlegenen Seligkeit, die seit Paradieseszeiten stumm ist, voreinander stehen und blickten zu Boden. Ich sah nur noch, wie das gleiche Lächeln, aus der gleichen Urheimat der Seelen, um den Mund der beiden lieben Menschen erquoll und machte dem Paare eine Verbeugung, wie ich sie nicht vor einem großen Mann und König gemacht hatte, als ich als lachender Siegesbote vor ihn trat. Ich bitte, mir aber zu glauben, daß die gleiche Ehrfurcht darin war, die mich damals im Vorzimmer Friedrichs des Großen befangen hielt; denn die Majestät des Glückes ist fast so groß wie die des Unglücks, wenn es eine feine Seele trifft.«

Der Erzähler hielt inne und blickte versonnen vor sich hin. In diesem Augenblick kam die zierliche Frau Marie-Anne Chedeville wieder dahergetrippelt; ihre Augen glänzten, als sie sagte: »Ich bin wohl um den besten Teil Ihrer Geschichte gekommen, Herr Baron. Ich hoffe aber, Ihr Herr Neffe weiß schon, daß die Demoiselle Irene ihn in ihr armes Herzl geschlossen hat.«

»Wieso wissen Sie denn das, Madame?« fragte der Freiherr, indem er seine Brauen hochzog.

»Man muß ein Mann sein, um das nicht gemerkt zu haben. Ein Mädchen, das sich auf der Schwelle noch einmal umkehrt, läßt immer ein Geheimnis hinter sich. Es gibt also eine Hochzeit?«

»Zu dienen, Madame. Wie Sie mich hier sehen, bin ich gekommen, um das Hochzeitsgeschenk, vier Wandteppiche für ein hohes, helles Frauengemach bei Ihrem Herrn Gemahl zu bestellen, von dem ich mir, offen gestanden, ein Meisterwerk erwarte. Als ich mit Sicherheit wußte, daß das sommerliche Glücksschiff derer von Münchhausen in sicherer Hut im Hafen lag, litt es mich nicht länger mehr bei meinem Neffen, zumal ältere Leute meist doch nur als Störenfriede jungen Glückes gelten

und, wie ich gestehen will, meist auch sind. Selbst der Gedanke, daß es doch ein verteufelt schöner Anblick sein müßte, die beiden anderen schönen Schwestern als Kränzeldamen neben der stillen Braut sitzen zu sehen, konnte mich, allen Bitten zum Trotz, nicht bewegen, bis zur Hochzeit zu bleiben, die im Herbst stattfinden soll. Zudem drückte mich der Gedanke, daß der Meister Wolfgang Amadeus Mozart vielleicht auf mein englisches Horn wartete, mit jedem Tage ärger, obwohl mir der heilige Petrus ja beim Abschied hoch und teuer versichert hatte, ein Jahr auf Erden sei nur ein Augenblick im Himmel. Allein die Erinnerung an mein schönstes Abenteuer soll in Deutschland nicht verlorengehen und auch dem glücklichen Paar vor Augen stehen, und dies ist, um die Wahrheit zu sagen, der eigentliche Grund, warum ich zu dem Meister André gekommen bin, daß er mir die Geschichte von dem Liebesgeständnis in der Blüte des Frauenschuhs in vier Meisterwerke verwebe.

Erstes Stück: Die Abfahrt auf der Kanone.

Zweites Stück: Der Spaziergang auf der Himmelswiese.

Drittes Stück: Der Fund des Ringes.

Viertes Stück: Die Hochzeit des jüngsten Münchhausen.

Ich freue mich, daß die beigebrachten Entwürfe die Billigung des Meisters gefunden haben, und wenn Madame die Güte haben will, dem Herrn Gemahl und seinen Gehilfen hier und da ein bißchen auf die Finger zu sehen, dürfen meine Kinder auf etwas Köstliches hoffen. Ich werde dafür dem hochseligen Meister des Don Giovanni erzählen, daß ich auf Erden das Glück hatte, Philemon und Baucis in leibhaftiger Gestalt zu sehen, und wenn er, was kaum anzunehmen ist, da oben nicht anderen Sinnes wird, hoffe ich die Herrschaften eines Tages mit einer ganz besonderen Empfangsmusik am Himmelstor begrüßen zu können, damit sie gleich zu Beginn der ewigen Selig-

keit wissen, auf welchen Ton das Leben im Himmel gestimmt ist. Ich selbst gedenke morgen, vom Schwabinger Tor aus, die Heimreise nach meiner letzten Heimat auf einer Kanonenkugel anzutreten, und es ist mein Wunsch, daß möglichst viele Zuschauer dieser Abfahrt anwohnen, damit nicht irgendein windiger Zeitungsschreiber in seinem Kohlblatt behaupten kann, ich, der Freiherr von Münchhausen, habe wieder einmal gelogen.«

Sirene

Digitized by Google

Auf dem geschätzten Maibockfest, das der kürzlich dahingegangene Landschaftsmaler Alwin Sattler seinen Freunden alljährlich in seinem Garten zu geben pflegte, ging es im verflossenen Jahre mehr als lebhaft zu: die Mehrheit der bayrischen Kammer hatte gerade einige Tage zuvor die Genehmigung der hunderttausend Mark abgelehnt, für die der Staat alljährlich moderne Bilder zu erwerben pflegte, und die malenden Herren, denen aus Erfahrung bekannt war, wie süß es ist, von Zeit zu Zeit an eine wohlbestallte Staatskrippe zu gelangen, waren in gerechter Empörung, die mit dem Erscheinen der märchenhaftesten Weißwürste sanft einsetzte und sich dann, beim zweiten Fäßchen Hofbräuhausbock, zum wahren Sturme steigerte. Am lautesten führte sich mein Tischnachbar, der Porträtmaler Otto Föhr, ein kleines, quecksilbernes Männchen auf: er wußte zu erzählen, daß einzig und allein der Graf von Bocksberg-Schweigern, von dem es hieß, daß er in Kunstdingen das Ohr der Kammer besitze, an dieser unerhörten Verweigerung eines Kulturkredites schuld sei, und er ließ kein gutes Haar an dem gräflichen Volksvertreter. Als er ihn endlich ein für allemal erledigt hatte, rechnete er der Tafelrunde auch noch an seinen Fingern vor, wieviel von diesem heiligen Staatsgelde jeweils die einzelnen Künstlergruppen getroffen hätte, und die leidige Tatsache, daß auch bei dieser Gelegenheit der Löwenanteil in die Taschen der »Gewappelten« geflossen wäre, brachte ihn vollends aus dem Häuschen; er vergaß zeitweilig Essen und Trinken, und wenn der heitere Lärm der Tafelrunde einen Augenblick aufhörte, hörte man das aufgeregte Stimmchen des »Kollegen« nur Summen und Ziffern piepsen.

Am oberen Ende des Tisches saß der Maler Franz Loibenegger, ein breitschulteriger Riese mit einer glänzenden Glatze und einem wallenden schwarzen Mosesbarte, in dessen Fülle sich die ersten grauen Haare woben.

Auf seinem üppigen Gesicht, dessen blühende Backen an die Röte der Jordaensschen Faune erinnerte, glänzte olympisches Behagen. Er aß und trank für drei, und wenn er sich eine Pause gönnte, setzte er seine mächtigen Fäuste, aus denen Messer und Gabel wie zwei Waffen dräuend in die Höhe ragten, wie ein tafelnder Großbauer auf den mit feinstem Damast gedeckten Festtisch.

Als Loibenegger endlich sein Eßgerät weggelegt hatte, schrie er mit der Stimme eines griechischen Heerrufers über die Tafel weg:

»Aber Föhr, wer wird sich denn so aufregen! Du bist doch Porträtmaler? Du malst doch meines Wissens nur kugelbäuchige Kommerzienräte nebst den dazu gehörigen Damen zur rechten und linken Hand? Meinst vielleicht, es gibt in Zukunft keine Dividendenprotzen mehr, weil die paar Landtagsidioten hunderttausend Markl vom Kultusbudget weggestrichen haben? Da bist aber auf einem schöne Holzweg, mein Lieber! Ich bin zwar kein Prophet, aber des därfst mir doch glauben: deine Auftraggeber sterben nicht aus, im Gegenteil, und ich hoff' noch die Zeit zu erleben, wo jeder Zeitgenosse als gewappelter Kommerzienrat mit zwei Orden auf die Welt kommt. Und überhaupt find' ich, daß der Landtag recht hat.« –

»Prost, Loibenegger, du sollst leben!« schrie die belustigte Tafelrunde. Doch der Riese ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er sprach jetzt mit demselben strotzenden Behagen, mit dem er vorher auf die Vertilgung der ausgesuchtesten Leckerbissen auf der Tafel ausgewesen war: »Überschreien könnt's mich, meine Herren Kollegen; aber deswegen hab' ich doch recht, wie immer. Unser Freund Sattler – Prost, Stift! – – ist überhaupt der einzige anständige Mensch unter uns malenden Pfarrerstöchtern; der malt wie ein patentiertes Herrgöttl und verkauft grundsätzlich nie ein Bild.«

»Weil er es nicht nötig hat,« piepste Otto Föhr dazwischen.

»Nein, weil er eine sogenannte Seele im Leib hat,« fuhr Loibenegger fort, indem er seinen Maßkrug mit dem Sturmzeichen ‚HB‘ auf einen Zug leerte. »Und weil er weiß, wieviel Uhr die Weltgeschichte geschlagen hat. Meine Herren, ich bitt' Sie: machen wir uns doch nichts vor! Wir Künstler mit und ohne Pinsel sind schon lange die überflüssigsten Leute in dieser Welt! Und wenn mich einer von euch reizt und am End' gar behauptet, diese sogenannte moderne Welt braucht die Kunst, so bin ich imstand und hau ihm eine übers Dach runter, daß er die Frauentürme für zwei Maßkrüg ansieht, und sag' ihm: Du Depp, damischer, mach döch deine Glotzer auf, und du wirst schon sehen, daß die Kunst am Abschnappen ist. Unser Freund Sattler hat das schon lang eingesehen, und darum gibt er uns jedes Jahr einen Leichenschmaus, bei dem es – und das lob' ich mir – nicht schlechter hergeht als bei einem Großbauernbegräbnis. Die Kunst stirbt, aber, Gott sei Dank, langsam, und so hoff' ich, daß wir uns noch oft bei diesem gediegenen Fest- und Zweckessen treffen; aber daß sie stirbt, ist und bleibt eine Tatsache, und die Herren Akademieprofessoren, die uns vom Gegenteil was vorschwafeln, beschleunigen nur ihr unseliges Ende.«

»Zum Nachtisch laß ich mir auch ein Paradoxon gefallen,« bemerkte der Professor Vierchen, von dem der Vers ging: Gibt's irgendwo ein neus Manierchen, hat's der Vierchen gleich am Schnürchen.

Doch der Riese ließ den Mann nicht weiter zu Wort kommen; er richtete sich wie ein wunder Bär auf und schrie: »Sie sind gut, Vierchen. Paradoxe, Paradoxe! Aber ich mache nie Paradoxe! Aber ich bin in einer verflucht ernsthaften Stimmung, Herr Professor. Die Kunst geht zum Teufel! Jawohl, das tut sie! Und sie ist schon mit dem Todeskeim auf die Welt gekommen:

als ich vor fünf Jahren, von den ägyptischen Tempeln weg, nach Rom gekommen bin und das sogenannte Kolosseum gesehen habe, da hab' ich mir gedacht: Nein, Loibenegger, aus der schartigen Kaffeetasse trinkst du nicht mehr –«

Die Tafelrunde brach in hellen Jubel aus; doch Loibenegger ließ sich nicht beirren und fuhr fort: »Ich bitt' Sie, meine Herren, machen wir uns doch wirklich nichts vor. Die moderne Gesellschaft braucht das, was ich unter Kunst verstehe, wirklich und wahrhaftig nicht. Diese Gesellschaft braucht Gefängnisse, Bordelle, Eisenbahnen, Spitäler, Beamte, Ingenieure, Luftschiffer und Proleten, die gut genährt sind, daß sie arbeiten können, und arbeiten, daß sie gut genährt werden können, – ein entzückender Zirkel, gegen den Dantes Höllenkreise das reinste Kasperltheater sind. Diese Gesellschaft wird, darüber besteht bei mir gar kein Zweifel, Wunderdinge vollbringen: sie wird die soziale Lüge abschaffen und wird es vielleicht fertig bringen, daß es keine himmelschreiende Not und keine allzuschweren Lasten mehr gibt; aber sie wird auch, ohne es zu wollen, dafür sorgen, daß kein Genie mehr aufkommt und die Kunst, ohne Grazie, flöten geht. Ich bitte mich übrigens nicht mißzuverstehen, meine Herren: es wird immer Nachfrage nach Leuten bestehen, die ein Schlafzimmer oder ein Kaiserschloß im Berliner Hofgeschmack – pfui Teufel! – ausmalen oder einen fetten Jobber mit seiner hochbusigen Gattin porträtieren, oder die ein Grabdenkmal aufbauen und zeigen können, wie süß der erste Kuß auf einem zuckerigen Bildchen schmeckt und der holde Erstgeborene in einer Wiege strampelt. So ein gemaltes Novellchen mit oder ohne Titel ist doch etwas ganz Himmlisches, und wenn der Herrgottshund gar noch ein paar nackete Weiber nach dem bewährten Rezept malt: Im Dunkeln ist gut munkeln! – kann er es im Handumdrehen zu einer Zweimillionenvilla in Bogenhausen bringen. Aber das hat

doch, beim Hund, mit der Kunst nicht das mindeste zu tun, – ich meine mit der Kunst, wie ich und andere anständige Leute sie verstehen. Oder glauben die Herren wirklich, daß unsere lausige Proletengesellschaft etwas Ähnliches wie die ägyptischen Tempel, den Parthenonfries, die Tragödie des Äschylos, die gotischen Dome oder die Fresken der Sixtina in die Welt setzen wird? Ich muß schon lachen, wenn ich nur an den Größenwahn denke! Daß man einige alte Götter abgeschafft hat, finde ich begreiflich: sie hatten wirklich zu viel auf dem Kerbholz; aber daß kein Mensch mehr an den Gott da innen, an seinen Gott glaubt, da liegt die Wurst im Kraut. Manchmal mag's ja noch einen Kerl geben, in dem der alte Dämon aufsteht und der Welt wie verrückt zu Leibe geht; aber wenn so ein Kentaurenviech – der Kerl muß halb Roß, halb Mensch mit seinem Gott da drinnen sein – in diese Welt von Seifensiedern und Dividendenschluckern hereinsprengt, kratzt er sich schon am ersten Dornbusch das Fell blutig, und wenn er seinen Huf beschlagen lassen will, findet er nicht einmal eine Schmiede, wo man diese heroische Kunst noch halbwegs versteht. Die einzigen, die zu ihm halten, sind vielleicht ein paar Weiber, weil die mit ihrem Herzl fühlen, daß so ein Herrgottsviech zum Leiden da ist und meistens auch noch was anderes versteht, auf das die geleckten Bestien leider ziemlichen Wert legen. Das hindert die Luder aber doch nicht, den Kerl, wenn sie ihn einmal fest am Bändel haben, so sicher zu Grund zu richten, wie zweimal zwei vier ist. Beispiele brauche ich den Herren ja nicht zu nennen: sie laufen als lebendige Leichen massenhaft hier herum, und manche stinken sogar schon zum Himmel, trotzdem sie den Professorentitel haben, oder gar Exzellenzen sind. Nein, meine verehrten Herren Kollegen und Professoren, die Kunst ist ein Weltrausch im Menschen und etwas ganz Unheimliches: sie braucht auch zum Genuß gewisse Leute, denen die Ohren für das Heimliche und Unheimliche in

der Welt offen stehen; denn, meine Herren, machen wir uns doch nichts vor: Wert haben in dieser Welt doch nur die heimlichen Dinge und Stimmen, die kommen und gehen wie der Wind, trotzdem sie schwer sind von einem Unaussprechlichen. Aus dem Tagesgeschrei und -gegacker hab ich mir nie etwas gemacht: das Große, von dem die Wärme echten Lebens ausgeht, kommt immer still und unbeschrien in die Welt. Oder haben Sie gelesen, daß sich Michelangelo von irgendeinem Schmierfinken der ‚Kunst für das Volk‘ interviewen ließ, als er in der Sixtina an seinen Propheten und Sibyllen malte? Im Gegenteil! Sie wissen, es hätte nicht viel gefehlt und er hätte Julius II., der doch auch ein ganz anständigs Mannderl vorstellte, vom Gerüst herabgeschmettert. Die Kunst für alle! Haha, ich muß lachen, wenn ich das Wort nur höre. Die Kunst ist eben nicht für alle! Das ist nicht von mir, sondern, wie Sie vielleicht wissen, vom seligen Arnold Böcklin und mehr wert als viele seiner Bilder mit und ohne Titel. Aber diese verpöbelte Welt glaubt, daß jeder ein Recht darauf habe, die Sixtina zu genießen und die Nase über das Jüngste Gericht zu rümpfen! Schockschwerenot! Schon der Gedanke, daß jeder ölige Ladenschwengel sich herausnehmen darf, die delphische Sibylle über seinen Waschtisch oder sein Bett zu hängen, macht mich fuchsteufelswild, – fast so wild, wie wenn ich das Wort ‚Richtung‘ hör’! Zum Donnerwetter, ihr Affen: wißt ihr denn nicht, daß die Form oder die Seele immer an einen einzigen Menschen gebunden sind! Daß nur ein Einziger etwas Einziges schaffen kann? Daß er mit seinem Geheimnis stirbt und in seinen Sachen ein Geheimnis hinterläßt, das man fühlen, fühlen, fühlen muß, aber nie erklären kann? Ich platze noch vor Wut, wenn ich nur an diese Kunsthysteriker, diese klebrigen Schmierfinken denke –«

»Na, heute bist du aber ordentlich geladen,« sagte Sattler, als Loibenegger nach seinem frischgefüllten

Maßkrug griff, um einen mächtigen Schluck zu tun. Auf dem feinen, bartlosen Gesicht des Hausherrn prägte sich ein solcher Zug des Leidens aus, daß sich sein Tischnachbar zu ihm neigte und leise fragte, ob ihm etwas fehle.

Doch Loibenegger fuhr fort: »Ja, ich bin geladen. Und der Jammer ist, daß ich nicht weiß, wem ich an den Kragen gehen soll, wenn ich an diese Zustände und dieses hundemäßige Ende einer großen Sache denke. Ich für meine Person hab' mir freilich zu helfen gewußt: ich bin Bauherr geworden und bin dem Material, dem Stein, dem Eisen, dem Holz, dem Lehm mit diesen Händen da zu Leib gegangen. Jawohl, Herr Professor Herbig, ich hab' mir sogar meine Ziegel selbst geschlagen, mit ein paar Italienern, die an Sonntagen ihren Maisbrei bei mir bekamen; ich bin Schreiner, Zimmermann, Dachdecker, Steinmetz, Ofensetzer, Schmied und Gott weiß noch was geworden. Ich hab' dabei gelernt, was Material ist und was man aus jedem einzelnen herausholen kann. Und wenn ich einen feinen Stein unter die Finger bekomme, möcht' ich ihn streicheln, wie man ein Stück kostbaren Atlas oder eine alte chinesische Tempeldecke aus Rosaseide streichelt. In sechs Wochen hoff' ich so weit zu sein, daß ich ein bißl rasten kann, und dann sind die Herren eingeladen, meinen Fuchsbau anzusehen. Und wenn ich ganz fertig bin, nehm ich mir ein Weib, keine klapperdürre überbildete Putzdocke, nein, wenn's not tut, eine blonde Magd mit strammen Schenkeln aus einem guten Bauernhaus, wenn sie nur einen gesunden Leib hat, – und dann setze ich noch auf meine alten Tage eine Herrenrasse in die Welt, von der ich erwarten kann, daß sie mich und meinen Privatjammer an dieser lumpigen Proletengesellschaft rächen wird, und zwar gründlich.«

Dieses Zukunftsbild brachte den Riesen endlich zum Schweigen; er strich sich den wallenden Prophetenbart und lächelte in sich hinein, als ob er seine sämtlichen Söhne und Enkel schon auf ihren selbstgebauten Herrensitzen

hausen sähe. Das Gespräch wogte noch einmal auf und geriet dann auf ruhige Bahnen; ich konnte aber bemerken, daß die Ausfälle des Riesen nicht den mindesten Nachklang hinterlassen hatten, und machte mir so nebenbei meine Gedanken darüber. Als sich der Hausherr erhob, stand auch ich auf, um ihm zu folgen und mich unter vier Augen nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich sah, daß er auf sein Atelier zuging, dessen feingegliederter Bau aus Kelheimer Sandstein mit seiner prachtvollen Barocktüre und den zierlichen Nischen eher einem kleinen Lustschlößchen, als einer modernen Malerwerkstatt glich. Auf der Treppe blieb er, aufatmend, stehen, und da war es, wo ich ihn erreichte und besorgt fragte: »Sind Sie unwohl, lieber Freund?«

»Nein; nur ein bißchen müde! Ich weiß nicht, woran es liegt, vielleicht an der föhnigen Luft! Vielleicht wird mir besser, wenn ich mich ein bißl hinlege, in meinem Atelier drinnen. Die Herren Kollegen sind in dem Stadium, wo sie mich nicht vermissen werden, und Josef kann mich einstweilen ganz gut ersetzen.«

»Darf ich mir inzwischen die Watteausche ‚Einschiffung' wieder einmal ansehen?«

»Aber selbverständlich. Es freut mich, daß Sie dem Bilde treu bleiben. Es gibt nicht allzuviele Werke, die uns immer etwas zu sagen haben.«

Wir betraten den kleinen Vorsaal zu dem Atelier des Meisters, in dem an der rechten Seitenwand die Watteausche ‚Einschiffung nach der Liebesinsel Cythere' und daneben zwei Frauenbildnisse, Pastelle von Latour, hingen. Die fensterlosen Wände waren mit altflandrischen Teppichen behängt, und die gedämpfte Farben dieser Meisterstücke verlorener Webekunst bewirkten, daß der zauberhaft warme Goldton des Watteauschen Bildes bei dem feinen Oberlicht erst recht zu erhöhter Wirkung gelangte.

»Sie wollen mir das Bild immer noch nicht geben?«

fragte ich Sattler scherzhaft, der wußte, daß ich seit Jahren den Wunsch hegte, in den Besitz der wirklich meisterhaften Nachbildung des Urbildes zu kommen.

»Noch immer nicht! Das Bild ist mir in mehrfacher Beziehung teuer: zunächst als Arbeit meines ersten Lehrers Froment, und dann hängt für mich auch noch eine merkwürdige Geschichte daran, die ich Ihnen vielleicht einmal, wenn wir ungestört sind, erzählen werde. Aber jetzt laß ich Sie allein.«

Er ging ins Atelier, dessen Türe er leise wie ein Schatten hinter sich zuzog. Ich bemerkte, daß der Fünfziger von hinten wie ein alter Mann aussah, und mich durchfuhr der jähe Gedanke, daß dieses laute Bockfrühstück vielleicht das letzte in diesem herrlichen Stadtgarten sein werde. –

In dem Vorraum herrschte eine zauberhafte Stille, in die nur zuweilen, aus der anderen Gartenecke her, der Lärm der angeheiterten Gesellschaft wie das ferne Tosen eines gedämpften Bacchanals herüberscholl. Ich rückte mir einen Sessel an die gelegene Stelle, um das feine Meisterwerk des Malers der »galanten Feste« wieder einmal mit Andacht und Muße zu genießen, und während sich meine Blicke in dem strahlend goldenen Glanz der Luft verloren, schien es mir, als sähe ich das herrliche Gemälde plötzlich mit ganz neuen Augen. Wie oft schon hatten meine Blicke das glänzende, lose Volk des Bildes auf seinem Schlendergange über den Hügel hinweg nach dem hochgeschnäbelten Rosenschiff geleitet, dessen Kiel die Perlentränen des schimmernden Schaums an ein seliges Gestade wirft. Ich kannte die wissenden Blicke der Männer, die selbstbewußt und siegessicher von der Frucht des Lebens genossen haben und die gedrechselten Liebesworte der ewigen Komödie im leichten Fall der Rhythmen in die rosigen Ohren der überschlanken Frauen flüstern, deren seidene Gewänder den Liebreiz der Glieder nicht verhüllen, sondern offenbaren. Ich kannte die herbstliche Grazie dieser bunten leichtherzigen Geschöpfe, die aus

einer menschlichen Feerie heraus das Lustschiff besteigen, dessen Leib sich wie ein bekränztes Symbol einer leichten seligen Zeit im weichen Goldglanz der kristallklaren Flut schaukelt; ich kannte ihren Mund, ihr Lächeln und ihr Gelächter, aus dem ein perlender Spott auf gereimte und ungereimte Liebesworte zu klingen scheint, vor denen die Jugend bangt, weil sie noch ein Geheimnis verhüllen, während die üppigen, erfahrenen Frauen voll stiller Liebesfreude und gelassenen Schrittes hinabwandeln, um in die getürmte Ferne hinauszusehen, deren duftumhauchte Märchenberge ihre Gründe tief in die gebändigte Flut niedersenken, indessen eine weiße Frauenbüste, um deren herausfordernden Busen sich eine Kette schwerer Herbstrosen schmiegt, im Schatten mächtiger Bäume in die Ferne schweigt; denn die Götter tragen ihr durchsichtiges Schicksal in den Augen und schweigen gerne, wo das Wort nur unvollkommen den Zauber aller Sehnsucht enthüllt. –

Doch an diesem Tage wanderten meine Gedanken von dem Werke weg zu dem Meister, in dessen einsamer Seele diese verführerischen Gestalten einer künftigen Zeit lebten. Sonst pflegt die bildende Kunst die Gegenwart oder, in rückwärtsgewandten Menschen, die Vergangenheit zu verklären; aber hier geschah das seltenere Wunder, daß ein kranker großer Dichter in Farben alles, was ein ganzes gewissenloses Jahrhundert in Schönheit schauen und im Übermut des Genusses schaffen sollte, zum voraus im leicht verletzlichen Gemüte trug und so den leichtesten Füßen den Weg zu den schimmerndsten Festen und goldensten Gärten wies: ein Wunder, das eine anmutige Tracht und Moden schuf, das die Büsten der Frauen modelte und den festlichen Herzen, für die es eine Anmut der Seele und des Leibes gab, einen Maßstab aller Grazie in die schlanken müßigen Hände legte. Ein Wunder, das auf den Meister Wolfgang Amadeus Mozart wartete, aus dessen Brust sodann die Melodien und Weisen zu diesem

Schmetterlingsspiel verklärten Lebens ersteigen sollten, um ihm seinen höchsten, klingenden Adel zu geben. Singen nicht unzählige Nachtigallen aus dem Dämmerdickicht der rosenschweren Lauben und hochwipfeligen Ulmen? Oder schwebt da nicht eine Melodie Mozarts, ganz perlender Wohllaut und südliche Anmut, daher, um das unsterbliche Schiff, bei seiner Ausfahrt, wie ein himmlisches Geisterspiel zu begleiten und dem gelösten Schwarm der seligen Eroten, die eine göttliche Hand spielend in die glänzende Luft geworfen, den lockenden Weg zu weisen? Denn Mozart und Watteau stammen, als Kinder eines Jahrhunderts, aus den gleichen irdischen Paradiesen, wo die unbeschwerten Seelen dazu geboren werden, Feste zu feiern und mit einer verliebten Geste oder mit einer holden Beugung des Nackens das Zärtlichste zu sagen. Und beide waren nach außen hin arme Menschen, denen die eitle Welt für all die unausschöpfbare Schönheit, die ihren leichten, lässigen Händen entfiel, nicht mehr reichte als ein kärgliches Stückchen Brot. Und beide waren Glückliche, trotz allem: während die Sorge wie eine aschgraue Ahne an ihrem Bette saß und von ihrem Rocken graue Fäden spann, gingen ihre Seelen mit leichten Füßen in einer wachsenden Welt der göttlichen Abenteuer einher, wo unter den feingemeißelten Balkonen die Lauten in verliebten Serenaden klangen und der Tag, der öde Tag nichts anderes ist als ein strahlendes Fest, auf dem man in kecken seidenen Mänteln und auf leichten Atlasschuhen einhertanzt. So aber will es die schaffende Seele: Wer auf Erden ausgeschlossen ist von dem Reich, wo Geist und Sinne in der Jugend der Götter blühen, schafft sich das Entbehrte aus seinem eigenen Gemüte, unbekümmert um das Tagesglück der andern. Und wer vor dem Elend und dem Jammer des Tages, in die auch diese Spender eines Unaussprechlichen tief verstrickt und verknotet waren, den grauen Schauer der Erde empfindet, mag sich zum Troste sagen: Es gibt nur ein wahrhaftiges Paradies auf dieser

Erde: das Paradies der Schaffenden. Und was liegt an Werken, die keine Sehnsucht künden? Wir leben und sterben an unseren Träumen, und unser Ruhm soll es sein, daß man uns selbst einst als vollendetes Traumgebild aus dem Hause des Lebens hinausträgt in jene Ferne, in die wir mit gebrochenen, heimatlosen Augen hinaussteuern müssen, wann das wonnige Licht erbleicht und erlischt – –

Während ich so versonnen vor dem Bilde Watteaus dasaß, überstahl mich allmählich ein wundersames Gefühl der Ruhe und Weltentrücktheit; die goldene Helle der Leinwand erblaßte, und meine Seele sank leicht und leise unter in dem Lande, wo die Geister auf Reisen gehen.

»Na, ist Ihnen das Schläfchen gut bekommen?« fragte plötzlich eine Stimme hinter mir. Es war Meister Sattler, der, mit einem schmalen Lederband in der Hand, hinter mir stand und ganz erfrischt aussah. –

Ich fuhr auf. »Sind die Herren fort?«

»Ja. Loibenegger will ihnen sein neues Bild zeigen, und später werden sie wohl in der Allotria landen. Ich möchte Sie nicht aufhalten, falls auch Sie Lust haben, sich der Gesellschaft anzuschließen und den Abend beim Tarock zu beschließen.«

»Ich spiele nicht und habe auch keine Lust, heute noch mehr gesalzene Theorie zu schlucken. Dieses Theoretisieren, bei dem nichts herauskommt, ist übrigens eine uralte deutsche Eigenschaft; schon Dürer war von ihr angesteckt.«

»Kennen Sie dieses Wappen?« fragte mich Sattler plötzlich, indem er mir den schmalen Lederband hinhielt, dessen Decke ein feingeprägtes Grafenwappen mit einem mächtig gehörnten Bock in silbernem Felde zeigte.

»Aber ja! Das ist ja das Familienwappen der Grafen von Bocksberg! Das weckt ganz besondere Kindheitserinnerungen in mir. Mein Großonkel Keller stammte aus Bocksberg, und ich bin als junges Bürschchen oft

genug in den spärlichen Ruinenresten des mächtigen Raubschlosses der Bocksberger herumgeklettert, das bekanntlich am 14. Juni 1523 von dem Truchseß von Waldburg gründlich ausgebrannt wurde. Ich weiß sogar, daß unser germanischer Schwarzkünstler, der Doktor Faust, häufig zu Gast auf dem Raubschloß war und da blühende Rosenlauben in Schnee und Eis sprießen ließ, wenn es die frierenden Frauen im Winter nach einem Lustwandel oder einer Unterhaltung im warmen Grünen gelüstete. Und was den Namen des Raubgeschlechtes der Bocksberger anbelangt, so ist mir nicht unbekannt, daß sich die Gelehrten darüber streiten, ob der Bock als namengebendes Sinnbild der Kraft, wie bei den Böcken von Zürich, in das ritterliche Wappen geriet, oder ob der Name Bocksberg von dem wendischen Gotte ‚Bog' herrührt, zu dem die in meiner Heimat zerstreuten Slawendörfer beteten. Aber nun bitt' ich mir doch zu sagen, wie das Buch in Ihre Bibliothek kommt.«

»Ja, das ist eine eigene Geschichte, die auch mit dieser Nachbildung der Watteauschen ‚Einschiffung' da zusammenhängt. Ich habe das Buch – es sind Voltaires philosophische Erzählungen in einem Amsterdamer Nachdruck, mit Kupfern – seit Jahren nicht in der Hand gehabt; aber die Loibeneggerschen Herzensergüsse haben mir die Erinnerung an meine Jugend so lebhaft vor die Augen gerückt, daß mich das Gelüste ankam, den Band wieder einmal zur Hand zu nehmen. Ich lese sonst derlei Sachen nicht mehr. Ich komme überhaupt nicht mehr zum Lesen. Ich bin manchmal so müde, so müde –«

»Wenn ich Sie störe –«

»Nein, bleiben Sie nur. Ich hätte nicht übel Lust, Ihnen die Geschichte sofort, bei einer Tasse Tee, zu erzählen. Wenn ich unsere heutige Kunstjugend ansehe: den parfümierten, naturlosen Pöbel mit seiner seelenlosen Mache und den ellenlangen seidenen Krawatten, an denen sich das süße Pack hoffentlich einmal aufhängt,

die geschlechtlosen, stilisierten Damen und die anderen ‚Epheben', welche ihr Griechentum dadurch zu beweisen glauben, daß sie sich ausschließlich an die unsauberste Kehrseite der Natur halten, überkommt mich fast ein Gefühl der Befriedigung, daß ich die dumpfere Hälfte meines Lebens hinter mir habe und bald von all dem Treiben nichts mehr wissen werde. Der saure Pöbel ist gewiß schlimm; aber der süße ist einfach nicht auszuhalten. Ich bin, wie Sie wissen, kein laudator temporis acti und freue mich immer, wenn ein recht brutaler, unverbrauchter Gesell vom Schlage Loibeneggers in unsere bürgerliche Gesellschaft hereinplatzt; aber das Gefühl, daß wir in unserer Jugend doch ganz andere Kerle waren, wird mit jedem Tage lebendiger in mir. Doch kommen Sie in die Bibliothek 'rüber, da sitzt sich's gemütlicher.«

Sattler drückte zweimal auf einen Knopf am Türpfosten, und wir betraten den behaglichen Raum, der eine der erlesensten Büchersammlungen Deutschlands enthielt. Gleich darauf brachte der Diener Josef, der mit abgöttischer Liebe an seinem Herrn hing, Tee und Zigaretten, und während wir gemächlich bei dem duftigen Getränk beisammen saßen, bekam ich nachstehende Geschichte zu hören, die ich nun, da Alwin Sattler in der Blüte seiner Kraft von uns gegangen, aus der Erinnerung niederschreibe:

Sie wissen vielleicht nicht, daß ich mit zwanzig Jahren aus dem Kontor meines Vaters entlief, um auf eigene Faust Maler zu werden. Kein Mensch von meinen Verwandten begriff, wie ich dazu kommen konnte, eine gesicherte, glänzende Stellung auf eine ungewisse Karte zu setzen: denn die Firma Sattler gehörte, mit den Raulinos in Bamberg und den Bolongaros in Frankfurt, zu den fränkischen Großhandelshäusern in Tabak, wenn ihr Glanz auch jüngeren Datums ist und erst mit meinem Großvater Joachim begann. Dieser hatte als armseliger Krämer begonnen, und auch mein Vater führte noch als

Großhändler den kleinen Laden in der Domgasse fort, aus dem unser Vermögen mit der Langsamkeit stillerer Zeiten erwachsen war. Ich muß bemerken, daß ich in einem mutterlosen Hause aufwuchs. Wie mein Vater sollte ich, als Kaufmann, von der Pike auf dienen; das heißt, ich mußte noch als Primaner den Bauern und Weinhäckern ihren Rauchtabak, von dem mein alter Herr behauptete, daß er jeden Holländer überträfe, in versiegelten Päckchen und selbstgemachten Tüten verkaufen. Diese Laune meines im allgemeinen sehr demokratisch gesinnten alten Herrn machte mir eher Vergnügen; aber der Gedanke, daß ich gezwungen sein sollte, meine schönsten Jugendjahre auf einem Kontorstuhl verhocken zu müssen, lag schon wie eine Zentnerlast auf meinem Gemüt, als ich noch ins Pennal ging, und so kniff ich denn eines Tages, als ich es nicht mehr aushalten konnte, mit meinen Skizzenbüchern nach München aus. Ich wußte wohl, daß mein Vater seinem einzigen Sohn diesen Streich schwerlich verzeihen würde, zumal die selbstherrliche Wahl meines Berufes an unliebsame Familienerinnerungen rührte. Ich weiß nicht, ob Ihnen das Prachtwerk »Proben des Teutschen Adels« jemals unter die Hände geraten ist. Dieses Sammelwerk, das von meinem Urgroßvater Joachim Oktavian Sattler, dem bekannten fürstbischöflichen Lehenrat und Kupferstecher, herrührte und im Jahre 1775 zu Würzburg erschienen ist, kostete seinem Urheber das ganze Familienvermögen: weder der damalige Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim (oder Saunsheim), noch der verehrliche Adel wollten in die Tasche greifen, um den Verherrlicher ihrer Taten und Wohnstätten zu entlohnen, und so blieb das Prachtwerk ungekauft liegen und machte seinen Schöpfer, meinen Urgroßvater mit den schönen Vornamen, zum armen Manne. Und doch hatte er es weder an künstlerischer Sorgfalt, noch an loyalster Untertanengesinnung fehlen lassen: in der Widmung seiner »kleinen Schrift« – (sie umfaßte 770 Sei-

ten!) – schwang er das qualmende Weihrauchfaß wie ein Ministrant vor dem Hochaltare, und auch die geringsten unter den hochmögenden adeligen Herren des Domkapitels erhielten ihr wohlgemessen Teil von der gründlichen Beweihräucherung; denn die Erklärung meines Urgroßvaters, daß »Löwen bloß Löwen und Adler bloß Adler gebären können und sollen« rückte die geistlichen Herren in jene unzugängliche Höhe, wo der geborene Untertan nur zu leicht den Blicken der Götter nach Versailler Muster entschwand und bloß in Frage kam, wenn er als Kanonenfutter in die Fremde verschachert werden sollte: denn auch der waidgewaltige Landesvater Adam Friedrich von Seinsheim trieb einen höchst schwunghaften Handel mit bäuerlichen Landeskindern nach Hannover und England, bis ihm Josef II., oder vielmehr der Minister Kaunitz, diese einträgliche Betätigung seiner Fürstenpflichten im Jahre 1768 ein für allemal verbot.

Diese Erinnerungen an die böse alte Zeit waren in unserer Familie sehr rege, und ich begreife sehr gut, daß mein Vater nichts davon wissen wollte, daß ich mich auf jenes unsichere Meer hinauswagte, auf dem das bürgerliche Glück unseres Hauses schon einmal an dem Sirenenriff des Ruhms zerschellt war. Ich hoffte indessen mit Hilfe eines Onkels meiner früh verstorbenen Mutter, der sich mit meinem Alten nicht vertragen konnte, über die Zeit der ersten Studienjahre hinwegzukommen, und in der Tat setzte mir der alte Herr, dem mein Jugendstreich einen Mordsspaß machte, eine kleine Jahresrente aus; bare siebenhundert Gulden, also zwölfhundert Mark nach heutiger Währung, und damit konnte ich mich in München, wo damals, zu Beginn der siebziger Jahre, der unsterbliche gesottene Kalbsbraten mit einer Maß Bier zusammen nur zwanzig Kreuzer kostete, so ziemlich über Wasser halten. Einige Jahre später erlitten meine Verhältnisse, durch einen unvorhergesehenen Schicksalsschlag, ohnehin eine bestimmende Wendung zur Opulenz, und

so muß ich wohl sagen, daß ich das so verschiedenartige Jugendelend der meisten Künstler nur von ferne, vom Zuschauen, kennen lernte, was mir übrigens vollkommen genügte, um für alle Zeit zu wissen, aus welchem dunklen Grunde sich nur allzuoft das Glück einzelner in die gesicherte Höhe freien Menschentums emporringt. Da meine eigenmächtigen und doch wieder zu zahmen Arbeiten den Professoren auf der Akademie kein Vertrauen auf mein Talent einflößten, so mußte ich mich, wohl oder übel, nach einem Privatlehrer umsehen, und diesen fand ich denn auch in der Person eines kleinen zwickelbärtigen Franzosen namens Gabriel Froment. Monsieur Froment war im Gefolge des Kraftmenschen Courbet, der nach dem siebziger Kriege in schmutzigem Samtanzug, die kurze Tonpfeife im Bauernmaul und den dicken Wollschal zusammengerollt um die Hüften geschlungen, auf schweren Bergschuhen durch die Straßen Münchens stapfte, nach Deutschland gekommen, und war da hängen geblieben. Wie sein großer, noch lange nicht genug geschätzter Freund hatte er sich durch politische Umtriebe während der Kommune in Paris unmöglich gemacht und teilte mit seinem Meister das Los der Verbannten, das er, der Stockfranzose, als ganz unleidlich empfand, trotzdem ihm die Frau eines Kollegen, eine kleine rothaarige Grisette, die er einem Bildhauer entführt hatte, tapfer zur Seite stand. Als ich seine Arbeiten sah – er malte alles, was nur malbar ist: Stilleben, Landschaften, Bildnisse, Seestücke und Szenen aus dem Gesellschaftsleben –, dämmerte mir eine dunkle Ahnung auf, warum man die Franzosen die talentvollste Nation der Welt genannt hat: der kleine Mann konnte alle Manieren, le faire, die Mache, aller Meister mit verblüffender Geschicklichkeit aus dem Handgelenk hinsetzen; aber bei dieser Fertigkeit hatte er, wie das so zu gehen pflegt, seine persönliche Note völlig eingebüßt, ohne es übrigens zu empfinden. In seinem Atelier befand sich eine Anzahl der seltensten Corots und

Troyons, in deren Besitz er durch Tausch gelangt war, und vor diesen abgeklärten Meisterwerken ging mir zunächst ein Licht auf über das, was die besten meiner Altersgenossen, zu denen ich übrigens damals in keinerlei persönliche Beziehungen kam, eigentlich wollten.

Ich besaß nämlich nicht allzuviel Selbstgefühl und konnte auch wirklich zu wenig, um es wagen zu dürfen, mich zu den Angehörigen des Leiblkreises und dessen Freunden aus dem verwandten Lager zu schlagen. Aber vor den Bildern des Franzosen lernte ich als Maler sehen, und dieser müßigen Tätigkeit verdanke ich als Schüler im Grunde mehr, als den Anregungen und Manieren des Monsieur Froment, obwohl dieser ein wirklich ganz vorzüglicher Lehrer war und mir niemals eine offene oder verkappte Liederlichkeit ungerügt hingehen ließ. Ich habe später in Paris, im Atelier Merson, die gleiche Hochachtung vor der gewissenhaften Arbeit gefunden und bin überzeugt, daß die Blüte der französischen Malerei im neunzehnten Jahrhundert, die nun einmal eine ganz erstaunliche Tatsache bleibt, auf dieser tüchtigen Handwerksgesinnung beruht. Im übrigen galt ich auch bei meinen Kameraden, bei denen ich, der entlaufene Kontorjüngling, sofort »Stift« hieß, als höchst talentlos, was allerdings unser lustiges Zusammenleben in keiner Weise störte; denn in der Jugend genügt es, daß man mit den gleichen reingehaltenen Hoffnungen in die alleinseligmachende Zukunft hinaussteuere, um ohne weiteres als ebenbürtiger Genosse oder Schwerenöter zu gelten. Freilich muß ich gestehen, daß ich mich wirklich, nachdem mein erster Eifer verraucht war, als fauler Bursche herumtrieb, in dem nur eine einzige Leidenschaft lebte: ich pflegte, anstatt Akt zu zeichnen, bei schönem Wetter halbe Tage lesend auf einer Bank im Englischen Garten zu versitzen. Wahllos verschlang ich alles, was mir unter die Finger kam. Aus jener Zeit stammt meine Vorliebe für gute und seltene Bücher, die mich im Laufe der Zeit zum

Besitzer dieser kleinen Liebhaberbibliothek gemacht hat, um die man mich hie und da sogar beneidet. Was strenge Arbeit heißt, habe ich erst später, in Paris bei Merson, gelernt, wo man wenig Lob, aber dafür die bittersten Wahrheiten ohne Würze zu schmecken bekam, wenn man gegen die Ausstellungen des Meisters aufmuckte. Doch was ich damals auch, in dem noch halbwegs kleinstädtischen München, treiben mochte, vor meiner grünen Seele ruhte, dunkel wie die Ahnung einer Tiefe voller Sonnen und Sterne, die Gewißheit einer Welt, an der teilzunehmen ich durch mein unvergleichliches Dasein ganz allein schon berufen und berechtigt war. Zuweilen war dieses Glück, von dem ich sagen muß, daß es, in mancher Hinsicht, viel schöner ist als das abgekühlte Glück des Alters, seltsam rege in mir; zuweilen ging es aber auch in einer wehleidigen Melancholie unter, die gern mit der Schwere und Schwärze der Welt spielte und natürlich auch mit großspurigen Sprüchen und Worten nicht sparsam umging. Dazu besaß ich schon damals die nicht ganz ungefährliche Gabe der Selbstbeobachtung, der ich heute die Schuld zumesse, daß ich, der ewige Zweifler an mir selbst, auch als Künstler erst im reifen Mannesalter zu einigem Ansehen gekommen bin. –

Keine Entwicklungszeit ist glücklich, und wer diese Tatsache verkennt oder leugnet, dem sage ich: Die meisten Menschen haben eine heilige Scheu davor, sich selbst diese Wahrheit einzugestehen und ihre Werdezeit im wahren Lichte zu erblicken, und diese Scheu hängt vielleicht damit zusammen, daß wir uns alle unseres Schicksals schämen, obwohl wir doch nicht dessen Meister sind. Wir dichten das Erlebte entweder unbewußt um, oder wir sehen es bewußt im Lichte späterer Verklärung, woher es denn auch rühren mag, daß wir fast gar keine Bücher besitzen, in denen ein Mensch erzählt, wie er wirklich w u r d e. Alle Größe ist eben, was man auch sagen möge, aus den armseligsten Anfängen herausgewachsen; allein gerade dies

wollen die fertigen Menschen, denen die vergangenen Leiden meistens so süß erscheinen, nicht eingestehen, und so werden selbst unsere Gespenster zu lebendigen Lügen. Im übrigen blüht die Weisheit, die ich da verzapfe, nur auf Treppen, und zum Glück störte damals nichts meine traumselige Selbstherrlichkeit, in der ich, wie in einer goldenen Wolke, meiner Zukunft entgegendämmerte.

Im Frühjahr 1872 mietete Froment den kleinen maurischen Pavillon, den sich die amerikanische Bildhauerin Elisabeth Ney, die einst das Entzücken des alten Schopenhauer gewesen, in einem Schwabinger Garten gebaut hatte, als Atelier. Ich half meinem Lehrer beim Umzug, und beim Aufhängen seiner Bilder bekam ich das erstemal meine, oder vielmehr seine Kopie der Watteauschen ‚Einschiffung' zu Gesicht. Ich muß gestehen, daß mir die wirklich meisterhafte Arbeit, die auch Sie lieben, damals nicht den Eindruck machte, den ich später, als Maler und Mensch mit gebildeten Augen und historischem Sinn, vor dem unvergleichlichen, mit göttlicher Leichtigkeit hingeworfenen Urbild des Malers der »galanten Feste« im Louvre empfing. Auch das Auge, das Organ unserer reinsten Erdenfreuden, will eben erzogen werden, und wer etwa von dem erdgebundenen Bauern Courbet herkommt und nicht gerade den ausgepichten Straußenmagen eines modernen Kunsthistorikers besitzt, darf immerhin mit einigem Staunen vor der besonderen Anmut des achtzehnten Jahrhunderts stehen, in dessen künstlicher Luft nur noch unsere Träume, und diese nicht einmal alle, atmen können. Wer den Maler verstehen will, muß in Malers Lande gehen, so möchte ich einen Vers Goethes variieren, und vielleicht ist der Sinn für Grazie, in der ich nur die lächelnde Gewalt über die selbstbewußte Schönheit sehe, die letzte Blüte des ästhetischen Sinnes, dem der Glaube an die Ewigkeit alles Schönen abhanden gekommen ist.

Während ich nun in dem Gartenpavillon vor dem

Werke Watteaus stand und nach einem Platz an der Wand suchte, wo es sich gut ausnehmen würde, fiel auf einmal ein leichter Schatten auf die strahlende Luft des Bildes, und ich hatte, obwohl ich keinen Schritt vernommen, das Gefühl, daß eine Frau hinter mir stehe. Ich drehte mich hastig um und war dabei so ungeschickt, einer jungen Dame auf den Fuß zu treten.

»Der Herr ist kein Franzose!« sagte die Dame zurücktretend mit anmutiger Neigung des Kopfes, indem sie ein langstieliges Augenglas auf ihr Näschen setzte und mich anguckte. Ich war so ungeschickt, in meiner Verwirrung zu fragen: »Woran erkennen Sie das, mein Fräulein?«

»An Ihrem Schuhwerk,« sagte die junge Dame lachend, während sie durch ihr Glas flüchtig auf meine Würzburger Schuhe niederblickte, die noch von unserm bewährten Hausschuster stammten und in der Tat einem Gesellen des Hans Sachs alle Ehre gemacht hätten. Ich wurde puterrot und hatte dabei das Gefühl, in den Augen der schlanken Erscheinung, die ziemlich aufgeregt von einem Bild zum andern huschte, nicht für voll zu gelten.

Gleich darauf kam auch Froment mit einer grauhaarigen dicken Dame, der Mutter des Fräuleins, herein, und die Herrschaften gerieten sofort in eine eifrige Unterhaltung über Paris, wo die Frauen, wie ich dem Gespräch entnahm, einige Zeit gelebt hatten. Ich machte mir inzwischen mit den Bildern zu schaffen und schlug meine Nägel mit solcher Heftigkeit in die Wände, daß der ganze leichte Bau unter meinen Hammerschlägen erbebte. Wenn meine Blicke auf das fremde Fräulein fielen, sah ich, daß sie ihren schönen frischen Kirschenmund beim Zuhören etwas geöffnet hielt, was ihrem feinen, rosig angehauchten Gesicht, aus dem zwei leuchtende, hellgraue Augen strahlten, einen etwas kindlichen Ausdruck gab. Wenn sie das Augenglas abnahm, blinzelte sie leicht, und ich erriet, daß sie sehr kurzsichtig sein mußte, was mich, ich weiß nicht recht warum, mit einem leichten Gefühl der Befriedigung

erfüllte. Auf ihrem Kopfe saß, nach damaliger Mode, ein kleines, ziemlich weit nach vorn geneigtes Hütchen, unter dem eine Fülle der herrlichsten, dunkelbraunen Haare hervorquoll.

Später, als die Damen das Atelier verlassen hatten, erfuhr ich von dem aufgeregten Monsieur Froment, in dem der glänzende Besuch mächtig nachwirkte, daß die junge Dame ein Fräulein Irene van Kerkhoeve sei und Malunterricht von ihm nehmen wolle. Eine halbe Stunde darauf fand ich den kleinen Mann im Streit mit seiner rothaarigen Genossin, die Tag für Tag in einem unsauberen Schlafrocke umherschlich, und, wie ich schon längst bemerkt hatte, von maßloser Eifersucht verzehrt wurde.

Als ich mich einige Wochen darauf einmal bei Monsieur Froment nach dem schönen Fräulein, das noch hie und da durch meine Erinnerung ging, erkundigte, bekam ich anstatt einer Antwort einen Ausfall über die Weiber - ces sacrées femmes – zu hören: die verstünden überhaupt nichts von der Kunst und seien samt und sonders unfähig, bei der Stange zu bleiben. Die Heftigkeit des kleinen Männchens gab mir allerlei zu denken, obwohl ich grüner Junge damals noch nicht so recht wußte, was solche Regungen der männlichen Seele zu bedeuten haben. Auch wußte ich nichts damit anzufangen; denn es gehört zur bitteren Komik des streng bedingten Weltenspiels, daß wir nur jene Erfahrungen würdigen können, die wir mit einer gehörigen Tracht Schicksalsprügel auf unserem allerwertesten Buckel bezahlt haben. Das schöne Malfräulein aber war und blieb verschwunden, und auch das Watteausche Bild befand sich eines Tages nicht mehr an dem Platz, an den ich es selbst, stöhnend und schwitzend, gehängt hatte: Froment hatte es, wie ich später erfuhr, verkauft; denn er brauchte viel Geld, und die andern Franzosen, an denen ich mich regelmäßig erbaute, blieben nur deshalb in seinem Atelier, weil er selbst mit wirklicher Leidenschaft an den herrlichen Sachen hing.

Um jene Zeit geriet ich ganz plötzlich in eine ganz traumselige Stimmung, deren Wesen mir heute völlig durchsichtig erscheint, die mir aber damals viel zu schaffen machte. Ich hatte mir im untern Teil des Englischen Gartens, in der Nähe der Hirschau, am Rande einer Lichtung, die zur Isar leitet, ein Plätzchen ausgesucht, um da, im Schatten einiger alter Eichen, nach der Natur zu zeichnen; allein diese Arbeit war mir nur ein Vorwand, meinen eigenen Gedanken con amore nachzuhängen. Wenn ich an stillen Tagen, so vor mich hindämmernd, unter meinem Malschirm saß und das flimmernde Gras der besonnten Lichtung im leichten Hauch der Sommerwinde wogte, der Atem geheimen Lebens die Rispen der blühenden Gräser bog und im nahen Walde, wo das Walten und Weben des goldenen Lichtes an den Stämmen der alten Bäume seinen ewig stummen Fortgang nahm, der Kuckuck rief, da war es mir zumute, als weilte ich in einer verzauberten Wildnis. Der Flug eines Weihs, mit dessen Kreisen meine Blicke immer tiefer in die seidige Himmelstiefe stiegen, das Leben tief unten in den smaragdenen Wogen der Gräser, der Ruf eines Finken, der sommerliche Glanz der Blätter und das fließende Spiel der Luft, das alles rann zu einem Gefühl traumselig weher Versunkenheit in mir zusammen. Ich vergaß vor diesem Fliehen und Fließen meine halberwachte Fähigkeit, dieses Schauspiel mit den Augen eines angehenden Künstlers zu sehen. Der Schillerglanz eines Käferflügels oder das Zucken einer blauen Libelle über dem lautlos dahinströmenden Waldbach war mir nur ein Aufblinken jener geheimnisvollen Meereswelle, die mich umflutete und träumend dahintrug. Das Gefühl, daß ich in einem wehen Rätsel dasaß, zwängte mir in seltsamer Trauer die Brust zusammen; aber die ewigen Fragen: Woher und wohin in diesem Netze goldenen Verwobenseins? spielten mehr als große Sehnsucht nach dem Leben selbst in mir, als daß sie klare Worte gefunden hätten. Ich

hatte, trotzdem ich viel las, die Jungfräulichkeit meiner inneren Welt noch durch kein Philosophenurteil befleckt und fühlte nur, daß etwas in mir vorging, was eines schönen Tages sein Antlitz wechseln müsse. Abends aber hockte ich ganz ruhig bei meinen Kameraden im Lamplgarten und machte ihre Malerspäße mit; denn trotz meiner grünen Jugend besaß ich aus Instinkt soviel Weltklugheit, das, was mich erfüllte, keiner fremden Menschenseele preiszugeben.

Da trat eines Tags ein neues Schicksal in mein Leben: Als ich an einem heißen Sommerabend in dieser grundlos abgründigen Stimmung nach Hause ging, hörte ich aus einem der kleinen Häuschen, die sich in der Seestraße in Schwabing draußen auch noch heute zusammenducken, den Lärm eines Streites: eine heisere Männerstimme schimpfte und brüllte, ein Kind weinte, und eine Frau kreischte grell dazwischen. Als ich näher kam, zog sich der Streit gerade auf die Straße: ein betrunkener Mann, dem eine schmutzige zerfetzte Maurerschürze um die geflickte Arbeitshose hing, schlug sinnlos auf eine nicht mehr junge Frau ein, in deren Rockfalten ein kleines Büblein von ungefähr drei Jahren jämmerlich heulend sein Gesicht verbarg. Es war ein erbärmlicher Anblick, und ich beschleunigte sofort meine Schritte, um der armen Frau zu Hilfe zu kommen. In meiner Eile hatte ich indessen nicht bemerkt, daß vom oberen Ende der Straße her ein Reiter herzusprengte und mit mir zu gleicher Zeit vor der Prügelgruppe haltmachte.

»Jetzt ist's genug, Mann!« herrschte der Herr auf dem Gaul den Betrunkenen an, der indessen fortfuhr, in sinnloser Wut auf seine Frau loszuschlagen. Da holte der Reiter zu einem sausenden Hieb mit der Peitsche aus, so daß der Getroffene mit einem Wutgebrüll zurücktaumelte und dann mit geballten Fäusten auf den aufgeregten Gaul losging. Inzwischen waren aber auch einige Arbeiter aus einer benachbarten Gärtnerei herbeigeeilt: sie packten den

sinnlosen Maurer und suchten ihn zu beschwichtigen, indem sie den Lallenden auf die Seite zogen und begütigend auf ihn einsprachen. Als ich mich an die schluchzende Frau wenden wollte, um zu erfahren, was zu diesem Streit Anlaß gegeben habe, sah ich, wie der kleine Knabe blutüberströmt vor ihr auf dem Wege lag; zu seiner Seite aber kniete eine junge Dame, von deren Schultern ein dunkelrotes Spitzentuch auf das jämmerlich zugerichtete Kindergesicht herabhing.

»Mein Gott, er hat sein eigenes Kind totgeschlagen!« sagte die Kniende, indem sie sich aufrichtete und hilfesuchend um sich blickte. »Ist denn kein Arzt in der Nähe?«

»Ich werde mich bemühen, einen Arzt aufzutreiben, gnädiges Fräulein,« entgegnete der Reiter, indem er – ich sehe diese Geste noch vor meinen Augen – seinen englischen Reithut mit ausgesuchter Höflichkeit lüpfte. »Ich bitte mir nur die Hausnummer und Straße zu sagen, wohin ich den Mann schicken soll.«

Die junge Dame, in der ich, zu meinem Erstaunen, das Fräulein van Kerkhoeve erkannte, sagte: »Sie sind zu gütig, mein Herr! Seestraße 6, wenn ich bitten darf, zu Kerkhoeve. Ich lasse das Kind in unsere Wohnung bringen.«

Der Reiter berührte wie ein Soldat leicht seinen Hut und ritt im Galopp davon, worauf das Fräulein sich sofort wieder mit dem Buben zu schaffen machte. Sie schien mir in dieser Umgebung eine andere, aber nicht minder bezaubernd, als damals, bei unserer Begegnung im Atelier Froments. Als sie das Kind aufheben wollte, kam ich ihr zuvor und stand nun mit dem bewußtlosen, blutenden Buben auf den Armen fragend da. –

»Wir wohnen in dem Eckhaus dort,« sagte das Fräulein rasch, und wir betraten, gefolgt von der Mutter des Knaben, die noch immer vor sich hinschluchzte, einen Garten, in dessen Hintergrund, unter mächtigen Ulmen versteckt, eine kleine zweistöckige Villa lag, der man ein

hübsches Alter ansah. Ein kahlköpfiger Diener kam uns entgegen und öffnete uns die Tür zu einer wenig geräumigen Küche, wo eine dicke mürrische Köchin grimmig dreinblickte, als sie mich mit dem Büblein eintreten sah. Sie brachte aber auf Befehl ihrer jungen Herrin sofort eine Schüssel voll Wasser mit einem feinen Badeschwamm daher, und als ich das Gesichtchen des Kleinen gewaschen hatte, zeigte sich auf der Stirn eine breite Quetschwunde. Der Schlag, welcher der Mutter gegolten hatte, mußte den Knaben getroffen und betäubt haben, der nun jämmerlich weinte, während seine Mutter ihre tägliche Leidensgeschichte mit dem versoffenen Mann in endlosen Wiederholungen vorbrachte. Zwanzig Minuten später kam auch ein Arzt, ein junger, nach Haaröl riechender Geck, und erklärte mit wichtiger Miene, daß ihn der Graf Bocksberg-Schweigern herschickte; er schien enttäuscht, daß es sich nur um ein Proletarierkind handelte, und hieß alles gut, was das Fräulein van Kerkhoeve anordnete. Sie bestand darauf, daß das Kind für die Nacht in der Villa bleibe, während die Mutter zurückgehen sollte, um ihren betrunkenen Mann zu beschwichtigen und ins Bett zu schaffen. Ich mußte den Buben in den Salon tragen; aber Irene wollte gar nicht zur Ruhe kommen, mit kindlicher Beweglichkeit lief sie auf und ab, richtete ein paar Kissen auf dem Sofa des Salons als Bettchen für die Nacht zurecht, zupfte die Decke gerade und lief wieder in die Küche, um eine Schale voller Kirschen zu holen, die sie paarweise über den Augen des Kleinen, wie Ohrengehänge, hin und her schwenkte, um ein Lächeln auf seine Züge zu locken.

»Gnädiges Fräulein scheinen mich nicht zu kennen,« sagte ich endlich, da sie in ihrem Eifer mein Dasein gar nicht mehr zu bemerken schien. »Ich hatte schon einmal das Vergnügen, Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Ach richtig, ich entsinne mich, bei Monsieur Froment. Sie sind der Maler – – Herr Sattler? Sie müssen ent-

schuldigen, daß ich Sie nicht sofort erkannt habe; ich bin sehr kurzsichtig.« Und sie kniff ihre Augen wie damals zusammen, während ein wunderbares Lächeln ihren feingeschweiften Mund umspielte. Die Frau Mama van Kerkhoeve bekam ich an diesem bedeutungsvollen Abend nicht zu Gesicht. Ich nahm aber die Aufforderung, mich gelegentlich wieder einmal sehen zu lassen, auf meinen Heimweg mit und ging in leichter Aufregung in den Sommerabend hinein. Endlich geriet ich wie gewöhnlich in den Lamplgarten, wo ich ein paar Kameraden, bei denen es auch nicht zu einer Studienreise in die Berge oder an die Seen reichte, mürrisch hinter dem Maßkrug hockend fand. Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen mein Erlebnis zu erzählen; denn ich empfand einen unbesiegbaren Drang, den Namen Irene einmal laut auszusprechen. Ich fand indessen nicht die geringste Teilnahme für mein Abenteuer; aber der Stumpfsinn, mit dem mich meine Freunde anhörten, steigerte nur die aufgeregte Stimmung, in der ich mich befand.

Trotzdem ich Tag für Tag an das Fräulein Irene van Kerkhoeve dachte, ließ ich vierzehn Tage verstreichen, ehe ich den Mut fand, zu einem Staatsbesuch in der kleinen Schwabinger Villa vorzusprechen. Diesmal, so sagte ich mir, sollte sie nichts an meinem Schuhwerk auszusetzen haben: ich ging in feinsten Stiefeln einher, die beim Gehen ein eigentümliches Knarren von sich gaben, und auch meine braunroten Handschuhe ließen nichts zu wünschen übrig. Ich fand das Fräulein Irene van Kerkhoeve im Gespräch mit einem hochgewachsenen, etwa fünfunddreißigjährigen Herrn, in dem ich sofort den Reiter erkannte, der die Peitsche so gut zu schwingen wußte. So machte ich denn die persönliche Bekanntschaft des Grafen Kuno von Bocksberg-Schweigern, der mich mit etwas übertriebener Höflichkeit, die mich ärgerte, begrüßte, mir aber weiterhin nicht die mindeste Beachtung schenkte. Ich empfand sofort einen heftigen Wider-

willen gegen den tadellos gekleideten Aristokraten, und dieses Gefühl steigerte sich, als er anfing, mit Irene über Paris und Rom zu sprechen: in diesen Welten war ich damals noch nicht heimisch, und ich nahm mir sogar, in meiner Aufwallung kindischen Trotzes, vor, diese Städte niemals zu betreten.

Das Fräulein Irene saß während des Gesprächs in ziemlich steifer Haltung auf dem Sofa, und da ich sie verstohlen von der Seite beobachtete, konnte ich bemerken, daß sie im Laufe der Unterhaltung zusehends ernster wurde, ja, daß sich allmählich ein unfreundlicher Schatten auf ihre Züge legte. Der Graf hingegen wurde im Laufe einer Viertelstunde immer aufgeräumter, und von Zeit zu Zeit huschte um seinen etwas vollen Mund, den ein starker Schnurrbart halb verhüllte, ein eigentümliches Lächeln. Als ich, nach einer längeren Weile stummen Zuhörens, in einer Art knabenhaften Trotzes plötzlich aufstand, um mich zu verabschieden, erhielt ich von Irene einen besonders herzlichen Händedruck und die liebenswürdigste Aufforderung, doch ja bald wiederzukommen, mit auf den Weg, so daß ich mit einem ganz wonnigen Gefühl in meinen engen knarrenden Stiefeln nach Hause wandelte.

Doch, um es kurz zu machen, von diesem Tag an war ich leidenschaftlich in das Fräulein Irene van Kerkhoeve verliebt. Ich weiß natürlich nicht, wie es Ihnen zumute war, als die erste Jugendliebe über Sie kam; aber ich lief von der Stunde an, da ich mir dieses Gefühl, das eigentlich eine ganz seltsame Überraschung für mich bedeutete, eingestand, im Bewußtsein plötzlich gestiegener Wichtigkeit umher. Ich war mir – wie soll ich sagen? – selber interessanter geworden; ich bekam etwas wie Ehrfurcht vor mir selbst, als vor dem Träger eines neuen Weltgefühls, von dessen Herrlichkeit die anderen »Kunstmaler« – ein schöner Ausdruck, was? – mit ihren gewöhnlichen Schätzen und Modellen keinen Dunst und keine Ahnung

hatten. Zuweilen wunderte es mich, daß die Dichter, denen doch dieses Gefühl am meisten vertraut sein müßte – ich meine das bange Erstaunen, welches die Menschen befällt, wenn sie zum ersten Male das Erwachen ihrer Seele mit reifen und doch dumpfen Sinnen genießen –, es so wenig gewürdigt und in die Tiefe gehend geschildert haben. In mir war es – wie soll ich sagen? – mit einem leichten Schrecken verwandt. Die wehe Traumseligkeit, in der ich früher, wie in Erwartung eines geheimnisvollen Unvorhergesehenen, des divin imprévu, umherging, spielte jetzt um eine glänzende Gestalt und spiegelte sich sozusagen in ihrer eigenen Tiefe wider. Wenn ich mir aber die Züge Irenens vorzustellen suchte, so blieb meine Phantasie immer nur an Einzelheiten ihres Bildes haften: sie ließ ein lichtvolles Auge aus einem unbestimmten, fast geisterhaften Gesicht strahlen, oder in meinem Ohr lag der Klang eines einzigen Wortes, in dem aber doch der Zauber ihres ganzen berückenden Wesens atmete. Fast an jedem Tag wußte ich einen Vorwand vor mir selbst zu finden, um durch die Seestraße zu gehen; allein, wenn ich in die Nähe des Gartenhauses kam, brachte ich es fertig, steif und erhobenen Kopfes, ohne zu den Fenstern hinaufzusehen, daran vorüberzugehen, gleich als ob ich damit ein Geheimnis wahrte, und das Paradies meiner Sehnsucht blieb auf diese Weise länger verschlossen, als ich selbst es wünschte.

Endlich aber, es war der letzte Tag im Juli, faßte ich ein Herz und zog an dem alten Glockenzuge der Gartenpforte, der eine blechern scheppernde Glocke in dem engen Flur der Villa in Bewegung setzte. Als ich diesen Flur betrat, an dessen pompejanisch roten Seitenwänden sich zwei graugewordene Gipsabgüsse der Thorwaldsenschen Medaillonreliefs »Nacht« und »Morgen« langweilten, hörte ich ein helles Frauengelächter aus dem Salon herausklingen, und beim Überschreiten der Türschwelle sah ich Irene in Gesellschaft zweier Herren vor einem Bilde

stehen, in welchem ich, zu meinem lebhaften Erstaunen, die Fromentsche Kopie der Watteauschen ‚Einschiffung' wiedererkannte. Als angehendem Feinschmecker fiel mir auch sofort auf, daß das Bild in dem dunkel gehaltenen Raum entschieden schlechter wirkte, als in der hellen Werkstatt meines Lehrers; aber ich behielt meinen Eindruck für mich und ließ nichts davon merken.

Irene trug ein loses Kleid aus blaßroter indischer Seide, und dieses war, wie ich nach einer kleinen Weile an der sogenannten Watteaufalte im Rücken bemerkte, nach dem Gewand der kleinen Schäferin gemacht, die im Vordergrunde des Bildes, vor der rosenbegrenzten Herme sitzt und, verschämt in ihren Schoß herniederlächelnd, den lockenden Flüsterworten ihres Seladons lauscht. Es brachte ihre schlanke Gestalt zu prächtiger Geltung. Ich bekam an diesem Tage zum erstenmal eine Probe ihres auserlesenen Geschmacks zu sehen, der sich in ihrer Art, sich zu kleiden und irgendein Phantasiegewand eigener Erfindung zu tragen, nicht minder äußerte wie in dem Bedürfnis, stets irgendeine frische Blume oder ein Kunstsächelchen, ein kostbares Rokokodöschen oder eine seltene Miniatur bei der Hand zu haben. Sie drohte mir, ich weiß nicht warum, nach der Begrüßung leicht mit dem Finger, worauf sie mich den beiden Herren, einem buckligen Doktor Teichlein und ihrem alten Onkel, einem Herrn Lippel, Ministerialrat außer Dienst, vorstellte und dann, leicht gähnend, nicht weit von dem Bilde in einem ganz niederen Sessel Platz nahm. Meine Augen weilten mit Entzücken auf ihrem schlanken bloßen Halse, auf dem sich das strahlende Köpfchen in beständiger Unrast wiegte. Sie mußte indessen meine Blicke bemerkt haben; denn plötzlich huschte sie auf ihren Zehenspitzen zum Flügel, nahm ein gelbes Spitzentuch, das neben dem Notenpult lag, und entzog das schimmernde Hälschen meinen begehrlichen Blicken. Der Doktor Teichlein, dessen Gestalt und Wesen mich lebhaft an die spanischen Hofzwerge des

Velasquez erinnerte, grinste, als er diese hastige Verhüllung bemerkte, und Irene sagte plötzlich mit scharfer, herausfordernder Stimme: »Sie haben mir noch immer nicht gesagt, Herr Doktor, warum wir Frauen keine Phantasie haben sollen.«

Ich bemerkte mit Vergnügen, daß der Velasquezsche Hofzwerg redivivus schlechte Zähne zeigte, als er antwortete: »Ich sprach nur im allgemeinen, mein verehrtes gnädiges Fräulein. Die Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel, sogar bei den verehrten Damen.«

Irene rümpfte die Nase: »Ach, gehen Sie, Herr Doktor! Sie kneifen immer, wenn man Sie stellt, und das ist mir unsympathisch. Ich kann Ihnen nur sagen, wir Frauen haben sogar sehr viel Phantasie, leider; denn es würde uns besser gehen, wenn wir nicht mit einem schönen Traum in der Seele auf die Welt kämen. Davon wissen Sie natürlich nichts. Aber da möcht' ich mir doch eine Frage erlauben: Wissen Sie vielleicht, was sich die Kleine da vorn auf dem Bild gedacht hat, als sie heute früh ihr seidenes Pantöffelchen anzog und sich über ihre Zofe ärgerte?«

Der Doktor meckerte: »Wie soll ich denn das wissen? Ich habe noch nie mit Zofen zu tun gehabt.«

Irene warf ihm einen schiefen Blick zu und entgegnete lebhaft: »Aber ich weiß es; nur behalt' ich es für mich. Daß sie mit gespitztem Mündchen an ihren Spiegel ging, eine geschlagene Viertelstunde davor stehenblieb und dann mit dem Kleid in den Fingerspitzen dreimal einen Knicks machte, weil sie sich selbst sehr schön fand, dürfen Sie aber doch wissen.«

»Die Knickse waren vermutlich Hofknickse?«

»Nein, sie nahm sich nur vor, ihrem Tanzlehrer, der ein allerliebstes Zöpfchen hatte, noch am gleichen Abend den Kopf zu verdrehen, und dann probierte sie ganz für sich ein neues Menuett. So –« -

Irene stand auf, ergriff die Falten ihres losen Kleides mit den Fingerspitzen und machte nun, tanzend und sich

wiegend, einige Schritte auf den Herrn Onkel zu, der sich vor Entzücken die feisten Hände rieb und, wie ich mit scharfen Augen sofort bemerkte, offenbar in seine Nichte verschossen war. Jede ihrer Bewegungen atmete eine hinreißende Anmut und ein verhaltenes Leben, und ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte: ihre Art, den Fuß zu heben, oder die schalkhafte Anmut ihrer Kopfhaltung.

»Fein, Sirenchen, fein,« rief der alte Herr. »An dir ist eine Tänzerin verlorengegangen.«

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Irene bei dem Onkel den Spitznamen Sirene führte, und er schien mir in diesem Augenblicke so treffend, daß auch ich die Umtaufe in den alten Meernamen sofort stillschweigend vollzog und für alle Folge dabei blieb. Der kleine bucklige Doktor aber saß, zuweilen vor sich hingrinsend, in der dunkelsten Ecke des Salons und ließ kein Wort fallen, während die Anmut in Frauengestalt auf schmalen Füßen vor uns einherschwebte.

»Ach ja, wenn mich der Prinz Waldemar jetzt sehen könnte,« seufzte Sirene, als sie wieder, tiefatmend und ein leichtes Lachen in der Kehle unterdrückend, in ihren niederen Sessel zurücksank.

»War wirklich schon einmal ein Prinz in Sie verliebt?« fragte der Doktor, indem er seine schweren Lider schloß und seine Zunge über seine wulstigen Lippen gleiten ließ. Mir entging keine Bewegung des knebelbärtigen Gnoms, und ich faßte von diesem Augenblick an einen heftigen Widerwillen gegen den Kunden.

»Nein, aber ich in einen Prinzen, in Nizza. Er hieß nämlich Waldemar – aus welchem Hause er war, sag' ich nicht – und war wirklich ein sehr schöner Mann, mit einem Bart wie der Nil im Vatikan, aber bête comme un chou. Gott, ja! – Aber er war doch meine erste und einzige Liebe. Ich bitte zu bemerken, daß ich damals elf Jahre alt war und noch kurze Kleider trug. Es war herrlich:

ich wurde jedesmal glühend rot, wenn ich ihn nur von ferne auf der Promenade sah. Ich glaube, ich wär' in Ohnmacht gefallen, wenn er mich angesprochen hätte. Eine Zeitlang guckte ich alle großen Männer an, um herauszubringen, ob sie ihm nicht vielleicht ein bißchen ähnlich sähen. Das war eine Beschäftigung, die mir manchen Puff von meiner Mademoiselle eintrug. Ich höre noch ihr ‚Ça ne se fait pas, chérie!' Du mein Gott! Ça se faisait pourtant! In Ostende blieb ich einmal vor einem alten, schmutzigen, schlechtrasierten Fischer stehen und sagte zu Mama: ‚Nicht wahr, Mama, der Mann sieht dem Prinzen Waldemar ähnlich?' Und das tat ich nur, um seinen Namen aussprechen zu können. Mein Gott! Wie komisch ist das alles –«

Der Doktor lächelte wieder grinsend vor sich hin.

»Jawohl, auf solche Erlebnisse kann man zurückblicken, wenn man sechsundzwanzig Jahre alt ist,« sagte Sirene, indem sie die Brauen zusammenzog. Es gehörte, wie ich später herausfand, zu ihren Eigentümlichkeiten, bei jeder Gelegenheit mit ihrem Alter zu spielen.

»Wir müssen Ihnen für die Beichte sehr dankbar sein; denn eigentlich ist Beichten in solchen Sachen eine Männersache. In den Beichtstühlen ist es allerdings umgekehrt – wie ich mir habe sagen lassen,« bemerkte der Doktor, dessen hämisches Lächeln mich allgemach empörte, indem er aufstand und zu uns trat.

Sirene selbst schien aus den Worten des Buckligen etwas Verletzendes herauszuhören; sie kniff blinzelnd ihre hellen Augen zusammen, und eine dunkle Röte überlief, wie eine rasche Welle, ihre offenen Züge. In diesem Augenblick betrat der kleine Maurerjunge, den ich damals in das Haus getragen hatte, das Zimmer: er trug jetzt eine saubere Tuchjacke mit einem hellen Umlegkragen, und seine roten Bäckchen strotzten vor Gesundheit. Sirene schoß wie ein Pfeil auf das Büblein zu, kniete vor ihm nieder, strich seine zerzausten Blondhaare zurecht und

überhäufte den glücklichen Bengel mit Fragen nach Vater und Mutter, nach Spiel und Spielgenossen. Dann sprang sie auf und griff nach einem silbernen Döschen, das auf einem Tischchen vor dem Fenster lag, und stopfte dem Bübchen Süßigkeiten in den Mund. Auch ich durfte einen Griff in das volle Döschen tun und bedauerte nachher, daß ich nur eine der seltsam schmeckenden Pastillen herausgenommen hatte. Als der Kleine seine Süßigkeiten verzehrt hatte, klatschte Sirene in die Hände und rief: »Wollen wir im Garten spielen?« Und ehe der Bube noch »Ja« genickt hatte, hatte sie ihn schon bei der Hand ergriffen und war auf den Balkon gestürzt, von wo aus man auf einer recht ausgetretenen Holztreppe in den Garten gelangte. Unten aber lief sie mit fliegenden Kleidern, in die Hände klatschend und jubelnd, auf den etwas verwilderten Rasenflächen umher, ein überströmendes Kind und doch ein reifes, herrliches Weib.

Die beiden anderen Herren waren mit mir auf den Balkon getreten und steckten sich da eine Zigarre an; denn im Salon war das Rauchen streng verboten. Ich aber sah von dem Geländer aus schweigend dem Spiel im Garten zu, und allmählich kam eine seltsame Traurigkeit über mich, aus der mir plötzlich ein unwillkürliches »Ach ja« entfuhr. Da aber sah ich, aufblickend, wie Sirene mit wogender Brust vor mir stand und mir wieder scherzhaft mit dem Finger drohte, worauf sie in ein übermütiges Gelächter ausbrach. Und ich konnte mir nicht helfen, ich mußte in dieses selige Frauengelächter mit einstimmen.

Auf dem Heimweg – ich bewohnte in der Amalienstraße einen Dachraum, der mir Werkstatt und Schlafzimmer sein mußte – fragte mich der Doktor Teichlein: »Sie arbeiten wohl nicht viel?«

Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese Frage, in der ich eine versteckte Bosheit witterte, aus dem Munde des verwachsenen Zwerges ärgerte; aber der Mann

wartete gar keine Antwort ab, sondern fuhr fort: »Wir Männer verplempern alle, durch die Bank, viel zuviel Zeit mit den Weibern. Sie sind doch Künstler? Ich habe immer gefunden, daß Künstler, die sich mit den Weibern schleppen, es zu nichts bringen: die Frauen begeistern zu großen Dingen; aber sie hindern einen, sie auszuführen, hähä. Ich will Ihnen übrigens den Geschmack nicht verderben; aber was wahr ist, bleibt wahr: Toute femme vaut un hommage; bien peu sont dignes d'un regret.«

Da ich damals, trotz meiner Verliebtheit, nicht den mindesten Grund besaß, über die Weiber zu philosophieren, ließ ich diese Weisheit in etwas stöckischer Ruhe über mich ergehen, ohne weiter über die Quellen nachzudenken, aus denen sie rann. Mich wunderte nur, daß der Zwerg gleich darauf ins Besondere ging und mich genau über meine Verhältnisse zu den Modellen und den Münchner Mädchen ausfragte. Aus seinen Fragen und Bemerkungen sprach eine solche Lüsternheit, daß mich der Ekel packte. Auch heute noch kann ich es nicht ertragen, wenn Männer, bei der Aburteilung der Weiber, ihre Erfahrungen zum Besten geben. Wer dürfte auch sagen, was er weiß und was er nicht weiß? Als der Doktor merkte, daß nichts aus mir herauszuholen war, zog er wieder allgemeinere Register auf seiner Weiberorgel, während ich mir im Bewußtsein meines tadellosen Normalwuchses dachte: Wenn man einen solchen Buckel herumschleppt, hat man überhaupt sein Maul zu halten! Allein die allgemeine Herabsetzung der Frauen, zu denen ja auch Sirene gehörte, mißfiel mir im Grunde doch nicht so sehr; denn sie kam mir dadurch näher, sie wurde erreichbarer für mich, wenn jemand sie selbst tiefer stellte. Ich habe diese Kindereien der Leidenschaft in mir selbst bis auf die Hefe ausgekostet, ohne doch aus einer gewissen inneren Ruhe herauszukommen: es war mir nur manchmal – wie soll ich sagen –? zumute, als ob ich zwischen zwei Welten einher-

Digitized by Google

ginge, – zwischen einer geträumten und einer wirklichen, ohne indessen den festen Boden unter meinen Füßen zu verlieren. Doch das sind Dinge, die, wie man sie auch nehmen mag, doch eigentlich zu den Unaussprechlichkeiten gehören und alle Tage ein anderes Gesicht zeigen.

Von da ab wurde ich ein häufiger Gast in dem Gartenhause an der Seestraße, und Sirene gewann, ohne es zu wollen, eine Gewalt über mich, die jeder Beschreibung spottet. Sie behandelte mich, in ihren guten Stunden, mit einer halbmütterlichen Zärtlichkeit, über deren eigentlichen Grund ich mir heute noch nicht so recht im klaren bin; dabei kritisierte sie beständig an meinem äußeren Menschen herum und ruhte nicht eher, bis ich aus einem steifen, ungelenken Kleinstädter ein manierlicher, gutgekleideter Bursche geworden war. Diese Umwandlung ging übrigens sehr rasch vor sich; denn für das Künstlertum, das seine Berechtigung durch schäbige Samtjacken und verschlissene Schlapphüte zu beweisen glaubt, hatte ich von allem Anfang an nur die Verachtung eines Menschen aus gut bürgerlichem Hause übrig. Für mich selbst brauchte ich sehr wenig, und mein Onkel zeigte sich nicht unzugänglich, als ich, ziemlich verschämt, mit einer Bitte um Zuschuß an ihn herantrat. Mit meiner Zeit, in der ich übrigens nichts Kostbares sah, ging Sirene übrigens sehr verschwenderisch um: sie trug mir zahllose Besorgungen für sie auf, und ich versäumte manches Mittagessen, um ein Dankeswort aus ihrem Munde zu erhaschen. Ihr Bild wich in Tag und Träumen nicht aus meiner Seele, und doch geriet ich dutzendmal aus einem Erstaunen in das andere, wenn ich sie bei jedem Wiedersehn gleichsam als anderes Wesen, aber von ewig gleichem Zauber, wiederfand.

Von den Menschen, die, außer den erwähnten Männern, während dieser Sommerwochen in dem altmodischen Gartenhause aus und ein gingen, ist mir sonst niemand im Gedächtnis geblieben: sie kamen und verschwanden

wieder, und wenn ich, als Getreuer, mich hie und da nach einem mehrmals gegrüßten Gesicht erkundigen wollte, machte Sirene eine Bewegung mit der flachen Hand, als ob sie den Entschwundenen noch einmal für immer auf die Seite schieben müßte.

»Ach, die Menschen sind alle so eintönig,« sagte sie oft, indem sie ihre dichten Brauen emporzog und seufzte; »man wird sobald mit ihnen fertig. Keiner hält, was er verspricht.« Der müde Ton, mit dem sie diese Klage vorbrachte, liegt mir noch heut im Ohr, und oft genug hab' ich in meinem späteren Leben an diesen Ausspruch einer ruhelosen Frauenseele denken müssen.

Sirenens Mutter, Frau Amalie van Kerkhoeve, geborene Fastenrath aus dem heiligen Köln am Rhein, ließ sich nur selten sehen, wenn Besuch da war: sie pflegte nach Art der Französinnen einen guten Teil des Tages in einem alten Frisiermantel in ihrem Zimmer, im ersten Stock, auf einem Podium zu sitzen und allen Leuten nachzugucken, die durch die stille Seestraße gingen, oder auch den Garten jenseits der Straße zu beobachten, wo seit Mai ein Maler namens Loibenegger – Sie haben ihn heute persönlich kennen gelernt – in einem baufälligen Werkzeugschuppen mit zwei mächtigen, aber ungleichgroßen Atelierfenstern hauste. Dieser Maler bildete ein ein ewiges Ärgernis für die Dame van Kerkhoeve: sie wurde nicht müde, sich im schönsten Kölner Dialekt über die Modelle, Männlein und Weiblein, die da ein und aus gingen, aufzuhalten, und es war nur schade, daß der Missetäter sie nicht hören konnte. Mich selbst behandelte sie, ohne jeden Grund, als braven Musterknaben: als sie hörte, daß ich aus einem gut katholischen Hause stammte, vertraute sie mir an, daß Pio nono eigens einen kostbaren Rosenkranz für sie geweiht habe, und dieses Kleinod sollte ich eines Tages sogar zu sehen bekommen. In ihrer Jugend mochte sie sehr hübsch gewesen sein; sie war aber mit dem gefährlichen Alter in die Breite gegangen und

saß nun Tag für Tag, wie eine selbstzufriedene Bonzin in ihrem blühenden Fett, auf ihrem Ausguckstühlchen. Der bucklige Doktor Teichlein behauptete, an ihrer Fülle sei der gute Stoff des Schwabinger Bräus schuld, obwohl mir unser klotziges Nationalgefäß, ich meine den Maßkrug, in dem Gartenhause niemals zu Gesicht kam. Von dem seligen Herrn van Kerkhoeve, dessen Bild, von der Hand eines unbekannten französischen Malers, über dem Flügel des kleinen Musikzimmers hing, war niemals die Rede. Ich erfuhr nur gelegentlich, daß er, von Frau und Kind getrennt, auf einer ausgedehnten Kaffeepflanzung in Java, deren Name mir entfallen ist, gehaust habe und auf einer Reise zu den Seinen in Kairo an der Cholera gestorben sei. Die beiden Frauen lebten auf dem Fuß sehr wohlhabender Leute, die es nicht nötig haben, sich einen Wunsch zu versagen; allein weder Sirene, noch ihre Mutter kümmerten sich offenbar um die Haushaltung: denn das Tafelgeschirr und das Silberzeug zeigte oft Schäden oder eine Zusammenstellung, an denen ich, als der Sohn eines reichen Bürgerhauses, in Gedanken Anstoß nahm, und die Weine, die man bei Tisch trank, waren immer schlecht.

An einem glühendheißen Septembertage, wie sie uns das Münchner Klima zuweilen beschert, fand ich die würdige Dame in heller Empörung: der verflixte Nachbar Loibenegger trieb sich schon seit dem frühesten Morgen im Kostüm unseres Urvaters Adam in seinem Atelier herum, dessen Fenster allen Winden und Blicken offen standen; ja, er scheute sich nicht, in seiner adamitischen Blöße sogar den Grasgarten zu betreten, wo sich nur ein paar schlecht gehaltene Apfelbäumchen aufrechterhielten und unfähig waren, eine schützende Wand zu bilden. Frau van Kerkhoeve fragte mich, ob sie nicht die Polizei holen lassen solle, oder ob ich nicht ein Mittel wüßte, um diesem sommerlichen Unfug zu steuern, den man ihr allein zum Possen spiele. Ich sprach mich natürlich als

Kunstgenosse gegen die Herbeischaffung der Polizei aus und erbot mich dafür, zu dem adamitischen Nachbar hinüberzugehen, um ihm die Beschwerden der Dame mit dem gebührenden Nachdruck vorzutragen. Ich machte mich auch sofort auf die Füße, mußte aber lange an die mit geheimnisvollen Kreidezeichen bedeckte Türe der Werkstatt klopfen, bis mir ein barfüßiger, langaufgeschossener Jüngling öffnete, dem statt eines Gewandes ein ziemlich schmutziges Leintuch in den lässig gelegten Falten einer römischen Toga um die Schultern hing: es war der Sünder selbst, Franz Loibenegger, der vor mir stand. Er ließ mich eintreten, ich brachte mein Anliegen vor und konnte natürlich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auch ich Maler sei.

»No, dann brauch ich mich ja net weiter zu genieren. Sie entschuldigen, daß ich die Halspartie übermale,« sagte Franz Loibenegger, indem er die Toga fallen ließ und im Zustand unseres biblischen Erzvaters vor eine mächtige Leinwand trat, auf der ein brauner Jüngling, neben ein weißes Pferd gelehnt, in einer paradiesischen Landschaft stand. Ein flüchtiger Blick auf einen zur Seite stehenden Spiegel zeigte mir, daß der Maler sich selbst als Modell benutzte, und ich mußte auf den ersten Blick hin zugestehen, daß er einen Akt besaß, der sich unter Brüdern sehen lassen konnte. Ich verhielt mich mäuschenstill und sah höchst angeregt zu, wie Loibenegger, ohne meine Anwesenheit zu würdigen, den Pinsel führte und Massen blühender Farben verschwendete. Nach einer Weile brach er in helles Lachen aus und sagte: »Na, san mer halt Römer, wenn's die Dame da drüben geniert, obwohl questi Romani – die ich kenne – auch net moralischer san als die heiligen Urjuden Adam und Eva.« Er warf also sein schmutziges Leintuch wieder als Toga um die Schultern und ging dann in eine Ecke des scheuernähnlichen Malraumes, wo, wie mich ein Blick belehrte, zwei strohumflochtene Chiantiflaschen in einem blechernen

Wasserkessel unter einem Zeichentisch standen. Mit hastigem Griff zog er ein Fiasko heraus, hob es erst prüfend gegen das Licht, daß der dunkle Wein nur so funkelte, und stellte das Gefäß hierauf mit antikem Schwung auf den mächtigen Tisch, der aus drei breiten ungehobelten Brettern bestand. Dann schenkte er zwei grobe Wassergläser randvoll und sagte: »Heut hab ich schon ein' Malefizdurst.«

Wir tranken ohne anzustoßen, und ich mußte, als Sohn eines Weinlandes, wo die Weinzungen blühen, gestehen, daß der gut gekühlte Chianti prachtvoll auf der Zunge lag. Obwohl ich mich selbst eines guten Zuges rühmen durfte, mußte ich doch über die Schnelligkeit staunen, mit der Loibenegger den welschen Roten seiner endlichen Bestimmung zuführte. Dazu gab es allerlei Saftiges, Römisches und Unrömisches, zu hören: Loibenegger pries die italienische Küche, nebst den Weinen, und ließ dafür an den Katzelmachern kein gutes Haar. Schon nach der ersten Flasche entglitt die schmutzige Toga aufs Neue seinen olympischen Schultern, und ich selbst kam der Aufforderung des Kollegen, mir's doch bei der höllischen Hitze auch bequemer zu machen, etwas schüchtern nach, indem ich meinen Rock und meine Weste auszog und auf einen dreibeinigen Sessel neben der Türe legte. Während ich dann so dasaß und trinken half, sah ich mir die fertigen und unfertigen Bilder an, die da in allen Formaten und Größen umherstanden: es waren lauter paradiesische Landschaften, in denen sich ein Geschlecht göttlich-blühender Menschen ohne Geschichte, Männer, Frauen und Kinder, deren Wonne das ungetrübte Sein ist, vor jeder Trübung irgendeines Sündenfalls ergingen: mächtige helldunkle Haine, aus deren strotzender Laubfülle goldene Früchte leuchteten, nach denen sich lässige Hände ausstreckten, – weiße Pferde, auf denen Jünglinge mit goldbraunen Leibern durch goldsmaragdne, blumige Wiesen sprengten; strahlende Meere mit goldbraunen

Tempeln an den felsigen Gestaden; smaragdgrüne Berghalden, auf denen Asphodelen oder Krokus neben stürzenden Bächen blühten, mit einem Wort, ein verklärter, paradiesischer Süden, wie ihn wohl eine germanische Bauernsehnsucht zusammenträumen mag, das stand da in Skizzen und Bildern herum und alles war breit, saftig, gewaltsam, mit einer geradezu brutalen Urkraft hingesetzt und hingestrichen, so daß ich, der ich aus einer anderen, aus einer geklärteren und zahmeren Welt kam, fast ein bißchen ängstlich und schüchtern wurde. Ich konnte damals nicht voraussehen, wie herrlich diese Bilder, die sich in keiner Weise an den Gedanken, sondern nur an das Auge wandten, mit der Zeit rein malerisch zusammenwachsen würden. Nun, Sie kennen ja selber die Hauptwerke Loibeneggers, die man aber auch heute noch in größerer Anzahl beisammensehen muß, um sie in ihrer Großartigkeit als geschlossene Welt oder als olympischen Höhentraum eines besonderen Menschen und Künstlers zu empfinden. Ich selbst habe mich immer, mit einer einzigen Ausnahme, gehütet, Menschen in meine Landschaften zu setzen, und meine »Nymphen in der Morgendämmerung«, die als eines meiner besten Bilder gelten, haben mich selbst nie befriedigt. Ich weiß auch, daß meine Landschaften nur verfeinerte Menschen ansprechen, die durch Bildung – wie soll ich sagen? – dem Naturstand wieder nahegekommen sind und den Urduft des ewigen Paradieses noch in den feinsten Hauchen und Stimmungen eines Sommermorgens wittern, dessen Taudecke der erste Strahl in schimmerndes Gefunkel auflöst. Nicht jeder Pinsel hat das Recht, träumende Nymphen an den Rand glasgrüner Weiher zu setzen oder die schwärende Ursehnsucht der Menschheit nach den lockenden Mären vom Paradiese zu mißbrauchen, indem er seine Seele entvölkert und deren unbewiesene Gestalten auf müde Arbeitstiere oder satte Bürger losläßt. Loibenegger aber stand mit seiner Paradiesmalerei von allem Anfang an

am Beginn der Kunst, während ich mit wählerischem Sinne nur den Schaum von dem Nektar der Stunde nippte und die Schönheit eines Dings stets in dem Augenblicke, da es reif wird wie eine herbstliche Frucht, zu fassen suchte. Und dies ist auch der tiefere Grund, warum ich Zeit meines Lebens zu den stillen Unbefriedigten gehörte und alle jene beneidete, deren derbere Sinne überall Weide witterten und mit allem vorliebnahmen. Im übrigen kümmerte sich Loibenegger, als der ewig goldene Egoist, dem kein schlechtes Gewissen die Quelle des eigenen Wesens trübte, nicht zum mindesten um meine innere Welt, und so kam es, daß wir auch als spätere Freunde nur so nebeneinander herlebten, wobei ich den Vorteil der Übersicht, aber auch das leise Gefühl des Einsamseins für mich hatte.

Es lag Loibenegger offenbar auch gar nicht daran, meine Meinung über seine Bilder zu erfahren; es fiel mir nur auf, daß er wie ein Berserker über die gesamte Malerwelt herfiel, als ich zufällig ein paar bekannte und vielberufene Namen erwähnte. Wir waren inzwischen mit dem Inhalt der zweiten Strohflasche fertig geworden, und als wir eine dritte anbrachen, war auch für mich der Augenblick gekommen, mich aller Hüllen zu entledigen und meinen mutig gewordenen Adam zu fühlen. Der Gedanke, was wohl Sirenens Mutter sagen würde, wenn sie uns zwei Missetäter wie zwei weiße malerische Flecke in den Tiefen der Loibeneggerschen Werkstatt sitzen oder herumwandeln sähe, vermochte meine weinselige Stimmung nicht zu trüben und nicht zu erhöhen; aber ich wurde rot vor Vergnügen, als Loibenegger mir erklärte, mein Akt sei gar nicht übel und könne sich zur Not schon sehen lassen. Wir schlossen bei der dritten Strohumflochtenen Freundschaft, und als mich endlich mein Gewissen zum Aufbruch mahnte, versprach mir Loibenegger beim Abschied, wenigstens nicht mehr das Ateliergärtchen als neuer Adam zu betreten und somit der Mutter meiner

Flamme ein weiteres paradiesisches Freilichtschauspiel zu ersparen.

Ich war, trotz meines halben Dampfes, gewissenhaft genug, bei Frau van Kerkhoeve vorzusprechen, um ihr diesen Erfolg meiner Sendung zu melden; allein die Dame war, wie ich zu meiner größten Erleichterung hörte, trotz der höllischen Hitze ausgegangen, so daß ich erst am übernächsten Tag dazu kam, ihr meinen Bericht zu erstatten. Sie nahm ihn mit merklicher Kühle auf; ich machte mir indessen nicht allzuviel daraus, da mich Sirene gleich darauf mit einem bezaubernd spitzbübischen Lächeln begrüßte und mich zuweilen mit einem Auge ansah, als wisse sie um eine Menge heimlicher, verbotener Dinge, die mich angingen. Zwei Tage darauf bat sie mich, zu meinem Erstaunen, bei Loibenegger anzufragen, ob es ihm angenehm wäre, wenn sie, in meiner Gesellschaft, sein Atelier besichtige. Der bekehrte Adam bestellte uns auf den folgenden Morgen und empfing uns, zu meinem Erstaunen, in einer Schwarzwälder Bauernjacke mit talergroßen silbernen Knöpfen. Sirene begrüßte meinen neuen Freund mit einem Lächeln, aus dem ich nur herauslas, daß sie um unsere adamitische Kneipstunde wußte, und ging dann von einem Bilde zum andern. Sie sprach kein Wort; aber das goldene Augenglas, das sie nur hie und da auf das Näschen setzte, wippte seltsam in ihrer Hand, und zuweilen deutete sie, ohne Loibenegger anzusehen, auf irgendeine Stelle, einen Arm oder ein Auge, und immer war es ein schwacher Punkt, den das goldene Sehwerkzeug antippte: ich merkte es an dem Gesicht Loibeneggers, der allmählich während dieser stummen Minuten einen roten Kopf bekam und plötzlich mit rauher Stimme von der Schwierigkeit, gute Modelle zu bekommen, zu sprechen begann. Mir kam der Gegensatz zu der paradiesischen Welt der Loibeneggerschen Bilder und der feinen Erscheinung Irenens erst nachträglich zum Bewußtsein, und dann machte ich mir aus dem

Augenglas aber auch sofort ein symbolisches Instrument zurecht, mit dessen Hilfe man aus einer Welt in eine ganz andere gucken konnte. Es freute mich übrigens, daß Sirene nur sehr wenig über die Bilder sprach und auch mit den bekannten Lobsprüchen, die so leicht das Gegenteil oder mangelndes Verständnis verdecken, zurückhielt; aber ich merkte wohl, daß sie zu dieser Welt eines olympischen Bauerngemüts kein rechtes Verhältnis gewonnen hatte. Ich begleitete sie, als sie alles, Entwürfe und Fertiges besehen hatte, bis an die Gartenpforte der Villa Kerkhoeve und kehrte dann eiligen Fußes zu Loibenegger zurück, um zu hören, wie der Besuch Sirenens auf ihn gewirkt hatte.

Ich fand ihn, mit rotem Kopf, vor seinem jüngsten Bilde stehend und den verzeichneten Arm eines jungen Weibes abkratzend. Als ich ihn, fast schüchtern, fragte, wie ihm Sirene gefallen habe, warf er nur die Bemerkung hin: »Schlechter Akt!« und damit mußte ich mich für den Augenblick begnügen.

Um so erstaunter war ich, als ich zwei Tage darauf bei Loibenegger die Skizze zu einer bekränzten Muse, aus deren Zügen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Sirenens Gesicht sprach, auf der Staffelei fand. Der Maler aber ließ mir keine Zeit, über diese Ähnlichkeit weiter nachzudenken; er schleuderte die nasse Leinwand wie einen Fetzen in eine Ecke und begann dann über ein paar Kollegen herzufallen, die just eine Ausstellung im Kunstverein hatten und allerdings Anlaß zum Angriff boten. Der gute Franzl war damals schon der gleiche, als den Sie ihn ja auch kennen: grob, heftig, aufbrausend, aber dabei im Grunde eine wahre Seele von einem Menschen, der es als Feind beständig mit einer Sache oder einem Gegner zu tun haben mußte, um überhaupt leben zu können. Sie wissen auch, welche verschämten Köstlichkeiten seine Seele birgt: sie erinnert mich immer an einen verwilderten Herrgottsgarten, in dem Menschen,

Elefanten, Paradiesvögel, Affen, Goldfasanen und anderes seltsames Getier einträchtig beisammenleben, während an der Tür ein Geharnischter in goldener Rüstung steht und mit eiserner Miene alle Banausen und Spießer in ihren Sündenpfuhl zurückweist. Wenn er aber mit seinen klotzigen Bärenhänden hineinlangt, um ein seltenes Getier zu greifen, tut er immer einen köstlichen Fang, und Sie müßten einmal seine Finger bei der Arbeit sehen – er modelliert auch –, um zu verstehen, daß eine Hand mehr Seele gestalten kann, als tausend Dutzendgehirne fassen können. Damals war er in einer gereizten Stimmung, über deren Grund ich mir selbst erst viel später klar wurde; denn der Gedanke, daß auch er mit dem Bilde Sirenens im Herzen umhergehen könne, lag mir meilenferne, zumal er in seinem Tun und Meinen immer der gleiche blieb: immer wieder sprach er nur von *seinen* Plänen und *seiner* Maltechnik, von *seinen* Sachen und *seinen* Feinden, ohne jemals dieser naiven Selbstspiegelung und Selbstversunkenheit eines beispiellosen Arbeiters müd zu werden. Die paar Sammler, von denen er lebte, behandelte er mit gemachter Bauerngrobheit, und selbst der ausgezeichnete Kenner Konrad Felder, der hie und da ins Loibeneggersche Atelier kam und auch Bilder von ihm kaufte, bekam die saftigsten Grobheiten zu hören, wenn er sich herausnahm maltechnische Fragen zu streifen oder gar über das malerische Sehen seine Ansichten vorzutragen.

Den Grafen Bocksberg-Schweigern traf ich nur noch einmal als Besucher des Kerkhoeveschen Hauses an, in der ersten Novemberwoche, an einem trüben Nachmittage, den ein lautloses Schneegestöber mit seinen Wehen erfüllte. Außer dem Grafen war nur Sirenens Onkel, der Ministerialrat Lippel da. Ich bemerkte, daß der alte Herr dem aristokratischen Besucher mit der Hochachtung begegnete, auf die auch ein jüngerer Sohn, der auf einen diplomatischen Posten wartet, in den Augen eines hier-

archisch veranlagten Staatsbürgers Anspruch erheben kann. Das ganze Wesen des Grafen war an diesem Tage in Schwermut getaucht, und das scheue Wesen des jungen, schönen Königs, von dem gerade viel die Rede war, gab dem Sprecher Gelegenheit, zu versichern, daß er den Monarchen, welcher in der Einsamkeit der Hohenschwangauer Berge seinen Träumen nachhing, vollkommen verstehen könne. Ein moderner Mensch könne überhaupt nicht leben, wie die Menschen einer früheren Zeit: heute kämen Feldherren wie Moltke erst mit siebzig Jahren dazu, ihr Genie der Welt zu beweisen; die großen Feudalherren seien eigentlich, bei Licht besehen, nur fürstliche Bauern; Bismarck habe, weil er alles selbst machen wolle, die großen Diplomaten unmöglich gemacht, und ein moderner Minister sei ja im Grunde auch nichts weiter als ein Beamter, dessen Wirksamkeit man am sichersten an dem abgeschabten Leder seines Empfangssessels messen und beobachten könne. Große Erlebnisse, mit denen man nicht fertig werde, gebe es überhaupt nicht mehr, und so bliebe denn den heutigen Menschen, anstatt der wirklichen Freude nur das Amüsement, bei dem man mit Notwendigkeit verdumme oder verkomme.

Nun, das Amüsement besorgst du gründlich, dachte ich mir, voll wachsenden Widerwillens, während der Graf, dessen Wesen mir aber heimlich doch imponierte, seine Klagen vorbrachte; denn ich hatte ihn zwei Tage vorher im Nymphenburger Schloßpark draußen in Gesellschaft zweier Damen gesehen, deren brandrote Haare keinen Zweifel über ihr horizontales Gewerbe aufkommen ließen. Ich sah den Herrn scharf an, während er seine Gefühlsarie sang, und zuweilen schien es mir, als ob der so müde tuende Herr die Wirkung seines Gespräches im Geheimen belauere. Er änderte indessen seinen Ton auch dann nicht, als Sirenens Mutter für einen Augenblick hereinkam, um nach den Gästen zu sehen und über den Münchener Winter zu klagen. Der Graf behandelte

die dicke Dame mit übertriebener Ritterlichkeit und war ganz Aug und Ohr, während sie von den Palmen und Lüften der französischen Riviera schwärmte. Mir ist, was ich heute als merkwürdig empfinde, die Stimme des Bocksbergers besser im Gedächtnis geblieben als der schmale Kopf, dessen etwas kleinliche Züge das Walten langer Erblichkeit verrieten.

Sirene aber saß inzwischen in der um uns herum wachsenden Dämmerung aufmerksam lauschend und regslos da. Sie warf nur selten ein Wort in die Unterhaltung und es entging mir nicht, daß auf ihrem feinen Gesicht ein finsterer Zug des Leidens lag. Plötzlich aber kam Leben in die Gestalt: sie setzte sich dicht an meine Seite und begann mich in leisem Ton, in dem etwas Zärtliches lag, nach Malrezepten auszufragen. Zuweilen lachte sie, ohne rechten Grund, hell auf, und dann legte sie wieder ihre Hand auf meinen Arm, und dies alles sah aus, als ob wir das schönste Geheimnis zusammen hätten.

Der Graf unterhielt sich inzwischen ruhig mit Sirenens Mutter, ohne unserem Gespräch und Getuschel die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, und erst als er von Sirene Abschied nahm, trat, für einen Augenblick, ein flüchtiges Lächeln auf seine vollen Lippen.

Als er mit dem Onkel Lippel verschwunden war, nahm ich mir, in einer plötzlichen Aufwallung, die Freiheit heraus, eine höhnische Bemerkung über den Herrn und seine Vorliebe für brandrote Haare auf schönen Frauenköpfen zu machen. Allein kaum war das Wort dem Gehege meiner Zähne entflohen, als ich es auch schon bitter bereute, und heute frage ich mich, ob es nicht mehr bedeutete, als die üble Bemerkung eines jungen Menschen, dem ein stiller Ärger die Zunge regierte. Aus Sirenens Augen aber traf mich ein erschrockener und stechender Blick, so daß ich in meiner jähen Verlegenheit nichts anderes zu tun wußte, als von dem nassen Schneewetter zu sprechen, dem unfehlbar Hochwasser folgen müsse.

Sirene selbst schwieg dabei finster vor sich hin und bemerkte erst nach langer Pause, offenbar nur, um überhaupt etwas zu sagen: »Ach ja, da sitzen wir!«

Ich wußte nicht, was ich entgegnen sollte, und seufzte auch.

»Sie seufzen?« sagte Sirene nun, mit einem bösen Lächeln um den Mund. »Haben Sie eigentlich einen Grund, Herr Sattler?«

Ich hatte wohl einen Grund, hütete mich aber wohl, ihn zu sagen, sondern schüttelte nur, vor mich hinlächelnd, den Kopf.

»Nicht? Dann will ich Ihnen einen geben.« Und sie tastete mit ihren feinen, schlanken Fingern an ihrem Kleide entlang und sagte plötzlich: »Geben Sie mir einmal Ihre Hand!«

Ich reichte ihr meine rechte Hand hin; sie nahm sie rasch, indem sie mich, seltsam lächelnd, anblickte, und drückte die Spitze einer Nadel, die sie zwischen den Fingern versteckt hielt, mit lauernder Langsamkeit in meinen Handrücken.

»Tut's weh?« fragte sie endlich mit halbgeöffneten Lippen und einer Stimme, die mir ganz fremd vorkam.

»Nein,« entgegnete ich, tapfer den Schmerz verbeißend.

»Sie haben ja Talent zu einem heiligen Laurentius,« sagte Sirene mit dem gleichen grausamen Lächeln, das aber plötzlich von ihren Lippen verschwand, als sie sich erhob, um, wie ein leichter Schatten, an ein Fenster zu treten. Nach einer Weile drehte sie sich wieder um und fragte, während sie vor mir stehen blieb: »Was denken Sie eigentlich von mir?«

Ich muß sehr hilflos ausgesehen haben; denn Sirene wiederholte ihre Frage nicht, sondern setzte sich, aufatmend, zu mir und sagte mit leiser, müder Stimme: »Verzeihen Sie mir, mon ami. Nicht wahr, ich bin oft seltsam? Ach ja, das macht das Leben! Eine Öde!

Wenn man nur wüßte, wozu man lebt! Oder wissen Sie's?« Doch ehe ich noch eine Antwort geben konnte, fügte sie mit traurigem Lächeln hinzu: »Ach ja, Sie sind ja Maler. Sie haben's gut. Wir Frauen sind aber übel dran in dieser Welt. Wir sind elende Geschöpfe.«

Ich wußte damals noch nicht, daß ein Seufzer über das Leben aus schönem Frauenmund immer seine besondere Bedeutung habe, und freute mich nun, als Sirene plötzlich verstummte, ohne jeden Nebengedanken schweigend ihrer lieben, herrlichen Nähe.

»Geht es Ihnen auch so,« wandte sie sich plötzlich wieder an mich, »ich frage mich manchmal, wenn ich auf mein Leben zurückblicke: bist du das eigentlich gewesen, die dies oder jenes getan hat, was ich hintennach nicht begreifen konnte?«

»O ja, das Gefühl kenne ich auch.«

»Sie sind ja so jung« – (jetzt spielte der Schimmer eines eigentümlichen Lächelns um Sirenens Mund) – »aber ich habe schon so viel erlebt, und doch nichts erlebt.«

Und nun setzte sie sich nicht weit von mir entfernt in einen niedern Sessel, stützte den rechten Ellenbogen auf das Knie und fragte mit hingebendster Teilnahme nach meinen Plänen, nach meinen Arbeiten, nach meinem ganzen Leben. Hierauf begann sie davon zu sprechen, was sie tun würde, wenn sie als Mann auf die Welt gekommen wäre: sie würde nicht in Europa bleiben, sondern nach Ostindien gehen, wo noch Verwandte ihres Vaters lebten, und da das Leben eines großen Plantagenbesitzers führen, dem hundert Diener zu Gebote stehen. Da gäbe es zu tun; da könne man frei atmen und brauchte nicht in der anmaßenden, öden Enge der sogenannten Gesellschaft zu ersticken. Zuweilen kam es mir vor, als ob dieses laute Träumen nur die Antwort eines Frauenherzens auf die gemachte Sauerseherei des Grafen gäbe; als aber Sirene plötzlich abbrach und mit zusammengepreßten Lippen vor sich hinschwieg, ließ ich meine

Gedanken fahren und begnügte mich noch eine Weile mit dem himmlischen Gefühl ihrer Gegenwart. Dann ging ich wie trunken heim und schloß mich in mein sogenanntes Atelier ein, um nur ja mit keinem Menschen mehr an diesem Abend in Berührung zu kommen.

Bei meinem nächsten Besuche trug ich dann wieder, mit Absicht, ein ganz mürrisches Bubenwesen zur Schau, und der Umstand, daß Sirene es gar nicht bemerken wollte, erfüllte mich mit einer wahren Qual. Ich wußte recht wohl, daß sie mich nicht liebte; aber wenn ich mir das auch vor mir selber eingestand, so spann ich doch gleich das Träumchen von meinem künftigen Ruhm als Mann und Meister gehörig in die Länge, und wenn diese Träume besonders üppig gerieten, tat sie mir fast leid, weil sie nichts davon zu schmecken bekäme. Ich wußte damals noch nicht, daß jeder Lorbeer, auch der üppigste, bitter schmeckt und nur auf einer toten Stirne nicht mehr als Last liegt. Auch den sonstigen Kindereien der Leidenschaft hing ich, ohne jede Seelenscham, mit gehörigem Eifer nach: ich erhob Sirene in die strahlendste Höhe, um die Bitterkeit meines geringen Malerdaseins mit einer Art Wollust zu genießen; und dann erniedrigte ich sie wieder, indem ich mir sagte, daß sie eines Tages doch einen Titel oder einen dicken reichen Spießer heiraten werde, und dieses alles tat ich nur, um ihr, als einer geringeren Flatterseele, näher zu sein. Bei alledem aber sprach ich das Wort Liebe niemals vor mir selber aus, aus dem dunkeln Gefühl heraus, daß nur eine erwiderte Neigung das Recht habe, sich diesen Namen beizulegen.

Plötzlich aber, kurz vor Weihnachten, bemerkte ich, daß Sirene anfing, sich selten zu machen: sie war öfter nicht zu Hause, wenn ich in dem Hause vorsprach, und ihre Mutter, die mir inzwischen mein adamitisches Abenteuer mit Loibenegger verziehen hatte, erzählte mir eines Tages, Sirene sei plötzlich von dem Ehrgeiz erfaßt worden, eine glänzende Reiterin zu werden und verbringe ganze

Vormittage in der Sedlmayerschen Reitschule. Im übrigen war die gute Frau an diesem Tag sehr bitter gestimmt: sie klagte, es sei so schwer mit Sirene zu leben; niemals habe diese auf ihren Rat gehört; vor einem Jahre erst habe sie zwei Freier, die allerdings schon über die Fünfzig gewesen seien, abgewiesen, und das ewige Warten auf einen Prinzen, der doch nicht komme, sei auf die Dauer gar nicht zu ertragen.

Ich muß gestehen, daß mich diese Klagen in seltsame Verlegenheit setzten: ich durfte nichts entgegnen, und der Einblick, den ich in das Zusammenleben der beiden Frauen gewann, krampfte mir das Herz zusammen. Auch das Benehmen Sirenens gab mir oft genug zu denken: wenn ich von einem Tag zum andern wiederkam, saß sie oft müde und in sich versunken da, oder sie lächelte traumhaft versonnen vor sich hin, wie wenn sie einem heimlichen Spiel ihrer Gedanken zusähe. Dazwischen waren jene Stunden, wo in ihrem Wesen eine eigentümliche Schärfe oder Schroffheit zum Vorschein kam, auch nicht selten, und ich fing an, darüber nachzugrübeln, was wohl der Ruhelosen fehlen möge.

Mit Loibenegger konnte und durfte ich nicht über das sprechen, was in mir vorging: er war unfreundlich gegen mich geworden und ließ seinen Unmut im Stil des Paters Abraham a Santa Clara vertoben, wenn ich ihn in seiner Arbeit störte. Und doch waren diese Stunden, in denen ich sah, wie ein Malermensch mit seinen inneren Gesichten rang, nicht ohne Einfluß auf mein Wesen und meine späteren Entschlüsse, zu denen ich übrigens einen Anstoß oder eine hübsche Zeit brauchte. Als er mir kurz vor Weihnachten unter den wütendsten Ausfällen über die Weiber ganz plötzlich mitteilte, er werde noch vor Silvester nach Rom auskneifen, um endlich wieder einmal einen anständigen Akt zu Gesicht zu bekommen, war es mir, als ob etwas Wunderbares in mir zu Ende ginge. Eines Tages war er denn auch, ohne Abschied von mir

zu nehmen, verschwunden, und ich sah mein erstes Schicksalsjahr als Einsamer zu Ende gehen.

An einem föhnig warmen Januarnachmittage fand ich Sirene, zum Armenball im Hoftheater angekleidet, im Salon sitzen, obwohl es erst fünf Uhr war. Sie kam mir langsam entgegengeschritten, als mich der Diener eintreten ließ, und als sie mir ihre schmale feingliedrige Hand, mein ewiges Entzücken, zum Gruße reichte, sah ich, daß in ihren grauen Augen ein strahlend tiefes Licht lag. Ihr ganzes schönes Gesicht atmete eine himmlische Ruhe und selige Verklärung. Sie warf ein rotseidenes Tuch um – sie liebte rot in allen Schattierungen über alles – und setzte sich zu mir, stellte zuweilen eine Frage und erhob sich wieder, um, wie von einer inneren Unrast getrieben, in ihren schmalen weißen Ballschuhen durch den dämmerigen Raum zu wandeln. Der Gedanke, daß mir Sirene kein Wort von ihrer Absicht, den Armenball zu besuchen, gesagt hatte, lag anfangs wie ein Schatten auf mir; aber er verzog sich rasch in ihrer Nähe: nie hatte ich sie schöner gesehen und niemals war mir das Leben, das aus ihrem ganzen Wesen sprach, berückender erschienen. Von den feinen zarten Schultern, an die sich ein schmaler Strauß halbgeöffneter gelber Rosen schmiegte, ging ein wonniges Leuchten aus, und beim Schreiten reckte sie hie und da, wie auflauschend, ein klein wenig den Kopf, in dessen herrlicher Haarflut eine einzige Rose lag. Wenn ihre strahlenden Augen, in deren Tiefen es wie von leichten goldenen Funken wimmelte, bisweilen wie fragend auf mir weilten, schien es mir, als wäre eine himmlische Stunde, wie ich sie schöner nie erträumt habe, herabgesunken und alle Wärme, die von Sirenens Wesen ausging, gelte mir und warte nur auf ein einziges, glückliches, herrliches Wort, das mich in den Himmel heben sollte.

Ich sah sie mit ihrer Mutter in den Wagen steigen und ging dann, wie in einem bangen Rausche befangen,

in den nächtlichen Englischen Garten hinein, in dessen Tiefen schon der eigentümlich herbe Duft vorfrühlingshafter Tage lag. Und immer wieder zogen die Bilder der letzten Stunden in halb mechanischem Zuge vor meinen Augen vorüber, ohne daß ich des berauschend süßen Spiels müde werden konnte. Im Gegenteil, das Gefühl, das mein ganzes Sein aufwühlte, wurde mächtiger beim Gehen durch das Dunkel; kaum Vergessenes erlebte ich wie eine schöne Neuheit; Blicke und Gesten, die Bewegungen ihres Halses, der Schultern, der Hände, alles stand mit wundervollster Deutlichkeit vor meiner Seele und schwebte doch traumhaft ferne in einem seltsamen Dämmerlicht vor mir her. Und nun wurde meine verhüllte Sehnsucht plötzlich zitterndes Verlangen; denn einmal werden auch die reinsten Gedanken ihrer Schleier müde – und ich fühlte einen Vorschauer jenes Glücks, das eines Tages kommen und mich zum Manne machen mußte.

Tiefer und tiefer geriet ich, zuletzt mehr laufend als gehend, in den Englischen Garten hinein, ohne einem Menschen zu begegnen. Als ich endlich, es war schon spät in der Nacht, an den Heimweg dachte, war einer jener jähen Witterungswechsel eingetreten, an die man sich hier in München gewöhnen muß: die ersten Stöße eines wütenden Südweststurmes fuhren pfeifend über die Stadt hin und peitschten eisige Regenschauer durch die verödeten Gassen Schwabings. Ich hatte seit zehn Stunden nichts gegessen und mußte suchen, in die innere Stadt zu gelangen, um im Lamplgarten oder einer anderen Künstlerkneipe noch etwas zu erwischen. Als ich mich ohne Regenschirm durch die Ludwigsstraße durchkämpfte, sah ich gerade, wie der Einmündung der Theresienstraße gegenüber eine Frauengestalt ohne Schirm und Hut, im aufgerafften Ballkleid und mit einem wehenden Spitzentuche auf dem Kopfe auf dem östlichen Gehweg dahinschoß. Einen Augenblick fuhr mir der erschreckte

Gedanke durch den Kopf, es könnte Sirene gewesen sein; aber dann erschien mir dieser Gedanke ungeheuer lächerlich: vor meinem Auge tauchte das Riesenrund des Hoftheaters auf, in dessen strahlend hellen Räumen jetzt bei den Klängen triumphierender Musik eine festliche Gesellschaft auf und ab wogte; und ich begann im Weitergehen in der kindischen Bitterkeit zu schwelgen, daß ich, der ich Sirene liebte, ausgeschlossen war von diesem Glanz des Festes, in dem sie selbst einherging, und zwar durch eigene Schuld; denn ich hätte mir ja denken können, daß sie den Ball besuchen werde.

Im Lamplgarten traf ich keine bekannte Seele, und ich mußte meine gebratene Haxe ohne Gesellschaft hinabwürgen, was mir übrigens im Grunde gar nicht unangenehm war. Ich blieb sehr lange sitzen, ohne eine Ahnung dessen, was mich in meiner Wohnung erwartete: da fand ich ein Telegramm aus Würzburg vor, daß mein Vater an einer Lungenentzündung schwer darnieder liege und dringend meine Gegenwart verlange. Diesem Rufe mußte ich folgen, und am nächsten Tag um drei Uhr nachmittags schon saß ich bereits an seinem Krankenbett. Ich blieb drei Tage in meiner Vaterstadt, bis sich mein Vater, mit dem ich mich bei dieser Gelegenheit wieder versöhnte, außer Gefahr befand. Ich lernte meinen alten Herrn da eigentlich erst richtig kennen, und um Ihnen eine Ahnung von seinem Wesen zu geben, will ich Ihnen nur sagen, was er unter seiner Bibliothek verstand: er pflegte sein flüssiges Vermögen in vierprozentigen bayerischen Staatspapieren anzulegen und die Rententitel in Schachteln aus gepreßtem Rindsleder zu verwahren, die von hinten wie ein feingebundenes Konversationslexikon aussahen und auch wie Bücher, schön reihenweise geordnet, in einem mächtigen, alten Barockschrank standen, den ein Geheimschlüssel öffnete. In dieser Hausbibliothek, deren Geheimnis kein Mensch kannte, pflegte er an Sonntagen, wenn die andern in

den Dom gingen, mit der größten Andacht zu blättern, und an dem Tag, wo sich diese Nutzbibliothek um einen neuen Band vermehrte, ging er immer die Lorelei pfeifend im Haus herum, oder er zupfte die Lehrjungen im Laden am Ohrläppchen.

Nach Verlauf von drei Tagen litt es mich aber nicht mehr in Würzburg: ich empfand eine seltsame Unrast, wenn ich an Sirene dachte, und da ich wegen der Versöhnung mit meinem Vater mich in gehobener Stimmung befand, nahm ich mir vor, ihr in Zukunft in ganz anderer Weise mein Gefühl zu zeigen. Da ich wußte, daß sie an alten Kleidern Vergnügen hatte, beschloß ich, ihr eine alte Stutzhaube meiner Großmutter zu bringen, und der Gedanke, wie sie wohl dieses Geschenk aufnehmen würde, blieb mein Begleiter auf der ganzen Rückfahrt durch das tief verschneite Land. Ich gedachte, die Haube, deren Boden eine Fülle der feinsten Muster aus Goldfäden zeigte, mit der Bitte zu überreichen, mit mir doch den Bauernball zu besuchen, den die Künstler Jahr um Jahr in der Schwabinger Brauerei veranstalteten, und dieses Fest bot einen weiteren Anlaß, Sirenes Gestalt durch verwegenere Glücksträume zu führen. So kam ich nachmittags in München an.

Der erste Bekannte, dem ich in der Ludwigsstraße begegnete, war der bucklige Doktor Teichlein. Er kam rasch auf mich zu und sagte: »Das ist entsetzlich, nicht wahr?«

»Was ist entsetzlich?« fragte ich. Ich gestehe, daß ich keinen Augenblick daran dachte, dieses Entsetzliche in Verbindung mit Sirene zu bringen.

»Sie wissen nichts? Nun, kommen Sie nur, wir haben denselben Weg.«

Ich fragte wieder: »Ja, um Himmelswillen, was ist denn los?«

»Fräulein van Kerkhoeve ist heute früh gestorben. Sie hat Furchtbares durchgemacht, und der Tod ist da wirklich, wie man so sagt, als Erlöser gekommen.«

Ich stand und starrte nur immer den kleinen Doktor an, der, anstatt mir eine Erklärung zu geben, anfing auf den Grafen Bocksberg, als auf den gemeinsten Hund auf Gottes Erdboden, zu schimpfen. Ich war wie gelähmt und ließ das Entsetzliche, ohne für den Augenblick weiter zu fragen, in Trümmern an mich herankommen, wobei mir zumute war, als ob ich Blei in meinen Knochen trüge.

Wir betraten zusammen das Kerkhoevesche Haus, und da sah ich denn im Salon, von Kränzen und Blumen überdeckt, Sirene in einem braunen Eichensarge liegen. Nie werde ich den Ausdruck der furchtbaren Schönheit des Gesichtes und die engelhafte Ruhe des Mundes der Armen vergessen, die ein tückisches Schicksal dem Leben so plötzlich entrückt hatte. Ich konnte nicht weinen, ich stand mit trockenen Augen vor der Toten, und dabei hatte ich das bohrende Gefühl, ich müsse nur auf mich selber acht geben, weil mich der kleine Doktor Teichlein mit seinen hämischen Augen unausgesetzt von der Seite her beobachtete. Der säuerliche Duft der Blumen und Kränze grub sich damals so tief in meine Erinnerungen, daß ich zuweilen noch heute, wenn ich einen Blumenladen betrete, das Bild der Aufgebahrten jählings vor mir auftauchen sehe. Ich konnte es nicht lange aushalten vor dem jammervollen Bilde, und der Gedanke, daß Sirenens Mutter dazu kommen könne, war mir vollends unleidlich. Ich ging plötzlich hinaus, um diesen Zwanges ledig zu sein. Meinen Begleiter, den buckligen Doktor Teichlein wurde ich indessen nicht los; er folgte mir und erzählte mir auf dem Weg zur Stadt, was mit dem jähen Tode Sirenens zusammenhing.

Der Graf Bocksberg sei auf dem Armenball nicht von Sirenens Seite gewichen; da sei dem Paar die Freifrau von Meckern, zu welcher der Graf seit drei Jahren in zärtlichen Beziehungen stand, in hysterischer Erregung entgegengetreten und habe, inmitten eines grinsenden Zu=

schauerkreises, einen lauten höhnischen Wortwechsel begonnen und der in tödlichem Entsetzen dabeistehenden Sirene zuletzt das Wort »Sie Mensch!« entgegengeschrien. Ein Freund des Grafen habe die Baronin weggeführt; Sirene sei dann noch lange eifrig sprechend mit dem Grafen, der sehr finster ausgesehen habe, im Vorraum des Theaters beisammengestanden und hierauf ohne ihre Mutter in Sturm und Wetter nach Hause geflohen, wo sie – ob gleich oder später, sei ungewiß – Gift genommen habe. Mehr wisse kein Mensch.

Ich konnte kein Wort hervorbringen und hörte stumpfsinnig zu, wie sich mein Begleiter in Mutmaßungen über die Ursache dieses tragischen Endes erging. Als er aber anfing, sich über Sirenens Wesen auszulassen, und die Stimme der Verklärung aus diesem Munde, dem ich das Recht dazu absprach, laut wurde, nahm ich rasch Abschied, um mit meinem Gefühl allein zu sein.

Über den Tod soll man, meiner Meinung nach, nicht viele Worte machen: ob man ihn als das natürliche oder unnatürliche Ende eines Daseins nimmt, so bleibt das, was er verhüllt oder offenbart, immer das dunkelste aller Rätsel, und das Tiefste, was wir vor dem Unwiederbringlichen empfinden mögen, verbleicht und vergeht als ein Unaussprechliches. Es liegt aber in der menschlichen Natur, daß wir alle Ereignisse, die uns befallen, als Glieder jener dunklen Kette empfinden, an der wir selber, geführt und führend, einhergehen müssen: denn der Mensch ist ein unseliges Tier, das nach Ursachen und Gründen sucht und erst zufrieden ist, wenn er in dem Schicksalsgewebe um ihn her die ordnende Hand einer Vernunft zu spüren glaubt. So grübelte ich dann auch später, als Sirene nur noch zu den blassen Schatten meines Lebens gehörte, an diesem Schicksal herum, um eine Notwendigkeit oder Folge in seinem Verlaufe zu entdecken: War vielleicht gar mein unbedachtes Wort über die brandroten Begleiterinnen des Grafen wie ein zündender Funke

in Sirenens Seele gefallen? Hatte die Liebende gehofft, ihn, als seine Frau, einem wüsten Leben zu entziehen? Hatte er, nach der widerlichen Szene im Hoftheater, seinen wirklichen Charakter verraten und die Entsetzte, vor der sich ein Abgrund auftat, zu ihrer Tat getrieben? Quien sabe? Wer weiß es? Ich besaß keinen Menschen, mit dem ich über diesen Vorfall hätte sprechen können; denn Loibenegger saß in Rom, und aus den kurzen Briefen, die er an mich schrieb, sprach nur die ungetrübteste Freude am laufenden Tag und am lieben Ich, oder besser, jener Künstleregoismus, für den es außer dem eigenen Selbst und dem Werke nichts gibt, das der Teilnahme einer Menschenseele wert wäre. Im übrigen mußte ich mir sagen, daß von dem, was in mir vorging, der Gute ohnehin nichts verstanden hätte. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll: aber manchmal war es mir, als ob ich der Toten, deren Bild mir nicht von der Seele wich, etwas abzubitten hätte. Uns allen blüht der Tag, an dem wir dem Medusenantlitz dieses Daseins Aug' in Auge gegenüberstehen; allein nur die wenigsten erstarren bei dem Anblick des grauenvollen Hauptes; es ist und bleibt ihnen ein einfaches Gesicht, oder eine traurige Tatsache; ja, ich habe als gereifter Mann sogar Naturen, und besonders unter den Frauen, kennen gelernt, die es fertigbrachten, eine Schlange aus dem züngelnden Gelock als Schmuck um den Hals zu tragen.

Zwei Monate darauf, im Frühjahr 1873, ging ich nach Paris mit dem festen Entschluß, nun selbst mein Künstlerschicksal mit festen Händen anzupacken. In München, auf dessen Gassen damals schon die Erinnerungen wie Gespenster am hellen Mittag neben mir einherschlichen, konnte und mochte ich nicht als halber Bummler weiter leben. Sirene aber blieb mit meinem weiteren Leben, einem reinen Künstlerdasein, auch als Schatten verknüpft. Es gibt von einem modernen Dichter einen Vers, dessen Wahrheit ich an mir selbst erfahren habe: »Die Schönheit

hab' ich zu früh gesehen!« Nun, auch ich konnte das von mir behaupten, und manchmal frage ich mich, ob ich mich deswegen glücklich preisen oder beklagen soll. Ich dachte oft wochenlang nicht an Sirene, und doch lebte sie in seltsamer Verklärung in meiner Seele fort und ließ mich da, wo das heißeste Leben lachte und lockte und minder verwöhnte Augen Göttertische winken und blinken sahen, ohne Gefährdung und Reue vorübergehen. Einige Frauen, um die es sich lohnte, Mann zu sein, haben mir dies gedankt, obgleich mich mitten im Brausen des Lebens oft genug der Zweifel überschlich, ob ein Haus voller Kinder und eine liebe, stille Gefährtin nicht doch das bessere Teil für mich gewesen wären. Doch, wie dem auch sei, ich bin Junggeselle geblieben und in guten Stunden immer noch der Meinung, daß, wer auch nur ein einziges Mal die Schönheit erblickt habe, sich nur an die Tische setzen dürfe, wo wirkliche Götter und ihre Lieblinge schmausen. Und noch heute überkommt mich bei dem Gedanken an das herrliche, elementare Wesen, das so früh aus der ewigen Unrast des Lebens scheiden mußte, eine wundersame Rührung und zärtliche Traurigkeit, die mich – wie soll ich sagen? – besser machen.

Über meine eigentlichen Lehr- und Werdejahre ist, was meine äußeren Schicksale anbelangt, weiter nicht viel zu sagen: ich arbeitete tüchtig und kam vorwärts. Sie selber kennen ja auch jenen Zustand des Wachstums, in dem man einem halben Gefangenen gleicht, der, in seinen Traum geschlossen, nur die fliehenden Schatten des Lebens an der Mauer seines Paradieses vorbeiwandeln sieht und sich dabei noch für den einzigen Lebenden hält, weil jeder Tag ihn unmerklich reicher macht und der wirklichen oder eingebildeten Meisterschaft nahe bringt. Was ich als Künstler erreicht habe und was mir versagt blieb, wissen Sie selber, lieber Freund, so gut wie ich. Zu den ganz Großen darf ich mich nicht rechnen, und dies rührt vielleicht daher, daß ich allzu lange an den festlichen

Tafeln der andern, wenn auch nur als dankbarster Gast, gesessen bin. Wer eine Schwäche darin sieht, kennt mich nicht und tut mir vielleicht unrecht; denn eigentlich hielt ich mich nur aus angeborener Bescheidenheit so lange im lähmenden Lorbeerschatten der Titanen (von denen viele, unter uns gesagt, doch mehr oder minder auch saure Philister und Klötze waren) und ließ das Große wie einen himmlischen Sturm oder eine stille Folge beglückender Gesichte an meinen Augen vorüberziehen.

Erst im Jahre 1879 kehrte ich, nachdem ich mehrmals Spanien und England besucht und einige Winter mit Loibenegger und dem alten prächtigen Ludwig von Hagn in Rom verlebt hatte, nach München zurück, das sich gerade etwas tolpatschig anschickte, eine halbe Großstadt zu werden. Ich kam in eine fremde Stadt. Die Mutter Sirenens war ihrer Tochter bald nachgestorben und auch ihre Freunde, der Doktor Teichlein und der alte Onkel Lippel, lebten nicht mehr. Der Kreis derer um Leibl hatte seine Großtaten zur Hälfte vollbracht und kämpfte immer noch seinen unsterblichen Kampf mit dem Stumpfsinn des süßen und des sauern Pöbels. Ich mietete mir in der Kaulbachstraße ein kleines Gartenhaus, in dem bald liebe Menschen ein und aus gingen. In Paris war ich Sammler geworden, und der lieben Gewohnheit, meine Schnüffelnase in alle Trödlerläden zu stecken, hing ich nun auch in der Heimat mit dem gleichen Ernste nach, den man selbst für solche Dinge haben muß, wenn man etwas erreichen will. Eines Tages blieb ich vor einem kleinen Laden in der Glückstraße stehen, und was meinen Sie, welches Bild ich da, verschmutzt und ohne Rahmen, schräg im Fenster stehen sah? Die Kopie der Watteauschen ‚Einschiffung nach Cythere‘, von der Hand meines Lehrers Froment! Ich erstand das Bild ohne zu handeln um hundert Mark und ließ es sofort von Hauser reinigen und nach einer Zeichnung von mir rahmen. Als ich ein paar Tage darauf wieder bei dem Trödler

vorsprach, um – vergeblich! – zu fragen, aus wessen Besitz er es erworben hatte, kam mir, unter einem greulichen Wust wertloser alter Schmöker ein kleiner Band aus den Schriften Voltaires unter die Hand: es war ein holländischer Nachdruck der »Philosophischen Erzählungen« mit ziemlich zopfigen Kupfern aus der größten Ruhmeszeit des alten Fauns, aus dem Jahre 1765, tadellos in hellgelbes Leder gebunden. Da liegt der Band: die etwas angefressene Decke trägt, wie Sie sehen, in gut erhaltener goldener Prägung das Wappen der Grafen von Bocksberg-Schweigern: auf der Innenseite steht der Name des einstigen Besitzers in französischer Sprache, »Le Comte Maurice de Bocksberg-Schweiguern«, und darunter hatte Sirene in ihrer steilen englischen Schrift den ihrigen, Irene Maria van Kerkhoeve, hingeschrieben.

Der Ahnherr meines Grafen mochte zu jenen ambraduftigen Kosmopoliten des Geistes gehört haben, die einst in den Werken des unerschöpflichen Spötters die Freiheit des Geistes oder den Übermut großer Herren genossen und, als Lachende, an den letzten herbstlichen Festen des alten lustigen Frankreichs teilnahmen. Ich erstand das abgegriffene Buch um eine Reichsmark und stellte es in meine Büchersammlung. Der Enkel des alten Voltairianers aber, an dem Sirene zugrunde gegangen war, gehörte, wie ich bald darauf aus den Zeitungen ersah, zu gewissen Lichtern der bayrischen Kammer und des Reichstags, die auf einem Bastard aus der Rosinante Don Quijotes und dem Esel Sancho Pansas unserer fragwürdigen Zukunft entgegenreiten. Ich empfand, offen gestanden, eine gewisse Befriedigung, als ich erfuhr, was aus dem ehemaligen Lebemann geworden war; denn es ist unter allen Umständen löblich, wenn Menschem ihren Wesen treu bleiben. Die Franzosen sagen: »Quand le diable devient vieux, il se fait érémite.« Wir Deutsche sind aber, wie Sie wissen, ungalanter oder gröber als unsere Nachbarn und zitieren in solchen Fällen

das entsprechende Sprichwort von den jungen Hürchen und alten Betschwestern, unter denen sich ja auch, wenn die Welt recht hat, zuweilen solche männlichen Geschlechts befinden sollen. In der Münchner Gesellschaft, wo ich mich allerdings als anspruchsvoller Mensch nur selten sehen lasse, bin ich dem Herrn Grafen noch nie begegnet, und da ich, so dankbar es zuweilen wäre, keine Kopfstudien im Landtag zu machen pflege, habe ich ihn bis jetzt nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Widmung aus Wunnihun

Digitized by Google

I

Es war, wenn ich nicht irre, ein Engländer, der die Behauptung aufstellte, Vorreden seien dazu da, um übersprungen zu werden, und, als richtiger Angelsachse, auch gleich daranging, seinen Lesern ein Bein zu stellen, indem er sein Vorwort als zweites Kapitel in sein Werk schmuggelte und dadurch auch die Faulsten zwang, über diesen klassischen Scherz zu stolpern. Was nun mich betrifft, so teile ich in keiner Weise die Abneigungen des lieben Leservolkes gegen Vorreden; im Gegenteil, ich habe sie stets als saftige Oasen oder Weiden betrachtet, auf denen die Phantasie zu den ergötzlichsten Wahrnehmungen und Entdeckungen gelangen mag: denn nirgends machen die verschiedenen Schreiberseelen, die etwas zu sagen oder zu – verschweigen haben, schönere Männchen als in gewissen Vorworten, und die schmachtende Phantasie Titania, das ewige Weibchen, kann da selbst auf dürrer Heide in die Lage kommen, ein ausgewachsenes Eselsohr zu erwischen, das zärtlich unter jungen Rosengewinden hervorlugt und doch einem echten und rechten Zettel gehört. Was aber die Widmungen aus der Feder oder dem Munde schöner oder unschöner Seelen anbelangt, so führen sie ja fast immer an die Schwelle einer Türe oder vor das Antlitz eines Menschen; allein die Frage, ob der Dichter, dem die schönste aller Zueignungen, »Den wenigen Glücklichen«, aus dem Herzen floß, zu den Siegern oder den Unterlegenen des Lebens gehörte, hat mir noch niemand beantwortet. Oder sollte der Hohn des Spötters, daß Widmungen, Bettelbriefe und Suppliken in einen Topf gehören, recht haben, besonders wenn er auf die böse alte Zeit hinschielt, in der es noch Herren gab, die kein Zweifel an ihrer Gottähnlichkeit plagte?

Aus einer Widmung schließe ich auf eine Welt: der philosophische Traktat, in dem, um ein Beispiel zu nennen,

ein ausgehungerter Kandidat der Gottesgelahrtheit Serenissimo alleruntertänigst seine Ansichten über das Wesen des biblischen Gottes und die Heiligkeit der Fürstenhüte zu Füßen legte, erhält indessen seine tiefere Bedeutung erst durch die zu Häupten des olympischen Affen schwebende Puderwolke, aus der die schönsten molligen »Nymphen«, mit einem Schönheitspflästerchen auf den geschminkten Bäckchen, herunterschwebten, um mit einer rosigen Zehe Nasenstüber auszuteilen und die Gewalt der Urmächte Hunger und Liebe auf ihre Art zu erweisen: »Küsse mich, Gott, und lerne, daß Frauenlachen das teuerste Ding in der Welt ist,« so huschte das Perlgelächter aus einem Kirschenmund über die steifleinene oder barocke Widmung des Hofmeisters oder Hofpoeten hinweg, dessen Zöpflein aus Erfahrung wußte, was eine Hungergavotte in Sternennähe ist. »Küsse mich, Sklav, und merke dir's, daß in eine winzige Frauenhand alle Schätze der Erde gehen,« so drohten dem Allerdurchlauchtigsten die Augen des hungrigen Lustweibchens, dessen hochgeschwungene Brauen den Olympier von Gottes Gnaden vielleicht an den Bogen der Diana, der jungfräulichen Jägerin, erinnerten. Doch mein Nachbar, der Stadtrat und Realitätenbesitzer Mäkelmann, der auf der Realschule etwas Französisch gelernt hat, brummt, als guter Bürger, beim Lesen solcher Dinge: »Nous avons changé tout cela!« Worauf der weißglühende Dichter Bosnickel (oder wie er sonst heißen mag) in seiner Dachstube höhnt: »Ihr habt nichts gelernt und nichts vergessen, und, vor allem – ihr wißt nicht, daß der Geist wehet, wohin er will.«

Doch wer vermöchte auf diesem Sterne die Tiefe der Dichtersprüche und Weltgerüche zu ermessen! Der Hunger an einem galanten Hofe unterscheidet sich von dem Hunger in einer Dachstube vielleicht nur durch die Würze, welche die schöpferische Phantasie dazu tut, wenn ein ausgehungerter Skribifax mit der angeborenen Würde der

modernen Gleichheitsaffen auf den Markt tritt, um in dieser Welt der Händler seine Geisteswaare anzupreisen und an den Mann oder, was näher liegt und leichter erscheint, an ein Weib oder ein Weibchen zu bringen. Wie lustig sind nicht die langen und kurzen Widmungen des großen Balzac zu lesen! Da will ein wahrhaft prophetischer Seher, der eine entgötterte Welt gieriger Bürger im Kopfe trug und große Herren, Geldmenschen, Bürger, Weiber und Galeerensträflinge zwang, sie, nachahmend, fertig zu dichten, den Anschein erwecken, er sei mit allem, was zu seiner Zeit durch Geist, Genie oder Anmut ein Recht auf Ruhm, Glanz und Ehre hatte, als ebenbürtiger Genosse an den festlichsten Tischen des Daseins gesessen. Und das Schönste ist, daß zwischen den Männern und Frauen, deren glänzender Name die Widmungsseite des Romans ziert, und den Gestalten, deren Schicksal das Werk entrollt, gar kein wesentlicher Unterschied besteht: sie kommen aus der gleichen Welt, wo das goldene Kalb als Götze herrscht, und die Frauengestalten des Dichters im Gemach und auf den Gassen beweisen höchstens die Behauptung, daß auch Geistestöchter ihrem Vater gleichen und nur allzuoft eine erfüllte oder mißlungene Sehnsucht ihres Erzeugers verkörpern.

Aus Vorreden und Widmungen aber führt oft genug ein versteckter Rosenpfad in eine Denkerstube oder eine Werkstatt, und da darf man fragen, ob das mufflige Volk der Leser am Ende nicht doch recht habe, wenn es sich nicht allzugerne dahinführen läßt: wo die Essen dampfen, die Schlote rauchen, die Räder sausen, die Hämmer fallen, die Feilen knirschen und der ätzende Schweiß von armen oder olympischen Stirnen herniederrinnt, da menschelt es immer, so oder so, und das Werk bedeutet seinem Urheber oft genug nur eine goldene Gelegenheit, der eigenen schwärenden Menschlichkeit zu entrinnen und, aus dem Trüben schaffend, mit Gestalten zu verkehren, die durch ihr stummes Dasein der irdischen Not und Ver=

knüpfung aller Dinge enthoben sind und doch unser eigenstes Wesen in seiner ganzen wundersamen Mischung, trüb und deutlich, spiegeln. Wem aber daran gelegen ist, tiefere Blicke in das Wesen alles Menschentums zu werfen, dem kann man nur raten, sich nicht nur während der spärlichen Feierstunden zu müden Meistern oder geschwätzigen Lehrlingen zu setzen und ihren Gesprächen zu lauschen, sondern auch am Werkeltag die Gesellschaft der Schaffenden und – Schuftenden zu suchen: denn hinter jedem Werk und jedem Bilde steht ein Leben, und nicht allzu selten klingt aus den Bekenntnissen der mächtigsten Meister die Klage, daß eine Welt des Jammers bestehen müsse, damit ein einziger Tropfen überirdischer Süßigkeit in einem göttlichen Gefäße oder einem schmutzigen Scherben zusammenrinne: so hoch schätzen die dunklen Mächte, in deren Bann wir handeln und wandeln, das Leben ihrer sterblichen Spielzeuge, vor deren Tüchtigkeit, wie der fromme Grieche Hesiod behauptete, die Götter den Schweiß gesetzt haben.

Doch wie man auch zu dieser Einsicht stehe, die Werkstatt ist und bleibt ein Ort, wo die Seele mehr über ihr eigenes Wesen lernen kann, als in den Hörsälen der hohen und höchsten Schulen: denn die Seele ist zum Bilden da, und die Hand, die in ihrem Dienst ein Werkzeug führt, verrät mehr von dem Gestaltungstriebe alles Seins als der Geist, der die Verkettung aller Schicksalsfäden und -ketten als Oberflächenordner beleuchten möchte und doch für alle Zeitlichkeit nur als armseliges Flackerlichtlein über einem ewigen Abgrund schwebt. Die gefangene Seele, die einst der Überseele dieser Welt entfloß, ist da, daß sie sich selber bildend in die Zeit wirke, und der Zauber, der von denen ausgeht, die einmal als ihr Werkzeug am Tische der Meister saßen, ist nichts weiter als der reinste Abglanz ihres Wesens. Über Zeit und Raum hinweg übt dieser Seelenzauber seine sieghaft wirkende Gewalt: ich brauche nur an meinen Freund Wunnibald

Scherzlgeiger zu denken, und sofort durchströmt meine Erinnerung sonniges Behagen; ich brauche mir nur sein feines Lächeln in meine Erinnerung zu rufen, und sofort weiß ich wieder, was sokratische Ironie bedeutet. Noch hör' ich seine Stimme, mit der er mich scherzend zurechtwies, als ich im Zweifel war, unter welchem Titel ich die Geschichten dieses Buches in die Welt gehen lassen sollte: »Aber, mein Verehrtester, ich begreife Ihr Zaudern nicht: just diese Geschichten kommen doch, wie fast alle Mären dieser Erde, in Frauenschuhen einher, und so ziemt es sich recht wohl, daß Sie dem Strauß, den Sie da binden, den Sammelnamen „Frauenschuh" geben. Auf deutscher Erde schreitet man nicht auf dem Kothurn oder auf leicht gebundenen Sandalen einher, und nur Bettelprinzessinnen oder Armeleutkinder laufen mit bloßen Füßen auf staubigen Wegen und schmutzigen Gassen. Im allgemeinen trägt man, schon des heillosen Klimas wegen, in unsern Landen gut genähte Schuhe, und so schadet es auch nichts, wenn irdische Geschichten ein bißchen Staub und Erde an den Sohlen mitbringen und sogar in den Himmel mitschleppen.«

Was nun den Namen Wunnibald Scherzlgeiger angeht, so glaube ich kaum, daß er ein Echo auf dem deutschen Markte der Geisteseitelkeiten weckt, wenn ihn ein Eingeweihter ausspricht: die Hand, die einen späten Lorbeerzweig für diese heitere Stirn bräche, müßte erst gefunden werden, und selbst die winzige Zahl spürnäsiger Feinschmecker, auf deren Mund ein brüderliches Lächeln aufblüht, wenn sie den Namen Wunnibald Scherzlgeiger hören, ist nicht groß. Dafür kennen ihn aber sämtliche Marktweiber von Wunnihun, und die Scherze, die auffliegen, wenn der Herr Hofrat mit dem prüfenden Blick einer Amtsperson unter den strotzenden Ständen und Buden Umschau hält, erinnern weder an Athen, noch an Rom, sondern sind, wie manche weniger leichte und vergängliche Dinge, samt und sonders im alten Wunnihun gewachsen.

Ich selbst muß gestehen, daß ich die Bekanntschaft mit diesem verehrten Mann und Meister nur meiner Eigenschaft als Mitglied einer Siedelungsgenossenschaft verdanke, die seit Jahren unter dem Namen »Kinderland« in Wunnihun besteht und die Umgebung dieser vielberufensten aller deutschen Städte in ein edenhaftes Gartenland mit kleinen Familienhäusern und kleinen Parkwinkeln umschaffen möchte. Als ich zum ersten Male einer Sitzung des Vereins beiwohnte, fiel mir unter den Vorstandsmitgliedern ein stämmiger Mann auf, den ein Beobachter als reinen Typus des Wunnihuners ansprechen konnte: in einem gut genährten, rundlichen Gesicht, das wie ein reifer Apfel glänzte, sträubte sich ein kurz gehaltenes dunkelgraues Schnurrbärtchen; das leicht angegraute Haar stand noch fest und dicht, wie eine Bürste, über einer offenen, nicht allzu hohen Stirn, und die glänzenden Äuglein guckten durch einen dünnen Spalt in die Welt. Lustig war es anzusehen, wie sich die Reden und Anträge der Vereinsmitglieder auf diesem behaglichen Gesicht spiegelten. Der Anzug des Herrn ließ keinen Zweifel darüber, daß er keinen besonderen Wert auf seinen äußeren Menschen legte: der Gehrock verriet durch Schnitt und Faltenfall, daß ihn kein erstklassiger Herrenschneider gefertigt hatte, und auch seine Stiefel bezeugten, daß er wenig Wert auf zierliches Schuhwerk legte. Obwohl er am Tisch des Vorstandes saß, sprach er während der ganzen Sitzung nicht ein einziges Wort, und nur zuweilen, wenn ein Redner den Mund gar zu voll nahm, wandelte sich das heimliche Lächeln in eine Grimasse um seine vollen Lippen, und seine Hände trommelten einen leisen Marsch auf dem grünen Tuch des Vorstandstisches. Ich konnte mich zuletzt nicht enthalten, einen Nachbarn nach dem Namen des schweigsamen Herrn zu fragen, und da erfuhr ich denn, daß der Hofrat Doktor Wunnibald Scherzlgeiger, der meine Aufmerksamkeit erregt hatte, zu der weitverzweigten Sippe der einheimischen Scherzlgeiger

gehöre und als erster Wunnihuner das verantwortungsvolle Amt eines Vorstandes des neugeschaffenen Lebensmittelamtes der Stadt bekleide. Er allein habe, wie ich weiter erfuhr, die Gründung der Genossenschaft »Kinderland« angeregt und auch, obwohl er selten in die Vereinssitzungen komme, ein Büchlein »Polypen« geschrieben, in dem er die Ziele des Vereins auseinandergesetzt und klipp und klar die Förderung der Landheime von Staats- und Gemeindewegen gefordert habe.

Mein Trachten ging nun dahin, in den Besitz dieser Scherzlgeigerschen Werbeschrift zu kommen, was sich indessen als gar nicht so leicht erwies; denn mein Buchhändler, der den Verfasser zufälligerweise persönlich kannte, belehrte mich, das Buch sei in ganz kleiner Auflage in besonders schöner Ausstattung erschienen und längst vergriffen; der Herr Hofrat, der als Witwer ganz zurückgezogen lebe, sei überhaupt ein etwas seltsamer Herr, der viele Freunde, aber auch viele Gegner habe und seinen Weg gehe, ohne nach rechts und links zu schielen, oder Männchen nach oben hin zu machen. Mir blieb also, da mich der Titel dieser Gelegenheitsschrift mächtig lockte, nichts anderes übrig, als mich an den Verfasser selbst zu wenden und ihn um Überlassung des Werkchens zu bitten. Und heute muß ich sagen, daß ich dem Büchlein »Polypen«, das mir der Verfasser sofort in liebenswürdigster Weise, aber ohne eine Geleitzeile, zur Verfügung stellte, die Bekanntschaft eines höchst eigenartigen Menschen verdanke: aus dieser Werbeschrift sprach kein vertrockneter Beamter, der seine Ansichten in verstaubtem Amtsstubendeutsch vertrat, sondern eine Art Dichter, der mir den ersten gründlichen Einblick in die Lebensmittelversorgung einer großen Stadt verschaffte. Manchmal kam es mir beim Lesen vor, als habe ein verwöhnter Augenmensch aus dem Geschlechte des Rubens oder des Jordaens zur Feder gegriffen, um seinem Gelüst an der strotzenden Herrlichkeit der fruchttragenden Erde genug

zu tun; denn die Sprache dieses Ergusses glühte und sprühte und funkelte in allen Prächten und Farben: da sah man, wie die neuen Riesenstädte mit ihren stählernen Polypenarmen den Erdball umfassen und in alle Meeresweiten langen, um alle Güter dieser Erde an sich zu raffen; da rollten auf Millionen Achsen die Frachten und Früchte dieser Welt dem dunklen Bauche der »Polypen« zu, und auf den Strömen des Weins, des Öls, der Milch, die Tag und Nacht in dem unersättlichen Leibe des Ungeheuers verschwanden, wiegte sich eine leichte Flotte verwegener Scherzlgeigerscher Gedanken, denen dieses ewig-einförmige Schauspiel mehr Sorgen als Freude machte; denn aus der Schilderung dieser Welt der allesverschlingenden Polypen und Spinnen, als welche alle Großstädte wirken, sprach eine tiefe Sehnsucht nach der schönen Stille umfriedeter Gärten, wo die Menschen in engster Verbindung mit dem Boden leben und Zeit und Muße haben, auf die leisen Stimmen zwischen der Erde und den Sternen zu lauschen; da träumte das Heimweh einer feinen Seele nach einer Stätte, wo sie, frei von dem Netze dieses unerbittlichen Mechanismus einer entgötterten Welt, sich neu entfalten und schweigend in das Geheimnis eingehen kann, das unser wartet.

Nun war mir diese Sehnsucht nach einem Stückchen Natur ja nichts Neues; aber was mich beim wiederholten Lesen der kleinen Schrift immer wieder entzückte, war die prachtvolle Sprachgewalt eines geborenen Meisters. Vor diesem voll einherbrausenden Strom der Rede sang und klang es immer wieder in mir: O du alte herrliche deutsche Sprache! Aus den fließenden Falten deines weiten Gewandes weht mich bei deinem königlichen Schreiten der Urduft des verlorenen Paradieses an. Du trippelst nicht, wie eine andere Sprache, auf hohen Stöckelschuhen einher; du kommst nicht aus kühlen, glatten Sälen, wo deine südlichen Schwestern wie Zofen kichern oder hohle Gefühle in hochtrabende Worte kleiden:

an deinen Füßen klebt die Spur der Scholle, und dies oder jenes Wort verrät, daß du in früheren Zeiten, da die Traumseele unseres Volkes noch in ihrer Dumpfheit gor oder in fremden Fesseln schmachtete, in bäuerlichen Spinnstuben weiltest, wo uralte Märchen klangen, oder in Kanzleien hocktest, wo der barmherzige Staub der Jahrhunderte auf verkrüppelten Jammerseelen ruhte und alte Wunder begrub. Auch auf deinem Gesicht stehen die Schicksale der Jahrtausende wie rauhe Runen eingegraben: die einstmals deine Herren waren, haben dich in dunkeln Zeiten zur Magd erniedrigt und deinem Gewand die Narrenflicken fremden Volkstums aufgeklebt; sie haben dir – die Tauben! – den Adel höchsten Wohllauts abgesprochen und, nachschwätzend, von Sirenenklängen gefabelt, wenn fremde Seelen und Seher ihre eigene Sprache, die Sprache der Fremde priesen. Und doch hat nichts das innerste Wesen deiner Urgöttlichkeit befleckt: noch immer kommst du als die tiefste und schmiegsamste Seelenkünderin einher; und noch immer, und für alle Zeiten, bedarf der heilige Geist der Welt deiner, wenn er einen neuen Versuch macht, das tiefste Geheimnis allen Werdens in heiligem Staunen und Stammeln zu künden. Andere deiner herrschenden Schwestern haben schimmernde Worte, um das mit Glanz zu sagen, was die Augen, als der goldene Spiegel alles Gewordenen, beim Blühen und Welken der Tage wahrnehmen; aber deine Worte, die schwanger und schwer sind vom Sinn alles Webens und Wesens, stammen aus den schwürigen Tiefen, wo die göttlich treibende Unrast der Überseele dieser Welt auf neue Ausbrüche sinnt und der urewig brauende Brunnen alles Seins seine heiligen Sternenwellen wirft.

Es gibt unter den Dichtern geradlinige Geister – ich möchte sie Südlinge nennen –, die an den klassischen Gestaden Nektar geschlürft haben und, ohne in hellem Wandel nach rechts oder links zu blicken, auf ihr Ziel lossteuern;

und es gibt solche von ausschweifend barocker Prägung, denen, als Nördlinge, der krumme Weg zum ewig unfertigen Paradies ihrer Träume ein höheres Erlebnis wird als der Eintritt in die lichte Wirklichkeit der Erfüllung. Und die »Polypen« ließen keinen Zweifel darüber, daß der Hofrat Wunnibald Scherzlgeiger zu den göttlichen Schlenderern und Schlemmern gehörte, in deren Gefolge man, wenn auch nur zu Zeiten, Wunderdinge erleben kann: ein Griff in das Geäst des Baumes der Welt, und der niederprasselnde Gewitterschauer reifer Früchte verrät, deutlicher als es ein blühender Fruchtbaum vermag, das Wesen und Werden alles Seins: denn zwischen einem Fruchtball und einem Stern besteht für den spielenden Geist kein Unterschied. Und manchmal verriet auch ein boshafter Seitenblick auf allerlei Menschlichkeiten des Wunnihuner Stadtgetriebes, daß der Verfasser nicht als blinder Hecht in diesem trüben Teiche schwamm, sondern die saubern Fische um ihn her mit feiner Nase und bewaffnetem Mund auseinander zu halten verstand.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem Verfasser der »Polypen« für den Genuß, den mir die Schrift bereitet hatte, mit ein paar Zeilen zu danken; aber mein Dank fand keine Erwiderung, und ein volles Jahr sollte hingehen, ehe ich den Vorstand des Lebensmittelamtes der guten Stadt Wunnihun wieder zu Gesicht bekam.

Als ich eines Tages über den Markt in Wunnihun ging, wo die herrlichsten Südtiroler Äpfel feilgeboten werden, sah ich den Hofrat inmitten eines Häufleins Kinder stehen: er teilte Äpfel aus einem Binsenkörblein aus, das er in der linken Hand trug, und jedesmal, wenn er einen Apfel in ein Kinderhändchen legte, bückte er sich nieder, um die Backe des Kleinen zu tätscheln. Der Apfelspender trug ein ziemlich verschlissenes Lodenhütchen, auf dem ein mächtiger Gemsbart nickte, und seine graue hochgehende Lodenjoppe ließ auch diesmal keinen Zweifel darüber,

daß er auf jede Eitelkeit oder Lust zu gefallen verzichtet hatte und offenbar die berühmte Wunnihuner Bequemlichkeit über alles liebte. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich mich dem Herrn Hofrat persönlich vorstellen und meinen Dank für den Genuß, den mir sein Büchlein bereitet hatte, noch einmal mündlich aussprechen sollte; dann ging ich, mit raschem Entschlusse, auf den Kinderfreund zu, nannte meinen Namen, stellte mich als Mitglied des Vereins »Kinderland« vor und bat um Entschuldigung, daß ich mir erlaubte, auf offener Straße einem Herzensbedürfnis nachzukommen. Wunnibald Scherzlgeiger sah mich mit mißtrauischen Augen an und sagte dann: »Gelt, Ihnen bin ich auch noch einen Brief schuldig?« Und als ich lächelnd das Vorhandensein dieser Briefschuld bestätigte, neigte er sich ganz vertraulich zu mir, als ob er mir ein Geheimnis anvertrauen wollte, und flüsterte: »Das dürfen Sie mir net übel nehmen: ich schreib' schon seit Jahren keinen Brief mehr, weil ich einen Graus vor der Tinte hab'. Ah Sie, das ist eine verdammte Flüssigkeit! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie herrlich es wär', wenn es keine Tinte in der Welt gäb'?«

Indessen wartete Wunnibald Scherzlgeiger gar nicht meine Antwort auf diese Schicksalsfrage ab, sondern fuhr fort: »Sie treffen mich grad bei der Ausübung meines Samstagsvergnügens. Das ist so eine Eigenheit von mir: ich sehe mir die jungen Wunnihuner Gesichter gern an, wenn etwas Glänzendes oder Nährhaftes vor ihren Augen schwebt und die Hände nur zulangen dürfen, um das leckere Ding in den Griff zu bekommen. In der Art, wie ein kleines Kinderseelchen sein Pfôterl ausstreckt, um was Gutes zu packen, gibt sich eine ganze Geschichte kund, und wenn ich die Geste sehe, weiß ich immer, ob zu Haus der Schmalhans Küchenmeister oder die Mutter eine Frau wie aus einem Kindermärchen ist.«

Als ich bemerkte, er müsse die Kinder sehr lieb haben, verzog der Hofrat das Gesicht zu einem so merkwürdigen

Grinsen, daß ich mich fragen mußte, was dieses Mienenspiel bedeuten solle. Wunnibald Scherzlgeiger schwenkte auch sofort von den Wunnihuner Gesichtern ab; er sah mich von der Seite an und fragte, ob ich ihn ein Stückchen Wegs begleiten wolle; dann erkundigte er sich, ob ich ein regelmäßiger Besucher der Sitzungen unseres Vereins »Kinderland« sei, und als ich bedauerte, nicht viel Zeit für diese Abende übrig zu haben, gähnte er laut und meinte, das Heil aller dieser Bestrebungen liege in der Zukunft: es müßten erst noch mehr Menschen durch die schmierige Hölle der Großstädte hindurch, ehe die Flucht auf das Land mit Macht einsetzen und die naturfremden Städter wieder mit der Liebe zu einem umfriedeten Gartenwinkel erfüllen werde. Dabei war er sich über die Möglichkeiten, diesen Zustand herbeizuführen, durchaus im klaren, und die Sachkenntnis, mit der er diese wünschenswerten Siedelungen im Bannkreis der Stadt erörterte, gaben der Begeisterung, die aus den »Polypen« sprach, in nichts nach. Die Bosheit aber, mit der er, im Vorbeigehen, die Gepflogenheiten des heiligen Bürokratius durchhechelte, als wir, im Dahinschlendern, auf das löbliche Beamtentum der Stadt Wunnihun zu sprechen kamen, standen nicht hinter der Begeisterung des Siedelungsgründers zurück, und ich sah förmlich die Gestalten, die er vor meinen Augen erstehen ließ, mit ihrem leichten oder schweren Berufsbuckel vorüberschwanken. Als wir uns trennten, lud er mich, zu meiner großen Freude, ein, ihn einmal in seinem Löwenturm zu besuchen, und ich nahm mit der Überzeugung, daß mich das Schicksal mit einer ungewöhnlichen Natur in Verbindung gebracht hatte, von dem merkwürdigen Manne Abschied.

Das Haus, in dem der Vorstand des Lebensmittelamtes der Stadt Wunnihun wohnte, glich nun, wie ich, vierzehn Tage später, mit einigem Befremden bemerkte, in keiner Weise einem stillen Gartenhause der Zukunftssiedelung »Kinderland«: es war und ist ein altes Patrizier-

haus aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit weiten, nicht allzuhohen Räumen, das sich just an der Stelle erhebt, wo die ehemalige hochgelegene innere Stadtmauer eine jähe Wendung nach Westen machte. Die ausnehmend schöne Rokokofassade ist, wie ich später des öfteren bemerken konnte, selbst guten Wunnihunern nicht bekannt: denn sie geht nicht auf eine Straße, sondern auf einen inneren Hof, der früher ein Garten war, und kann von der Straße, dem Rosental aus, nicht gesehen werden, da ein Geschäftshaus das dahinterliegende Anwesen verbirgt. Was aber diesem Altwunnihuner Patrizierhause sein besonderes Gepräge gibt, ist ein alter Mauerturm, der sogenannte Löwenturm, den der Architekt in seinen Bauplan einbezog, um eine Merkwürdigkeit des alten Stadtbildes zu retten: finster und trotzig schließt er die Vorderseite nach links zu ab, und nur ein paar Ornamente suchen die massige Strenge des mittelalterlichen Baus zu mildern.

Ich wurde, als ich an einem Sonntagvormittag bei dem Doktor Wunnibald Scherzlgeiger vorsprach, von einem alten, etwas verwachsenen Frauerl in einen Bibliotheksraum geleitet, wo, trotzdem wir erst den 10. Oktober schrieben, ein helles Feuer in einem hohen gotischen Kamin brannte. Ich bemerkte an der tiefen Nische des einzigen Fensters, das die Mitte der Wand einnahm, daß ich mich in dem sogenannten Löwenturm befand, und der hereintretende Bewohner dieses Raumes verfehlte nicht, mich sofort auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Der Blick von diesem ziemlich schmalen Fenster aus umfaßt ein reizendes altes Städtebild: man sieht von dieser Höhe aus über spitze Ziegeldächer und schön gegliederte Giebel alter Patrizierhäuser hinweg in ein Gewirr enger Gassen und verschwiegener Höfe, wo allerlei Handwerker basteln und der Trödelkram der Welt auf brüchigen Fliesen ausgebreitet liegt. Der Hofrat Scherzlgeiger ließ mir übrigens keine Zeit, meinen Ge-

danken vor diesem Bilde nachzuhängen; er stellte sich vor das Fenster und begann, mir die Aussicht zu erklären: in jenem Hause war vor hundert Jahren der größte Sänger der Zeit, der göttliche Kramer verschieden, von dem die Mitwelt zu erzählen wußte, daß er einst durch seinen Vortrag der Arie »Solitario bosco ombroso« eine schöne liebeskranke Fürstin in Sorrent geheilt habe; in einem andern waren, im achtzehnten Jahrhundert, die üppigen Chorherren des Stiftes Herrenried abgestiegen, wenn sie in ihren schönlackierten Herrenkutschen nach Wunnihun hereinkamen, um ihren Stadtgeschäften und Liebhabereien nachzugehen; in einem Dritten hatte der göttliche Meister Wolfgang Amade Mozart zur Zeit gewohnt, da er den »Idomeneo« schrieb, und in einem vierten ging das Wunnihuner Stadtgespenst, ein »Bazi« mit einem mächtigen Bierbauch und einem schlecht gebundenen Riesenzopfe, an dem zwei Narrenschellchen hingen, zur Salvatorzeit um und machte allerlei Spektakel.

Der Bewohner des Löwenzwingers sprach mit einer solchen Ortsbegeisterung, daß ich mir die Frage nicht versagen konnte, warum er nicht zur Feder greife, um diese Erinnerungen für gleichgestimmte Seelen festzuhalten. Der Hofrat sah mich ein Weilchen mit mißtrauischen Äuglein an und schüttelte lächelnd den Kopf; als ich aber die Bemerkung anfügte, ein Geiger dürfe doch sein Instrument nicht stumm an der Wand hängen lassen, brach er in ein schallendes Gelächter aus, das gar nicht enden wollte und mir zu denken gab. Dann legte er seine kleine rundliche Hand vertraulich auf meinen Arm und machte sich daran, seine täglichen Amtspflichten, seine Gänge, Schreibereien und Besprechungen mit Krethi und Plethi aufzuzählen, und aus der Art, wie er den gesegneten Hunger und den berühmten Durst der unersättlichen Wunnihuner schilderte, sprach ein Humorist, für den die städtische Volksseele kein Geheimnis hatte.

Aber die lustigen Ein- und Ausfälle, mit denen er seine Äußerungen spickte, machten mir doch den Eindruck einer seltsamen Zwiespältigkeit, und dieser wurde stärker, als ich, zu Hause angekommen, die »Polypen« noch einmal zur Hand nahm und nun aus den feingefügten Zeilen die Stimme und den Tonfall des Schreibers selbst herauszuhören glaubte.

Beim Abschied hatte mir der Herr Hofrat in liebenswürdiger Weise erklärt, daß er grundsätzlich nie einen Besuch mache oder erwidere, daß es ihn aber freuen würde, wenn es mich hier und da gelüstete, den Weg in seinen Löwenzwinger zu wagen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und so kam es, daß wir im Laufe eines Jahres ganz gute Bekannte wurden. Ich merkte indessen bald, daß der Hofrat Wunnibald Scherzlgeiger zu den Menschen gehörte, in deren Wesen ein bestimmtes Etwas jeder allzugroßen Nähe oder Vertraulichkeit wehrt: er scheute sich zwar nicht, die Wunderlichkeiten eines alten Junggesellen offen zu zeigen oder auch den polternden Beamten herauszukehren, der ans Befehlen gewohnt ist; aber er hielt sich bei alledem stets in gemessener Entfernung, und ich harrte mit einer leichten Ungeduld des Tages, der mir vergönnen würde, einmal einen tieferen Blick in die ungewöhnliche Natur dieses Mannes zu tun. Er war, wie er selbst bemerkte, ein großer Leser; aber er urteilte über alles, was der Tag hervorbrachte, mit einer ganz ungewöhnlichen Schärfe, die mich immer wieder in Erstaunen setzte: seine Bemerkung, dieses Zeitalter vermöge überhaupt nur Mist hervorzubringen, erhielt zwar eine besondere Bedeutung durch seine Erklärung, daß sich dies für unsere Erde, die Kloake des Weltalls, im Grunde auch so zieme; allein sie ließ doch, wenn auch nicht auf einen verwöhnten Geschmack, so doch auf ein ganz gründliches Übelwollen schließen. Ich weiß nun aus Erfahrung, daß das Leben oft genug die feinsten offensten Menschen in diesen Zustand der Abwehr drängt

und Bitterkeit und Ironie zu Waffen oder Masken macht, hinter denen sich ein wundes Gemüt verbirgt: denn wir haben alle ein zweites Gesicht, das nur die Augen der Liebe sehen dürfen, weil seine Runen unser Allzumenschlichstes verraten; allein die ganze Geistesart und Geisteshaltung des Mannes ließ doch auf ungewöhnliche Erlebnisse schließen.

2

Da erhielt ich eines schönen Herbsttages ein Briefchen aus Wunnihun, in dem mich der Hofrat Wunnibald Scherzlgeiger bat, an einem der nächsten Tage, gegen Abend, in der Angelegenheit eines Verwandten bei ihm vorzusprechen. Es war ein wunderbarer wolkenloser Herbstnachmittag, als ich mich auf den Weg nach der Stadt machte. Ich liebe diese lautlosen Oktobertage mit dem zauberhaften Lichte, das alle Fernen näher rückt und alle Nähen in den Schimmer unsäglicher Verklärung taucht. Ich liebe das unendliche Schweigen, das über allen Höhen und Tiefen liegt und nur zuweilen Leben wird, wenn ein heimlicher Schauer durch seine Reinheit läuft oder ein überreifer Apfel sich von seinem Zweige löst und in dumpfem Fall auf die bitter duftende Erde niederstürzt. An solchen Tagen ist es eine Wonne, über den Wunnihuner Markt zu gehen. Doch sind es nicht die letzten Blumen, die Tag- und Nachtveilchen, Herbstrosen und Chrysanthemen, an deren Farben mein Auge hängt, sondern es sind die schweren Mengen der herrlichsten Früchte, und besonders die gehäuften Berge goldener oder purpur und gelb geflammten Äpfel, an denen ich meine Augenweide habe. Freilich ist dieses Fest der Blicke, wie so manches Glück der Augen, nur kurz; denn die Phantasie ist unbeständig, wie die Laune der Götter, und wie sie liebt sie kein Verweilen: beim ersten Apfel ist sie, wenn's ihr gefällt, schon im biblischen Paradiese, und von da aus gelangt sie mit einem leichten

Katzensprung zu der böotischen Königstochter Atalanta mit den flinken Rennerfüßen, oder in die unsterblichen Gärten der Hesperiden am Ende der Alten Welt. Sie gleitet über alles weg; sie braucht nur einen Augenblick, um den Sinn des undankbaren Übermutes zu kosten, den die schöne Läuferin Atalanta mit ihrem Liebhaber teilte, als sie mit diesem beim Verspeisen der Äpfel saß, die der Verliebte, auf den Rat Aphrodites, der schaumgeborenen Göttin, zwischen die Beine der flinken Läuferin warf, um ihr das Ziel abzugewinnen. Sie erlaubt es ihrem Hausnarren, dem Verstand, sogar zu meinen, daß dieser Liebes- und Siegesübermut nicht göttlich, daß er nur menschlich war: denn wenn der Mensch, allein oder zu zweien, beim Verschmausen der Früchte sitzt, die er aus den ewigen Gärten der Hesperiden oder dem alten Eden gestohlen, vergißt er nur zu gerne, daß die Götter nichts, auch nicht ihre Äpfel, umsonst geben und niemals verfehlen, jedem seine besondere Zeche zu machen. O dieser Tiefsinn der alten Mären! O diese Fülle der Gesichte! O dieses unauslöschliche Gelächter der Höhe! Die rollende Welt ist voll der unausschöpfbarsten Äpfelgeschichten, und wer sich einmal daran machte, sie in ihrer ganzen Tiefe zu deuten, der käme vielleicht dem Glück und Jammer alles Seins wie spielend auf den dunklen Grund.

Doch an diesem Tage sollte ich keine Zeit finden, diese luftigen Wege bis zum abendlichen Ende zu gehen: vor mir liefen drei allerliebste Mädchen, denen die blonden Locken um die blühenden Kindergesichter hingen, in langen losen Kleidern her, und jedes der rosigen Dinger hielt einen prächtigen goldgelben Apfel in der Hand. Und sofort schoß es mir durch den Sinn: die Krabben gehen gewiß in die Parzenschule, wo man mit goldenen Scherchen Seelenkleider zurecht schneidet und dabei kichernd Dinge lernt, die auch dem klügsten Mann ein ewiges Geheimnis bleiben. Doch auch diesem lachenden



Gedanken entriß mich sofort der tosende Tag: als ich, hinter den drei künftigen Pärchen herschlendernd, in das Rosental einbog, bemerkte ich am Fuße eines Baugerüstes eine Ansammlung stummer erregter Menschen, und beim Nähertreten entnahm ich dem Geflüster und Gerede der Umstehenden, daß sich da soeben ein Unglück zugetragen hatte. Bei dem ewigen Kommen und Gehen der Neugierigen war es nicht schwer, in die vorderste Reihe der Gaffer zu kommen, und da sah ich denn den Körper einer älteren, in schwarze Seide gekleideten Frau zu Füßen einer Gerüststütze ausgestreckt liegen. Ein herabstürzender Mörteleimer hatte die Vorübergehende auf den Kopf getroffen, und das gräßlich entstellte Gesicht der Verunglückten ließ keine Hoffnung, daß es sich nur um eine leichte Verwundung handle. Kein Mensch unter den Umstehenden, die sich aufgeregt und flüsternd über den Unglücksfall unterhielten, kannte die Tote, deren Hut und Kleidung den Geschmack einer Dame zeigten. In der linken Hand hielt sie einen schwarzen Seidenschirm mit elfenbeinernem Griff, und die Finger der rechten umspannten ein schmales silbernes Täschchen, dessen Schloß aufgesprungen war und ein rundes, in Gold gefaßtes Spiegelchen sehen ließ.

Doch während die rasch sich mehrende Menge flüsternd fragte, warum kein Schutzmann zur Stelle sei, sah ich plötzlich, wie sich der Hofrat Wunnibald Scherzlgeiger durch die Gaffer Bahn brach und einen Blick auf die Verunglückte warf. Ich bemerkte, wie eine fahle Blässe sein Gesicht überzog, als er die Tote erblickte, und mir war es, als ob noch einmal Leben eines Blickes in das Auge der Verunglückten träte, als er aus dem Ring der Zuschauer heraustrat. Dann wandte sich der Hofrat an zwei Herren: »Ich kenne die Dame. Es ist eine Bekannte von mir, Frau Bankdirektor Siebold. Wollen Sie mir nicht helfen?« Und er bückte sich, um die Leiche aufzuheben, und trug sie sodann mit Hilfe eines jungen Mannes, dem dabei

der steife schwarze Hut vom Kopfe fiel, in einen gegenüberliegenden Schuhladen, wo die Ladnerinnen ein Sofa für die Tote zurechtrichteten. Ich folgte und fragte meinen Bekannten, ob ich etwas tun könne. Wunnibald Scherzlgeiger blieb eine Weile mit düsterem Gesicht stehen, als ob er über einen Entschluß nachsänne, und bat mich dann, die Familie Siebold, deren Nummer ich im amtlichen Teilnehmerverzeichnis fände, durch das Telephon darauf vorzubereiten, daß der Frau Direktor ein schwerer Unfall zugestoßen sei. Als ich meinen Auftrag in einem dumpfen Hinterstübchen erledigt hatte, hielt das Auto der Sanitätskolonne bereits vor der Ladentüre, und ich wurde Zeuge, wie die Leiche der Verunglückten in den Wagen gebracht wurde und Wunnibald Scherzlgeiger selbst die Tür des Gefährtes schloß. Als das traurige Fahrzeug, leicht entgleitend, um die nächste Ecke verschwunden war, wandte sich der Hofrat mir zu, und es war eine vertraute Stimme voll schmerzlichen Hohns, die mich fragte: »Hat das nun einen Sinn, daß ein Menschenleben auf diese Weise zugrunde geht?«

Was sollte ich entgegnen? Ich begnügte mich, halb scherzend, zu sagen: »Der Zufall ist die Notwendigkeit Gottes.«

Wunnibald Scherzlgeiger zuckte die Achseln und schnaubte: »Aber wir sind Menschen –«

Und ich ergänzte: »– die in allem und jedem eine heilige und gerechte Notwendigkeit walten sehen möchten: Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne, oder, wie die Wechselbegriffe alle lauten mögen –«

Der Hofrat schwieg mit düsterem Gesichte und ich fuhr fort, obwohl mich das Gefühl überschlich, daß die Gelegenheit zur Erörterung solcher Dinge eigentlich recht schlecht gewählt war: »Das Leben ist tückisch und verbirgt die Fäden, an denen die Schicksale laufen oder hängen, mit unheimlicher Sorgfalt. Einem Dichter, der seine Geschichten so schlecht motivieren würde, wie es das Schicksal

oder die Natur tagtäglich tun, würde man mit Recht Stümperei vorwerfen.«

Wunnibald Scherzlgeiger ließ mich reden und sagte endlich: »Haben Sie ein Stündchen Zeit für mich?«

Ich erklärte, daß es meine Absicht gewesen sei, auf seinen Brief hin bei ihm vorzusprechen, und so schritten wir, ohne weiter ein Wort zu wechseln, dem Löwenturmhaus zu.

Als wir den Hof betraten, in dem ein paar Korbflechter an der Arbeit saßen, kamen drei kleine Mädchen auf meinen Freund zugelaufen, der in seine Joppentasche griff und für jedes Kind einen Apfel herauszog. Ich kannte seine Kinderfreundschaft von früher her und freute mich der Zärtlichkeit, die in seinen Augen aufglänzte, als er sah, wie die Kleinen mit ihren weißen Zähnchen in das saftige Fleisch der Früchte bissen. Es fiel mir auf, daß Wunnibald Scherzlgeiger nicht auf das große Treppenhaus zuging, sondern in der Mauer des Turmes ein schmales Pförtchen aufschloß, durch das wir auf einer engen, finsteren und steilen Steintreppe auf den kleinen düstern Vorplatz, der sein Licht durch eine ehemalige Schießscharte empfing, vor seinem Arbeitszimmer anlangten. In dem Turmgemach bat er mich, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, und ich hatte Muße, wieder einmal die Turmaussicht auf diesen Winkel Alt-Wunnihuns und alle damit verknüpften Erinnerungen zu genießen. Es gehörte zu den Wunderlichkeiten des alten Herrn, daß er keinen Ofen in dem Zimmer duldete, sondern mächtige Buchenklötze, die ihm, wie er mir vor einem Jahr schon erklärt hatte, der städtische Holzhof lieferte, in einem hohen gotischen Kamin verfeuerte. Er klagte zwar, daß man trotzdem in dem muffigen Mauerloch erfriere, war aber nicht dazu zu bringen, einen Kachelofen in den Raum zu stellen, in dem doch ein gut Teil eines stillgewordenen Witwerlebens floß. Ich ließ mich vor der Feuerstätte nieder und sah zu, wie der Schimmer

der züngelnden Flammen an den Wänden auf- und niedertanzte. Dem Kamin gegenüber hing, als einziger Bildschmuck des Raumes, über dem geschlossenen Bücherschranke, auf dem mir eine Reihe ausgesuchter Blumenvasen in allen Größen und Formen auffiel, das Bildnis eines jungen Mädchens, das schon lange meine Neugier gereizt hatte. Einer gelegentlichen Frage, von wessen Hand das Porträt herrühre, war Wunnibald Scherzlgeiger ausgewichen, indem er es für einen Kitsch von der Hand eines längst verstorbenen guten Bekannten erklärte. Der Künstler hatte sich begnügt, nur den Kopf des Mädchens auszuführen, und die Malerei erinnerte durch ihre spitze Manier eher an einen Miniaturmaler der Biedermeierzeit, als an einen modernen Meister mit breitem saftigen Auftrag. Was mich jedoch immer wieder an dem halbfertigen Bilde anzog, waren die unergründlichen blauen Augen, aus denen das geheimnisvollste Leben sprach, und die stark gewölbte Stirn, die indessen nicht recht zu dem Ausdruck der Augen und des üppigen, stark aufgeworfenen Mundes passen wollte.

Wunnibald Scherzlgeiger rumorte ziemlich lange in dem Nebengemach herum, das er zu einer Versuchsstätte für Nahrungsmittelchemie eingerichtet hatte und seine Hexenküche nannte. Dafür trat nach einiger Zeit die alte bucklige Afra herein, die meinem Freunde, als »Perle für alles«, den Haushalt führte, und brachte einen Weinkühler mit zwei Römern auf einem silbernen Brett. Ich wußte, daß Wunnibald Scherzlgeiger im Banne strenger Gewohnheiten lebte: wer als erwünschter Besuch zu ihm kam, erhielt zuweilen einen ausgesuchten Tropfen, aber niemals eine Zigarre oder ein Stückchen Gebäck vorgesetzt, und die Ausdrücke, mit denen der Vorstand des Lebensmittelamtes der Wunnihuner die Barbaren bedachte, die es vermögen, sich den Duft eines erlesenen alten Rheinweins durch Schleckereien oder den Rauch

einer Zigarre zu trüben, ließen an herzerfrischender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Es wunderte mich, daß mich der Hofrat so lange allein sitzen ließ; als er endlich wieder eintrat, fiel mir auf, wie alt der Mann in der letzten Zeit geworden war. Er schien meine Gedanken zu erraten; denn er trat vor mich hin und sagte mit einer Stimme, die ich sehr gut kannte: »Gelt, Sie haben sich auch schon Ihre eigenen Gedanken über mich gemacht? Oh, das macht nichts! Gar nichts. Aber eigentlich hab' ich ganz vergessen, Ihnen zu sagen, warum ich Sie um Ihren Besuch gebeten habe: ein Namensvetter von mir, der Regierungsrat Sebastian Scherzlgeiger, ist unter die Schriftsteller gegangen und hat mich gebeten, bei Ihnen ein gutes Wörtl für ihn einzulegen: er will sich mit Ihnen ins Benehmen setzen und Sie um Ihr Urteil über eine Schrift bitten, die er als pensionierter Staatshämorrhoidarier aufgesetzt hat.«

Ich erklärte mich bereit, die Handschrift zu lesen und der Hofrat brummte weiter: »Es mag ein ordentlicher Beamtenstank in dem Geschreibsel des guten Wastl 'rauskommen! Na, mir kann's gleich sein. Ich hab' dem guten Wastl den Kopf gewaschen; aber er ist ebenso eigensinnig wie ich, und wenn wir Scherzlgeiger was wollen, bringt uns kein Herrgott davon ab. – Jaja, wir Scherzlgeiger sind eine merkwürdige Familie –«

Und als ich ihn lächelnd ansah, trat er an mich heran und sagte in einem Ton, der wie eine Herausforderung klang: »Sie wissen doch auch, daß ich in dem guten Wunnihun als Grobian und Sonderling verschrien bin? Ein Sonderling ist hier – und vielleicht auch anderswo! – jeder, der sich absondert und an seiner eigenen Gesellschaft mehr Gefallen findet als an der seiner lieben Mitbürger mit und ohne akademische Bildung. Das hat schon der alte Demokrit aus Abdera erfahren müssen, für den ich aus besonderen Gründen eine besondere Hochachtung

habe: als er sich von seinen Abderiten allmählich gänzlich zurückzog und nur noch, wenn er mit den schönen Abderitinnen scherzte, eine ungewöhnliche Heiterkeit zur Schau trug, hielten sie ihn für geisteskrank und ließen, was ihnen übrigens zur Ehre gereicht, sogar den Hippokrates kommen, damit er ihren Stadtphilosophen heile! Qu'en dites-vous, mon cher Monsieur? Und dabei erlebte der sogenannte Weltgeist in diesem Manne des Lachens seinen ersten philosophischen Triumph über die Natur: denn wer in den Atomen, also in einem Gedankengebilde oder einer geistigen Rechenmarke, die Bestandteile der Körper erlickt, ist und bleibt ein Geistesmensch, der Herrenrechte übt, indem er die Natur einer Vergewaltigung unterzieht. Seit der Zeit, da Demokrit das Lachen auf seine Weise heiligte, ist dieser Streit zwischen Natur und Geist nicht verstummt, und ich könnte auch ein Lied davon singen, sogut wie andere Kreaturen, denen die Lust ausgiebig mit Bitterkeit gemischt ward. So ist das Leben! Aber die Vermählung des Geistes mit der Natur werden wir eines Tages vielleicht doch in unserer Kolonie ‚Kinderland' feiern; ich bitte nur, wenn Sie es erleben sollten, in ganz neuen Seelenkleidern auf diesem Fest zu erscheinen und ein frommes gläubiges Herz mitzubringen, das überzeugt ist, daß das Bauchmännlein Horaz ein geleckter Banause war, als er das philosophische ‚οὐ θαυμάζειν' des Stoikers Zeno in das weltmännisch-salonfähige ‚nil mirari' übersetzte. Traduttore, traditore! Bah, ich bewundere alles; aber ich sag's nicht. Oh, mein Verehrtester, ich bitte nicht zu lachen: Wir werden herrliche Hochzeitsmusik haben, mit großem Orchester: Bienengesumm als Liebesgegeige, viola d'amour; Hummelgebrumm als Bässe, das heimliche Wesen und Klingen des Feldes, das ewig Gestaltlose und ewig Lockende als Sphärenklänge drüber, und vielleicht das alte Lied „Am Brunnen vor dem Tore" – Herz, was begehrst du mehr? Aber jetzt, mein' ich, dürfte ein

Vorschluck dieser intramundanen matrimonialen Herrlichkeit nicht übel munden.«

Nach dieser ganz und gar nicht gewöhnlichen Rede ging der Hofrat auf den Tisch in der Fensternische zu, wo die beiden Römer ihrer Füllung harrten, und goß den perlenden Wein langsam ein, wobei mir auffiel, daß seine auffallend kleine Hand zitterte. Ich merkte aber, daß da ein ausgesucht edler Tropfen in die geschliffenen Gläser rann; denn es floß sofort ein himmlisch starker Würzduft wie aus einem unbekannten Sonnenparadiese durch den Raum. Dann stießen wir an, und nun wandte sich Wunnibald Scherzlgeiger in dem gewohnten Ton der Ironie, der ihm, wie ich wußte, manche unliebsame Beurteilung und Verlästerung zuzog, an mich: »Nun, Herr Dichter, jetzt sagen Sie mir aber auch: Was macht die Kunst?«

Dies hieß nun ein Gebiet berühren, auf das ich mich auch beim besten Willen und besten Wein nicht gerne locken lasse, zumal aus den Urteilen, mit denen Wunnibald Scherzlgeiger alles zu bedenken pflegte, was der Tag hervorbringt, alles eher als Liebe sprach. Ich entschlüpfte also durch ein Seitenpförtchen, indem ich mit einer Anspielung auf die Schriftstellerei des Regierungsrates Scherzlgeiger, erklärte, daß eigentlich jeder Mensch sein Leben erzählen sollte, damit kein menschliches Geheimnis dieser Erde unbeleuchtet und ungeklärt bliebe. Wunnibald Scherzlgeiger aber ließ auf diese Bemerkung hin einen merkwürdigen Laut hören, der wie ein Pusten klang, und nahm, zum ersten Male, einen tüchtigen Schluck; aber er enthielt sich, zu meinem Erstaunen, jeder weiteren Bemerkung und sagte dann: »Haben Sie nicht auch hie und da das Gefühl, als seien Sie schon tausend Jahre alt?«

Ich konnte die Kenntnis dieser Stimmung durch ein Nicken und den schönen Vers bestätigen: »J'ai plus de souvenirs que si j'avais mille ans.«

Doch Wunnibald Scherzlgeiger fuhr fort: »Sie werden

mir's anmerken, daß es in mir umgeht. Sehen Sie, als ich vorhin die arme Frau Siebold tot auf der Gasse liegen sah, gab es mir einen Ruck, und ich mußte mir sagen: Das hättest du dir auch vor dreißig Jahren nicht träumen lassen, daß du ihren letzten Blick auffangen würdest; denn die Arme hat mich, vor dem Hinübergehen, angesehen, als ich, nichts ahnend, vor sie hintrat. Aber so ist das Leben: es führt die Menschen, die irgendwie zusammengehören, immer wieder zusammen, und wäre es auch nur, um ihnen zu zeigen, daß jeder Augenblick, als ewige Wirklichkeit, bis in fernste Fernen strahlt. Nun, die Arme hat es überstanden: sie hat in ihrem Leben auch nicht viel Gutes gehabt, und so ist ihr der Friede zu gönnen. Freilich, ich muß mich fragen, ob nicht manches anders gekommen wäre, wenn – ich eben nicht ich gewesen wäre.«

Ich machte große Augen: es war das erste Mal, daß Wunnibald Scherzlgeiger mir gegenüber eine Andeutung über sein vergangenes Leben fallen ließ, und er mochte mein Erstaunen bemerken; aber sein Ton klang nicht wehmütig, sondern herausfordernd, als er fortfuhr: »Ich nehme an, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen was aus meinem Leben erzähle. Ich hätte ohnehin schon lang gern aus Ihrem Munde gehört, was Sie über den jungen Wunnibald Scherzlgeiger denken, dem auch einmal, wie man zu sagen pflegt, der Himmel voller Baßgeigen hing; aber eh' ich Ihnen meine Erinnerungen auskrame, wollen wir doch die zweite Flasche dieses Gewächses anbrechen, das, wie Sie bemerkt haben werden, aus unserm Wunnihuner Ratskeller stammt.«

Wunnibald Scherzlgeiger goß ein, kostete den ersten Schluck und brach in ein leichtes Lachen aus: »Da haben wir wieder einmal die Bescherung: die Flasche trägt, wie Sie sehen, die gleiche Marke, und doch hat der Wein einen anderen Geschmack als der, den wir eben getrunken haben. Oh, ich will nicht sagen, daß er schlechter ist; aber

er liegt anders auf der Zunge und gibt mir die Bestätigung einer anderen Meinung, daß es bei allen Dingen, für die es eine Reife gibt, auf die Erziehung ankommt. Ich habe unsern Ratskeller leider nicht unter meiner Aufsicht; aber ich erlaube mir doch, meine Hand hie und da in die löbliche Kellerverwaltung zu stecken, und mein Freund, der Ratsküfer Liebergesell, hat gewissen Leuten schon manchmal einen Possen gespielt, hinter dem ich steckte, indem er, bei gewissen Anlässen, bei denen es von Amts wegen auf die Erzeugung einer feuchten Liebesstimmung ankommt, einige Sorten aufmarschieren ließ, die das Gegenteil bewirken: es gibt nämlich auch aufreizende Weine, die bös machen, wie die Neckarweine, – so behauptet nämlich der alte Vau-Vischer. Ich weiß zwar nicht, wie viele Anzüglichkeiten oder mit Stacheln gespickte Festreden auf meinen vertraulichen Rat zurückgehen; aber mich tröstet schon der Gedanke, daß die abgründige Bosheit der Natur auch in einem Tropfen Wein lebendig ist und, je nach Umständen, auch unter Brüdern Wunder wirken oder Seelen gelb machen kann. Dazu braucht die alte Dame allerdings Zeit. Ein Pfälzer Winzer, von dem ich seit Jahren meine Tischweine beziehe, sagte mir einmal: ‚Zwölf gute Monate geben ein gutes Weinjahr.‘ Und als ich daraufhin den Mann etwas ausgiebiger aus- holte, vertraute er mir, bei der vierten Flasche, unter andern Berufsgeheimnissen das wichtigste an: daß er alle seine neuen Weine in Fässer lege, in denen früher die feinsten Edelsorten während ihrer Reifezeit gelagert hatten. Ein feiner Kniff, was? Der Kunde weiß, daß Menschen und Weine alle nach der Wiege riechen, in der sie gelegen haben. Zu guter Letzt entpuppte sich der rotnasige Krischer sogar noch als Pädagoge, indem er seinen Mund spitzte und ernsthaft erklärte: ‚Grundsätzliche Aufgabe des Erziehers – von Weinen – ist es, alle natürlichen guten Anlagen auf das Vollkommenste zu erwecken und die schlechten Eigenschaften möglichst zu unterdrücken.‘

Ich dachte: ‚Où la vérité va-t-elle se nicher?' und setzte dem ausgepichten Spruchweisen als stumme Antwort einen schön benamsten Rheinwein vor, dessen Genuß er mit der faustischen Bemerkung quittierte, daß – Name nur Schein sei. Darauf zitierte ich, für mich selber, das lateinische Sprichwort: In vino veritas, indem ich mir vornahm, diesen geleckten Philosophen unter den Weinbauern nie zu vergessen und, nötigen Falles, seine Ansicht in meinem nächsten Bestellungsbriefe zu zitieren. Na, hoffentlich läßt er seine gut gebetteten Zöglinge in jenem Heidenzustand, der durch eine Taufe wirklich seinen Charakter verliert.«

Ich aber beschloß, die Stimmung des Weinphilosophen Scherzlgeiger in dem Löwenzwinger zu nützen und eine Frage zu tun, die mir schon lange auf den Lippen lag. Indessen kostete es mich eine gewisse Überwindung, an Dinge zu rühren, von denen ich ahnte, daß sie eine Wunde verbargen; aber ich nahm meinen Mut zusammen und fragte doch: »Darf ich mir eine Frage an Sie erlauben? Schon lange hätte ich gerne von Ihnen gewußt, warum Ihr Büchlein „Polypen", dem ich den angenehmsten Einblick in eine Menge neuer Verhältnisse verdanke, von denen man auf einer stillen Schreiberstube wie der meinigen nichts zu hören pflegt, einschichtig geblieben ist. Es –«

Wunnibald Scherzlgeiger ließ mich gar nicht ausreden; er brach in ein schallendes Gelächter aus und fing an, wie ein Löwe in dem Turmgemach auf und ab zu gehen; dann aber blieb er pustend vor mir stehen und schnaubte: »Soll ich, der wohlbestallte Beamte und Vorstand des Lebensmittelamtes der guten Stadt Wunnihun, die Welt auch noch mit meinen Schnurren und Einfällen belästigen? Glauben Sie wirklich, daß jemand meine Stimme unter den vielen Kalfaktern und Zahnausreißern, die auf dem hiesigen Markt ihre Ramschwaren ausschreien, vermißt? Wissen Sie nicht, daß wir einem Volke

angehören, dem, unbeschadet aller Tüchtigkeit, welche die Welt vielleicht noch in Erstaunen setzen wird, jedes ästhetische Gewissen fehlt? Haben Sie nie davon gehört, daß man unter diesem lieben Volk, das so felsenfest von seiner Gutmütigkeit überzeugt ist, zum mindesten sechzig Jahre alt werden muß, um jenen echten Ruhm zu ergattern, dessen Lorbeer kein Brückenwind vom Kopfe reißt? Haben Sie nicht gelesen, was Goethe, dessen Namen sie alle so unnütz im Munde führen, und der Verehrer der „Theologia deutsch", unser bärbeißigster Grobian, der Doktor Arthur Schopenhauer – über dieses süße Volk der Denker und Dichter gesagt und geschrieben haben? Ist Ihnen noch nie der Ausspruch jenes Eingeweihten zu Ohren gekommen, der da meinte, der Tod versöhne den Neid ganz und das Alter halb? (Eine Weisheit, die ich übrigens in diesem treuherzigen Lande, wo Zoten und Gemüt in richtiger Mischung den meisten Zuspruch finden, energisch bestreiten möchte!) Haben Sie nicht selbst am eigenen Leibe erfahren müssen, daß man in der Steinwüste unserer Städte als Rufer einsam bleibt wie ein Gott, dessen Tragik darin besteht, daß er wohl zuweilen eine verlegen stammelnde Antwort aus Menschenmund, aber keinen Genossen oder Schüler finden kann? Nein, nein, mein Verehrtester: ich bin, der ich bin, und weiß, daß man mich eines Tags als eine wirklich stille Leiche aus diesem Turm hinaustragen wird –«

Ich kannte den Herrn Wunnibald Scherzlgeiger zu gut, um nicht zu ahnen, daß diese Art, sich einer Frage zu entziehen, wirklich einen Schmerz verbarg und entgegnete: »Sie haben mir Fragen, aber keine Antwort gegeben. Nehmen Sie mir's übel, wenn ich mich nicht damit zufrieden gebe?«

Wunnibald Scherzlgeiger ließ einen Schluck des herrlichen Pfälzers auf der Zunge vergehen und sagte: »Sie meinen wirklich, ich hätte ein Geheimnis zu verbergen? Nun, vielleicht haben Sie am Ende gar nicht so unrecht,

wenn auch vielleicht in anderem Sinne, als Sie ahnen. Ich hatte mir schon vorhin vorgenommen, dem Zufall, der Sie Zeuge des Unfalls im Rosental werden ließ, eine Folge zu geben: ich will Ihnen, wenn Sie es gestatten, eine regelrechte Geschichte erzählen und ihr, da jedes Kind und jeder Wein einen Namen haben muß, auch gleich einen Titel geben. Wie gefällt Ihnen das: Die Verstummung der beiden Scherzlgeiger?

3

Wenn ich darauf hinweise, daß wir Scherzlgeiger zu den ältesten Familien Wunnihuns gehören, so geschieht es wahrhaftig nicht aus Eitelkeit; ich möchte damit nur andeuten, daß ich, so gut wie jeder König, tausend Erblichkeiten in mir trage und mich nicht zu den Sprossen jener dunkeln Familien aus dem Volke rechnen darf, deren Erben zwar keine benamsten Ahnen, wohl aber ein Kapitel an Kraft mitbekommen und wie Wilde in die Welt brechen dürfen, wo heutzutag ein jeder auf gebahnten Straßen laufen muß und sich, als geprüfter Staatshämorrhoidarier, höchstens ein winziges Seelengärtchen als Zuflucht anlegen darf. Unter den Geschichten über meine Vorfahren, die hie und da, zu meinem eigenen Erstaunen, aus alten Chroniken auftauchen, ist mir besonders eine aufgefallen: als der kurfürstliche Steuerbote eines Tages – es war im 15. Jahrhundert – den gesetzlichen Bräupfennig für das schwere Bier des Scherzlgeigerbräu abholen wollte, warf ihn der Bräu, ich glaube, er hieß Melchior, kopfüber die Treppe hinab, so daß der fiskalische Mann einen Leibschaden davontrug und, wie billig, Klage stellte. Ich weiß nicht, wie diese Klage ausging; aber es macht mir Freude, daß ich meinen Hang, gewisse Leute aus meiner Amtsstube oder aus meinem Seelenstübchen hinaus zu befördern, auf einen Ahnherrn zurückführen und ironice dazu sagen kann:

Noblesse oblige! Wie es um diese ganz besonders geartete Wunnihuner Ironie bestellt ist, werden Sie vielleicht, als alter Wunnihuner, selber wissen, und wenn ich jemals eine neue Auflage meiner „Polypen" veranstalten sollte, würde ich nicht verfehlen, einen Anhang über die vier Formen der Ironie anzufügen, als welche da sind: Die Ironie Gottes, die Ironie der Götter, die sokratische und die Wunnihuner Ironie, deren Unterton lautet: Ote-toi de là, que je m'y mette; zu deutsch: Mach, daß du fortkimmst, wenn ich komm und meine Maß will. Wenn Sie das Wunnihuner Adreßbuch öffnen, werden Sie bemerken, daß es in allen Schichten der Gesellschaft, oben und unten und in der Mitte, geradezu von betitelten und unbetitelten, von magern und fetten, von reichen und armen Scherzlgeigern wimmelt. Doch muß ich bemerken, daß meine engeren Ahnen schon im glückseligen 18. Jahrhundert in die höfische Beamtenschaft aufgestiegen waren: der kurfürstliche Leibmedikus Adam Scherzlgeiger, der Erbauer dieses Familienhauses, war ein tüchtiger Arzt, aber auch ein Schwarmgeist: er hatte sich in dem Raum, in dem wir beisammensitzen, eine Hexenküche gebaut, wo er in seinen Mußestunden die Goldmacherei trieb und nebenher allerlei Tränklein zur Verjüngung alter Weiblein oder dünnbeiniger Don Juans gegen gute Bezahlung herstellte. Er glaubte, wie der selige Casanova, den er an einer sogenannten galanten Krankheit behandelte, an die alleinseligmachende Kabbala, und seine schön gebundene Bibliothek, die nach meinem Tode in unsere Staatsbibliothek kommt, ist, ich kann es bezeugen – eine wahre Fundgrube für jeden Erforscher der älteren Geheimwissenschaften. Auf alle Fälle war der Grübelgeist in unserer Familie erblich. Mein Vater arbeitete unter Liebig als Chemiker, und meine Mutter stammte aus einer Pfälzer Familie, die mit dem Kurfürsten Karl Theodor nach Altbayern gekommen und in München groß geworden war. Sie verkehrte als ver-

wöhntes Mädchen viel in dem Kreis der Männer, die der König Max ins Land gezogen hatte und von denen der lustige Volkswitz behauptete, sie seien zwar berufen, aber nicht auserwählt. Ich selbst habe einige dieser sogenannten ‚Nordlichter' noch persönlich gekannt und muß sagen, daß der Volkswitz im Grunde nicht so unrecht hatte: ich brauche nur an den braven Zuckerbäcker Paul Weyse zu denken, dessen Götterlieblingstum sich bekanntlich am deutlichsten dadurch erwies, daß der Mann dreißig liebe Jahre lang Gelegenheit hatte, in einem fort schreibend mit seiner eigenen Leiche zu gehen, ohne auch nur einen Augenblick an seiner abgemessenen Herrlichkeit irre zu werden.

Sie sehen also, um auf meine Wenigkeit zu kommen, in mir den Sprossen zweier alter Geschlechter, von denen das eine Bier braute und das andere Wein trank, und wenn mich manchmal etwas an mir selbst überraschte, machte es mir Vergnügen, die Folgen einer solchen Abstammung bis ins kleinste auszudenken. Auch die zahllosen anderen Scherzlgeiger, die in meiner Vaterstadt jeden Tag, den Gott gibt, die Wirts- und Amtsstuben füllen, boten mir reichlich Gelegenheit, vergleichende Studien auf diesem Gebiet zu machen, und wenn Sie erst meinen Vetter, den Herrn Regierungsrat a. D. Wastl Scherzlgeiger kennen lernen, werden Sie sehen, wie sich ein lehrreicher und lustiger Bogen von einem Volks- und Familiengenossen zum andern wölbt. Auch meine Großmutter Afra Zwing, die, als meine Eltern in meinem zwölften Jahre am Typhus wegstarben, in mein väterliches Haus übersiedelte und mich schlecht und recht erzog, war eine geborene Scherzlgeiger aus der Sendlingergasse in München, wo die lustigste Polkakirche Deutschlands neben den Asamhäusern steht. Nun muß ich allerdings sagen, daß die Familienzucht der Scherzlgeiger in meiner Großmutter nicht, wie in anderen Familien, zu einem funkelnden Kristall zusammengeschossen

war, dessen Strahlen als Alleinsonne über Familientun und -lassen leuchteten: sie sprach zwar auch, wie alle alten Leute, sehr gern und oft von ihrer Jugend; aber sie lebte doch mit ihrem feinen rotbäckigen Altfrauengesicht ganz in der Gegenwart: tüchtig, sparsam, umsichtig, aber immer scheltend und unzufrieden. Sie konnte die Frauen nicht leiden und sagte ihrem Geschlecht die allerübelsten Dinge nach, als sie merkte, daß ich errötete, wenn im Kreise der zahlreichen Tanten und Mütter aus der wuselnden Sippe der Scherzlgeiger von diesem oder jenem naseweisen Ding mit langen Zöpfen die Rede war. Wenn ich an das liebe alte Gesicht meiner Großmutter denke, umschwebt es mich immer wie ein feines silbernes Schellengeläute: die Gute besaß nämlich zwei wunderbare alte, gut genährte Kater, Xaverl und Muckl, von denen sie behauptete, daß sie gescheiter seien als der König und der Bürgermeister zusammengenommen. Wenn die beiden gutgenährten Tiere ihr Essen erhalten sollten, pflegte die Großmutter mit einem silbernen Schellchen klingelnd durch die Wohnung zu gehen, und es war lustig anzusehen, wie die beiden blinzelnden Faulenzer sich langsam von ihren Kissen erhoben, sich reckten und die Krallen probten, ehe sie hinter ihrer Herrin einherschlichen, um ihr Essen in Empfang zu nehmen, das ihnen in feinen Porzellanschüsselchen gereicht wurde. Ein paarmal im Jahre freilich ertönte dieses silberne Geläute ganz vergeblich: da trieben sich die beiden fetten Heimtücker auf den Dächern der Nachbarschaft umher und veranstalteten zum Preise einer Schönen nächtliche Mondscheinkonzerte oder Serenaden, die mir noch heute in den Ohren gellen. Während dieser Zeiten pflegte die Großmutter stille Monologe zu halten, aus denen hervorging, daß die Tiere auch nicht gescheiter seien als die Menschen, und selbst der feierliche Posaunenchor, der allabendlich von dem Bennoturme herniederklang und alle Höhen zum wunderbarsten Ertönen brachte, ver-

mochte sie nicht aus dieser mürrischen Stimmung zu reißen. Ich muß lachen, wenn ich an das Gesicht meiner Großmutter denke, mit dem sie die zerzausten Liebesritter und Serenadenteufel empfing, wenn diese, mit einer Miene, als wäre nichts geschehen, wieder auf ihren Kissen Platz nahmen und vor Hunger gähnend auf das verheißungsvolle Schellengeläute lauschten. Als mich, was früh geschah, die philosophische Tarantel gestochen hatte, behauptete ich, das Schnurren der beiden Kater sei nichts anderes als die Musik der Sphären, und meine Großmutter erklärte daraufhin, ich sei ein dummes Bürschl und würde es zu nichts in der Welt bringen. Die beiden Kater waren übrigens ganz verwöhnte Kunden: sie verschmähten jedes Essen, das ihnen nicht in ihrem porzellanenen Schüsselchen vorgesetzt wurde, und sie waren darin ebenso wählerisch wie ihre Herrin, die das gute Leitungswasser unserer Stadt verabscheute und nur Wasser aus dem uralten dünnen Brünnlein an der Mauer unserer Sankt Bennokirche trank.

Zwischen meiner Großmutter und mir herrschte ein beständiger scherzhafter Krieg: ich betrachtete nämlich das liebe alte Frauerl wie ein spaßiges Kind, das man vor allen üblen Dingen dieser Wunnihuner Welt beschützen müsse, und sie nahm diese zärtliche Sorge mit ewigem Schelten hin, das aber nur in feinen Lauten herauskam. Dafür weissagte sie mir voll scheltender Zärtlichkeit alles mögliche Schlimme im Leben, und von der Überzeugung, daß es mir niemals gelingen werde, auch nur ein geschmälztes Wassersüpplein zu verdienen, vermochte sie nichts abzubringen. Vielleicht stammte die Sorgfalt, mit der sie mein Leibliches überwachte, aus diesem Glauben; sie dachte sich: der Sohn meiner einzigen Tochter soll doch eines Tages, wenn es ihm recht jämmerlich geht, sagen können, daß er es wenigstens einmal in seinem Leben auch gut gehabt hat, und so erzog sie mich mit der sanftesten Gewalt zu einem kleinen Schmecker, der

von allem das beste haben mußte. Dies war aber auch die einzige häusliche Erziehung, die ich empfing, und ich will nicht leugnen, daß ich einen eigenen Sohn anders in die Hand genommen hätte, um ihm die Bedingungen, unter denen wir Menschen leben müssen, in das Hirn zu hämmern. Die ewige Klage meiner Großmutter war, daß ich keine Religion besitze; da sie aber den gleichen Mangel auch an allen meinen Kameraden wahrnahm, gab sie sich schmollend damit zufrieden, daß ich am Sonntag, anstatt in die Messe zu gehen, in die Berge fuhr oder auf dem Würmsee herumgondelte. Im übrigen vermochte selbst die Nähe des Todes ihre schalkhafte Gemütsstimmung nicht zu dämpfen: als ihre Schwester Klara eines Tages, als sie schon schwer krank daniederlag, den Herrn Stadtpfarrer Zwiesel daherbrachte, damit er mit der Kranken bete, sagte diese lächelnd: ‚O mei', Hochwürden, Sie kommen auch bald dran', und diese Prophezeihung mißstimmte den geistlichen Herrn derart, daß er in der lauretanischen Litanei die schönsten Anrufungen ausließ und niemals wiederkam.

Die Gute starb, oder vielmehr, sie schlief hinüber, als ich in meinem dritten Semester als Polytechniker stand. Nach ihrem Tode erboten sich verschiedene Basen und Verwandte, mir den Haushalt zu führen; allein ich hatte keine Lust, mir ein fremdes Schicksal auf den Hals zu laden; ich ließ die Räume schließen, in denen meine Eltern und meine Großmutter gelebt hatten, und zog mich als junger Einsiedler in den Turm da zurück, den mir die Frau unseres Hausmeisters in Ordnung hielt. Meine täglichen Mahlzeiten nahm ich in einem kleinen Speisehaus am Bennoberg, wo fast nur ältere Herren speisten, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, die Freiheit von jedem Zwang sei, besonders in der ersten Zeit, nicht süß gewesen.

In meinem Wesen lebte von früh auf etwas Zwiespältiges, und dies trat hell zutage, als ich in meinem

dritten Studienjahre in eine Gesellschaft geriet, die eigentlich von Haus aus in das gleiche Spital gehörte, in dem ich, ohne es zu wissen, selber lag.

Ob die schön gewachsenen Athener Jünglinge, die mit dem göttlichen Dichterfeinde Plato am veilchenumkränzten Ilissos lustwandelten und nach den Urbildern alles Seins Ausschau hielten oder in dem verschlossenen Lustgärtlein des verkappten Schulmeisters Epikur lernten, daß und wieso das Hauptvergnügen dieser Welt in einem guten Verdauungs- und Gemütsmagen wurzle, der Jugend glichen, in deren Reihen ich als lockiger Jüngling in die Welt hineinsegelte, weiß ich nicht zu sagen. Ich kann nur melden, daß wir, das heißt ich und meine Weggenossen, in einer herrlich aufgetakelten Lustbarke auf den unsichern Ozean aller Welten hinausstachen und einen purpurnen Wimpel führten, auf dem das goldene Wort ‚Natur' wie eine triumphierende Strahlensonne funkelte. Allerdings war, wenn ich ehrlich sein soll, auf diesem Schiffe nichts von der weihevoll heiligen Stimmung zu merken, die aus den Worten des erhabenen germanischen Sehers spricht: ‚Und ist ein großes Wort vonnöten, Mutter Natur! so gedenkt man deiner', obwohl es, beim Hund, nicht an großen Worten auf den Lippen der mehr als bunten Besatzung dieses sonderbaren Last- und Lustschiffes mangelte. Es war, wie der Enkel meiner Großmutter bald merkte, eine recht gemischte Gesellschaft, deren Glieder sich da, als Vertreter der neuen Welt, oder des dritten Reiches, oder des Zukunftstaates oder irgendeines anderen Phantasieparadieses zusammendrängten und nur in einem Punkte einig waren: in der Überzeugung, daß mit ihrer Bewußtwerdung erst die Welt begonnen habe. Sie wußten nicht einmal, wie wenig sie mit diesem Glauben von der Jugend, wie sie ewig ist, abstachen, und was das Erstaunlichste war: sie waren alle voll des süßen Wahns, daß man dem grauenhaften Wesen dieser Welt, das, unbekümmert um das wunder-

Google

bare Sehnen der Sterblichen, seinen gemessenen Gang geht, durch das Wort nah kommen könne: durch Worte, die bluteten, und durch Worte, die alles Heiße überhitzten und auch da brüllten und schrien, wo ein stiller Laut das Weben und Walten der ewigen Notwendigkeit am besten und eindringlichsten verkündete. An wirklichen Seefahrern eines schleierhaften Ideals fehlte es natürlich auch nicht: da gab es Muttersöhnchen aus vornehmen Häusern, Proletarier, Abkömmlinge satter Bürger und Sprossen ehemaliger Schnapphähne aus allen Gegenden der deutschen Windrose; da wimmelten und wuselten Maler, Dichter, Musikanten, Juristen, Journalisten, Weltverbesserer, Weltverneiner, Edelanarchisten und andere Isten nebst den entsprechenden Weibern: – mit einem Wort, es war schon im Vorhinein alles beisammen, was die neue Welt an Ministern, Technikern, Künstlern, Spaßmachern, Gelehrten und Plebs brauchte, um ein verbessertes herrliches Dasein zu führen und dessen Berechtigung auch in Worten und Werken, in Rat und Tat ein für allemal, für Zeit und Ewigkeit, zu erweisen. Mir graust heute, wenn ich an die papierene Welt dachte, die sich damals vor mir auftat und doch, wie alle Welten, die sich der Mensch zusammenträumt, alle Schicksale dieses Sterns in sich barg.

Ich möchte nicht behaupten, daß ich als einer der Stillsten unter der ‚Blase' saß, die sich zweimal oder auch dreimal wöchentlich im ‚Rasierten Pavian', einer Bierkneipe, traf, deren Ton und Einrichtung seit langem auch schon zu den Erinnerungen gehören, die in einzelnen Gemütern, denen nur eine kurze Blüte ihrer Jugendsünden beschieden ist, eine lange Nachwirkung haben und erst zum Welken kommen, wenn der Unhold Tod die Zeche Gottes macht; aber ich hielt, als echter Scherzlgeiger, meine Augen und Ohren wie ein Luchs offen, wenn der Braus der Worte und Gelüste um mich her raunte und raste und Welten gebar und Welten verschlang.

Ich kann nun sagen, daß mich das vieldeutige Wort ‚Natur' bald zur Verzweiflung brachte: ‚Natur' brüllten die Herren, deren neronische Gelüste noch größer war als ihr Magen, und ‚Natur' schrien die Weiber, wenn sie alle Rechte des Mannes für sich forderten und dafür der ganzen Welt versprachen, ihr Inneres zu enthüllen und damit Licht in das Dunkel ihres Geschlechts zu bringen. Über diese Geschöpfe mit und ohne Geschlecht wäre allerlei zu sagen; heute will ich nur bemerken, daß mich mein Instinkt der Abneigung richtig leitete: denn das Weib hat noch nichts über sein Wesen vorgebracht, was die Kenntnis seiner Seele erhöht hätte; alles Wertvolle, was wir über das Weib wissen, sei es nun Lob oder Tadel, stammt aus dem Munde erfahrener oder hellseherischer Männer, die, liebend oder hassend, das Licht des Geistes über die Genossin und Mutter des Menschen hinwarfen. Das Weib mag sich als Phryne auf dem Markte entkleiden und auch dem Pöbel einen Schauer der Schönheit spenden; aber dafür, daß es selbst das Rätsel seines Wesens nicht in Worten löse, ist für alle Zeiten gesorgt, und man braucht nicht einmal der Meinung zu sein, daß es ein solches Rätsel gar nicht gebe, um über diese Urtatsache alles Menschenwesens keine weiteren Worte verlieren zu müssen. Doch das nur nebenbei.

‚Natur' schrie die Bande, wenn ein besonderer Frechdachs den alten Goethe, dessen geniale Selbstzucht ohne Beispiel in der Menschengeschichte ist, für einen Philister mit strammen Schenkeln erklärte und meinte, es genüge, den ewig lernenden Olympier von seinem goldenen Sitze zu stoßen, um auch schon das Recht auf diesen Sitz zu haben. ‚Natur' schrien sie alle, wenn einer eine Kellnerin oder eine Dirne heiratete und meinte, er habe damit nicht nur die Frauenfrage gelöst, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft die ärgste Ohrfeige, das heißt eine richtige ‚Weltanschauungswatsch'n' hingehauen. ‚Natur' schrien sie, wenn einer durchblicken ließ, daß es

noch andere Dinge gebe als diesen blinden Eifer, der seine eigenen Empfindungen und ressentiments für die Ursprache der Welt nahm und in jedem aufmuckenden Genossen ein Sprachrohr Gottes oder der Urkraft des Kosmos sah; denn in einem Punkte waren sich alle gleich: wer zu der Blase gehörte, war ein Ausbund an Genie und Urwüchsigkeit und durfte auf alle herabsehen, denen andere Götter und Gesichte vor den Augen der Seele standen.

Was mich von vornherein davon abhielt, in diesem Treiben geistiger Ohnehosen mit Leib und Seele aufzugehen, war die eigentümliche Zwiespältigkeit meines Wesens, und ich muß meinen Herrn Genossen aus dem ‚Rasierten Pavian' die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie diese Zwiespältigkeit sofort witterten und mich niemals für einen vollwertigen Vertreter und Nutznießer ihrer eigenen Herrlichkeit und Größe nahmen: ich war und blieb ihnen ein für allemal ein unsicherer Mitläufer, und als solcher durfte ich mir auch herausnehmen, meiner Minderwertigkeit hie und da ein boshaftes Wort der Auflehnung zu gestatten.

In mir lebten nämlich sozusagen zwei Menschen, und ich hatte sie auch, als geborener Wunnihuner, mit meinem eigenen Geist getauft: den einen nannte ich den Tripstriller, und das war ein baumlanger, spindeldürrer, kurzsichtiger Kerl, der eine rosarote Brille auf der langen geraden Nase trug und im klassischen Nephelokokkygia oder Wolkenkuckucksheim eine taube Tante besaß, bei der er, wenn er sich langweilte, Nektar trank und eine von der lieben Psyche gekochte Ambrosia aus der olympischen Hintertreppenküche dazu aß; und der andere war ein richtiger Wunnihuner, derb und vierschrötig gewachsen, mit einem kurzen Stiernacken und einem runden Vollmondgesicht, auf dem an guten Tagen das durchaus irdische Behagen eines satten Weißwurstphilosophen glänzte. Diese beiden Ich-Männchen spitzten mit gleicher

Aufmerksamkeit die Ohren, wenn irgendeine fette Ratte aus dem Ahnen- oder Luftschloß alles Allzumenschlichen über die schmierigen Tische im ‚Rasierten Pavian' lief und die Weiber mit ihren Tituskröpfen zum Kreischen brachte. Wenn der Tripstriller jauchzte: Es gibt eine neue Erde! Es ist eine Lust zu leben! so höhnte der Wunnihuner: Das sagen auch die Spießer, die im März am Nockherberg ihre Frühlingskur beginnen, und der Frühlingsrausch ist etwas, was jedes Mädel erleben kann, wenn sie allein oder zu zweien auf den bekannten Schleichwegen wandelt.

Doch damit habe ich Ihnen noch gar nicht gesagt, was mein eigentliches und innerstes Behagen ausmachte und mich doch als richtigen Vertreter dieses Kreises hinstellte: ich betrachtete mich nämlich als geborenen Humoristen, und gerade die Mißachtung, in welcher der Humor bei meinen Freunden stand, ließ mich mein heimliches Kaisertum als besondere Auszeichnung empfinden. Ich hockte nicht etwa wie ein verlästerter Zwerg an einer festlichen Tafel, wo die künftigen Kaiser und Könige der Welt tafelten; ich saß selbst als ein Auserwählter an diesem goldenen Weltentisch und war mir daher über meine Bedeutung und meine Aufgabe vollständig im klaren: ich fühlte mich berufen, die Rechte des Humors zu vertreten, und da dieser, wie alles Willkürliche von Gottes Gnaden, seine Rechte auf Geist und Welt erweisen muß, wußte ich auch, worin meine Pflicht bestand: ich gedachte der Welt nichts Geringeres als den ‚Neuen Don Quijote' zu schenken, und ließ mich auch eines Tages bei einer Flasche Türkenblut, einem Mischgetränk aus deutschem Schaumwein und englischem Bier dazu verleiten, einem paar Halbinsulaner das brennende Geheimnis meiner Seele preiszugeben. Allerdings empfand ich diese Enthüllung sofort als einen Verrat an einem wunderbaren Schatze; meine Wangen glühten, als ich meinen Lebensplan verriet, und ich geriet in eine Geschwätzigkeit,

die mir sonst fremd ist. Aber die Gleichgültigkeit, mit der meine Genossen mein Geheimnis aufnahmen, stimmte mich nur noch kritischer gegen die Runde, wo jeder, wie eine Flasche Fusel, seine Marke trug und sich nicht gestatten durfte, Ausflüge in ein fremdes Gebiet zu wagen. Als echter Deutscher gedachte ich aber das Pferd nicht beim Schwanz aufzuzäumen, sondern mir erst selber Klarheit über das Wesen des Humors zu verschaffen. Das ergab nun eine Jagd ohne Ende: denn so viele Meinungen ich auch aufspürte, diese Hasen liefen mir alle nicht schnell genug, und ihr Weg führte nicht in den richtigen Mittelpunkt des Weltgeheimnisses, wo alle Fäden des Humors zusammenschossen: denn in diesem sah ich die eigentlichste und selbstherrlichste Geistesmacht des Menschen verkörpert, und wie ein Gott mit Welten spielt, so spielte mir der Humorist mit Schicksalen, mit Göttern und mit Menschen, um so die ewig zwiespältige Herrlichkeit des fatalen Menschentieres triumphierend zu erweisen. Im Verfolgen dieser Meinungen lag mir indessen gar nicht viel daran, mein Werk zu fördern; das himmlische Halbdunkel, in dem ich einstweilen meinen ‚Neuen Don Quijote' ließ, nahm diesem herrlichen Helden nichts von seinem Reiz, sondern steigerte vielmehr seinen Zauber ins geheimnisvolle: ich wußte nur, daß er, anstatt gegen Windmühlen, gegen abgestorbene Ideale kämpfen sollte, und der Umstand, daß Ideale keine Mühlenflügel haben, gegen die ein Ritter vom Geist in seinem Panzerharnisch anrennen kann, tat der geheimnisvollen Gestalt in meiner Seele keinen Abbruch. Meine beiden Ichmännchen konnten ohnehin als dämonische Verkörperung des Ritters von der traurigen Gestalt und seines Leibknappen Sancho Pansa gelten, und so ließ ich mich auf dem unruhigen Meere, in das unsere Halbinsel wie ein grimmiger Sporn hinausstach, treiben, ohne auch nur einen Gottesaugenblick an der Herrlichkeit meines heimlichen Traumes und meines heimlichen Kaisertums irre zu werden.

Da wir in einer Welt leben, wo ein jedes Kind und jeder Gott seinen Namen haben muß, hatten wir unsere Gesellschaft natürlich auch getauft und sie, als geborene Symboliker, die ‚Halbinsel' genannt. Es gehört nun zum Wesen einer solchen Halbinsel, daß sie zwar noch mit dem Festlande zusammenhängt, aber ihre Schleckerzunge möglichst weit in das inselreiche Weltmeer des Geistes, der Sinne und des Stofflichen hinausstreckt; und daß dieses in unserem Falle ein symbolischer Ozean, ein Meer der Schönheit mit den zugehörigen Inseln der Seligen war, entsprach, im allgemeinen und besonderen, den Gepflogenheiten und Anschauungen unserer gänzlich unklassischen Tafelrunde, von deren Rittern manche, wie ich leider gestehen muß, ihr angebliches Griechentum später auf sehr – na, sagen wir alkibiadeische Weise bewiesen und somit, als echte Pfiffikusse, der Natur ein recht verkehrtes Schnippchen auf dem ‚Teppich des Lebens' schlugen. Sie verstehen, was ich meine. Auf dieser ‚Halbinsel' konnte man die seltsamsten Käuze treffen und die seltsamsten Abenteuer erleben: da sprach und schwieg ein Herr und Freund, der schwärmte von einer phänomenalen Geschmacksorgel, deren Zweck aber eine besondere Mischung himmlischer Schnäpse war: jede Taste, die ein Neutöner im genialen Spiel auf diesem Geschmacksinstrument niederdrückte, öffnete das Hähnchen eines bereitliegenden Fäßchens und bewirkte, daß ein Tröpflein der kühlen Füllung in den bereitstehenden Mischkrug floß; und so trug jede einzelne Note einer Beethovenschen Sonate oder einer Chopinschen Ballade zur Mischung und Erzeugung eines unerhörten Edelschnapses bei, der sich aus allen möglichen gebrannten Wässern zusammensetzte. Ich habe mir, da ich einen recht lebhaften Sinn für solche Phantasiespiele habe, die Schnapstonleiter gemerkt und stelle sie Ihnen zu gefälligem Eigengebrauche zur Verfügung: C, Absynth – (Sie werden bemerken, daß das Lieblingsgetränk der

Herren Franzosen vom Montmartre – dem Berg der Blutzeugen des unsterblichen Zigeunertums – den Grundton, die Basis des Gesüffes bildet); cis, grüne Chartreuse; d, Nordhäuser Korn; es, Kirschwasser; e, Kognak; f, Zwetschenwasser; fis, Benediktiner; g, Maraschino; as, gelbe Chartreuse; a, Rum; b, Cherry Brandy; h, Curaçao; c, Mandarinenarak. Das schönste war aber, daß der Erfinder dieser merkwürdigen Orgel die Behauptung aufstellte, jeder Halbinsulaner müsse trachten, seine allerwerteste Zunge so auszubilden, daß sie schmecke, ob der zusammengemischte Edelschnaps einer Beethovenschen Symphonie, einem Chopinschen Scherzo, einem Bachschen Präludium oder einer Offenbachschen Eulenspiegelei seine Zusammensetzung, seine Würze und seinen Duft als Lippentriller verdanke. Später erfuhr ich, daß der kühne Mischer – er hieß Stefan Seiberlich – nur die halb verschimmelte Behauptung erwiesen habe, der zufolge man nichts Dummes und Gescheites denken könne, das nicht die Vor- und Mitwelt schon gedacht hatte: er hatte seine Idee einem dekadenten Franzosen entlehnt, und vielleicht rührte sein Verzicht auf einen deutschen Reichsschutzbrief aus der Stimmung eines zarthäutigen Gewissensmenschen her, dem unrecht Gut kein Gedeihen versprach.

Was nun meine beiden Scherzlgeigerschen Ich-Männchen anbelangt, so verhielten sie sich, ihrer Natur entsprechend, verschieden gegen die berauschenden Genüsse dieser genial erdachten Schnapsorgel: der Tripstriller, der gern auf der Milchstraße spazieren ging und in dieser einen geronnenen Altkäse sah, schnalzte nur mit der Zunge und ließ sich dieses flüssige Orgelspiel ohne weiteres gefallen, wobei er nur verlangte, daß auch noch andere Schnäpse aus dem ewigen Saufhaus der Erde die Tonleiter ergänzten, während der Wunnihuner als guter Bürger dem Erfinder mit knifflichen Fragen über die Ausgestaltung des Instruments an den Leib rückte und

ihn in die harte Enge der Technik trieb. Und dazu dachte der knifflige Kunde: Voilà mes amis! Sie führen das Wort ‚Natur' auf den Lippen und finden das Unnatürlichste gerade gut genug, um den ewigen Phantasiehunger zu stillen, der in dieser Welt herrscht. Das Gesindel säuft auf Pump in einem Hinterzimmer und meint dabei, seine Phantasieräusche verhielten sich zur Welt ungefähr so wie die Schopenhauersche Musik zum blinden Weltwillen. – (Ich hatte, wie ich nicht verschweigen darf, damals eben erst einen Blick in die Schriften des bärbeißigen Denkers getan und mich lebhaft gefreut, daß auch ein Frankfurter Hecht beinah so gut schimpfen konnte wie ein eingeborener Wunnihuner.) Da sich jedoch, um auf unser Paviansinstrument zurückzukommen, kein waghalsiger Kapitalist von Geistes Gnaden finden wollte, um unsere Zukunftsschnapsorgel mit silbernen Pfeifen und Hähnchen auch wirklich bauen zu lassen, begnügte man sich auf der ‚Halbinsel' einstweilen mit anderen Mischgetränken, wie dem abscheulichen Türkenblut aus deutschem Schaumwein und englischem Bier, und es blieb jedem überlassen, sich dazu jede Geschmackssymphonie zu träumen und die berühmte Vermischung der Künste wenigstens als Phantasiegenuß auf der Zunge zu erleben. Im Grunde wurde da das ewige Kampfspiel zwischen Natur und Geist, bei dem es auch mit unblutigen Waffen um ein höheres Leben geht, als aufgewärmte Posse aufgeführt, und wenn ich heute an den Ausgang denke, muß ich mir sagen, daß der Schauer der Schönheit, den wir vor allem möglichen zu empfinden glaubten, nur von dem Unbewußten in uns herrührte, das in allem jugendlichen Streben seine Wellen schlägt und nicht hindert, daß, mit der Zeit, aus Enthusiasten Schelme und aus Anarchisten des Geistes Spießer werden. Wir leben ja, wie Sie wissen, in einer Welt, wo der Begriff des Werdens als der eigentliche Fund teutonischen Tiefsinns gelten darf!

In diese recht gemischte Gesellschaft, wo ich mein

stummes Röllchen spielte, trat eines Tags ein nicht sehr großer junger Mann, dessen saubere Erscheinung mir unter den Halbinsulanern doppelt auffiel: er hieß Alexander Siebold, und seine ganze Kleidung verriet schon durch ihre Einfachheit den geschulten Geschmack eines guten Hauses; auf seiner meisterhaft gebundenen Halsbinde prangte eine echte Kamee, die zuweilen einer schön gefaßten echten Perle Platz machte; seine leicht gewellten blonden Haare hingen etwas tief über eine nicht sehr hohe glatte Stirn herein, und auf dem schmalen rosigen Gesicht, in dem eben ein blondes Schnurrbärtchen zu keimen versuchte, lag eine heitere Ruhe, wie man sie oft bei schönen, gut gehaltenen Knaben und besonders bei Engländern findet. Diese feine Ruhe bewahrte er auch mitten im Braus der verfänglichsten Meinungen und Wortgefechte, und ich begann mich zu fragen, was denn eigentlich diesen Jüngling – ich gebrauche absichtlich dieses Wort – in den ‚Rasierten Pavian' geführt haben mochte. Ich setzte mich, so oft es nur ging, an seine Seite, und nach kurzer Zeit waren wir Freunde. Und nun wurde es mir nicht schwer, einen Reim auf dieses Wesen zu machen, das man, wie so manches andere, mit der Herablassung der Götter in dem aufgeregten Kreise duldete: denn neidisch war man nur auf solche, denen verdiente oder unverdiente Lorbeeren die Stirn umglänzten, aber niemals auf namenlose Sterbliche und Mitläufer aus der Alltagsfabrik der sogenannten Natur.

Alexander Siebold entstammte, wie ich selbst, einer alten Wunnihuner Bürgersfamilie. Er lebte vaterlos mit seiner Mutter zusammen und konnte sich nebenbei einer hübschen Anzahl von Tanten rühmen, die den jungen Mann Alex hießen und nach Noten verhätschelten. Und sogar für ihn dachten! Da war es denn kein Wunder, daß er dieser von Weibern erfüllten Enge, in die nie ein frischer Luftzug blies, zu entfliehen suchte, und wer die Natur junger Männer kennt, wird begreifen, daß er

gleich in das Lager flüchtete, wo auch der geringste Zwang als Entweihung heiligster Menschen- oder Jugendrechte galt. Im Bacchantenzuge jedes neuen Geschlechts gibt es Massen solcher zahmen Mitläufer, die still hinter den Korybanten einhertraben und nur auf den Augenblick warten, um mit einem nicht allzuwilden, zähmbaren Weibchen in stillere Winkel einzulenken, wo sie dann ein ganzes Leben lang von den ruchlosen Verzückungen der Dionysien träumen und von der alten Kühnheit zehren können.

Eines Tages kam Alex zu mir in meine Wohnung, in dieses Zimmer da, und sagte nach einigen Umschweifen: ‚Meine Kusine Lisbeth möchte Sie kennen lernen.‘ Ich fragte natürlich, wer diese Kusine sei, und Alex teilte mir alles mit, was mein Herz zu wissen begehrte: sie sei die einzige Tochter seines Onkels August Siebold, und als Mädel ein ganz patenter Kerl; er habe ihr viel von mir und unsern Freunden erzählt, und wenn es mir recht sei, wolle er gleich morgen mit mir nach Feldafing fahren, wo die Familie eine Villa besitze und neun Monate des Jahres verlebe.

Das Landhaus der Familie Siebold, das erst vor einigen Jahren einem neuen Protzenbau weichen mußte, lag an der Stelle, wo die von Possenhofen heraufführende Waldstraße nach dem Dorfe Feldafing zu abbiegt, und führte den Namen ‚Villa Dornröschen‘. Der aus diesem Namen klingenden Biedermeierromantik entsprachen nicht nur die weißen Kletterrosen, die alle Wände des äußerlich ziemlich schmucklosen, aber geräumigen Hauses deckten, sondern auch die Laubengänge, durch die man an die Haustüren gelangte, sowie ein weitläufiger Ziergarten, der sich in schön bestellten Blumenterrassen seewärts senkte. Als wir den über und über mit blühenden Kletterrosen bedeckten Hauptlaubengang betraten, der bis an die Straße reichte, kam uns Lisbeth, die Base meines Freundes, mit ruhigem Schritt entgegen. Ich sehe sie noch vor

mir: sie trug ein graues Tuchkleid und eine schottische Bluse aus schwerem Seidenstoff; das schwarze straffe Haar hing in gebrannten Löckchen in die Stirn und war hinten in einem großen, griechischen Knoten aufgesteckt; um den gebräunten Hals lag ein kostbarer Perlenschmuck in altdeutscher Fassung, und an den feingepflegten Händen steckten schwere Ringe. Es fiel mir auf, daß auch nicht der Schimmer eines Lächelns auf das Gesicht des hochgewachsenen Mädchens trat, als sie uns mit einem kräftigen Händedruck willkommen hieß; aber ich fühlte, daß der Blick ihrer großen braunen Augen nachdenklich prüfend auf mir lag. Sie sagte, daß sie sich sehr freue, meine Bekanntschaft zu machen, und geleitete uns in das Wohnzimmer des Hauses, wo der Teetisch unser wartete. Aler glaubte einen Witz zu machen, als er mir seinen Onkel als ‚mehrstöckigen Hausbesitzer' vorstellte, und ich hätte diesem Scherz, dem einzigen, der bis jetzt von seinen Lippen gekommen war, entnehmen können, daß die Ruhe meines Freundes ein Geheimnis verbarg. Der Herr des Hauses, ein typischer, feister, kurznackiger Wunnihuner, behandelte uns junge Leute mit dem herablassenden onkelhaften Behagen, das auf die Jugend aufreizend wirkt, weil es nicht der Wichtigkeit entspricht, die sie sich selber beilegt: er reichte uns bloß zwei Finger seiner schwammigen Hand und blinzelte uns an, als wolle er sagen: Ich kenne euch, ihr Halunken, und weiß, wo Barthel den Most für junge und alte Schwerenöter holt! Ich war herzlich froh, als uns der Onkel verließ, um, wie er sagte, im Hotel drüben seinen Tarock zu klopfen. Lisbeths Mutter, eine magere, in graue Seide gekleidete Dame, hieß mich mit überschwänglichen Worten willkommen, die mir etwas falsch klangen: sie behauptete, meine Mutter selig gekannt zu haben, und setzte sogar ihr langstieliges Augenglas auf die Nase, um nach den Spuren des mütterlichen Antlitzes in meinem Gesicht zu forschen. Doch Lisbeth machte diesen Erinnerungen ein Ende, in-

dem sie den Tee eingoß und uns die Tassen reichte. Der gestrenge Blick, den sie ihrer Mutter zuwarf, ließ ahnen, daß sie die Herrschaft im Hause führte, und meine Ahnung wurde zur Gewißheit, als Frau Siebold darüber klagte, daß sie ihre Köchin wegen unmoralischen Wandels habe entlassen müssen. Die unwillige Röte, die zum ersten Male das offene, aber etwas starre Gesicht Lisbeths überwallte, zeigte, daß der Tochter dieses Gespräch nicht behagte und sie wohl selbst die unwürdige Person aus dem Hause gewiesen hatte. Auf mich wirkt die Ruhe gewisser Menschen aufreizend, und das schöne starre Mädchengesicht, von dem die Röte nur ganz langsam wich, brachte mich dazu, ein paar besonders hervorragende Genossen aus dem ‚Rasierten Pavian' in Freiheit dressiert vorzuführen. Lisbeth sprach kein Wort und lachte auch nicht; als aber die Zahl der sonderbaren Schwärmer, die ich da als Rekruten Gottes aufmarschieren ließ, gar kein Ende nehmen wollte, bemerkte sie: ‚In solcher Gesellschaft dürfte mein Mann nicht verkehren!' Ich entnahm dieser Äußerung, daß die Erbin der Dornröschenvilla nicht gesonnen war, als Rosenjungfrau zu sterben, und empfand sie, merkwürdigerweise, als Eingriff in meine Freiheit, was mich dazu brachte, in meinem Ausfall fortzufahren und die Farben noch etwas dicker aufzutragen. Doch die Base meines Freundes Alex war nicht mehr aus ihrer Ruhe zu bringen, und als dann Alex mit seiner Tante über Familiendinge zu sprechen begann, lud sie mich ein, den Garten zu besichtigen. Sie führte mich in jeden Winkel und erklärte mir, ohne jemals aus ihrem heiligen Ernst zu fallen, wie sie den ganzen Betrieb, die Blumenzucht und den Gemüsebau, aufrechterhalte und kein Unkräutchen auf den altmodisch engen Wegen dulde. Als wir nach unserm Rundgang in die Glashalle traten, von der aus man in den Garten gelangte, sah ich ein schön gebundenes Pfanzenpreßbuch aufgeschlagen auf einem Wandtischchen liegen. Lisbeth bemerkte meinen fragenden

Blick und erklärte, daß sie selbst alle Pflanzen in dem Bande eingeklebt und mit Zettelchen, auf denen der deutsche und der lateinische Namen stehe, versehen habe. Ich ließ mich hinreißen, zu sagen: ‚Warum nehmen Sie den armen Pflanzen das Leben? So ein Pflanzenfriedhof ist eine hübsche Spielerei; aber ich denke mir, es ist ein schöneres Gefühl, jedem Wesen sein Recht zu lassen und zuzusehen, wie es sich im Licht vollendet.‘ Lisbeth sah mich eine Weile ohne jede Regung in dem offenen Gesicht an; dann klingelte sie dem Zimmermädchen und erteilte ihm den Befehl, das Buch in der obersten Lade des Bücherschrankes zu verschließen und die Pflanzenpresse auf den Speicher zu tragen, wo gleich neben der Tür ein Schränkchen zur Aufbewahrung bereit stehe.

Während unseres Rundganges war kein unschönes oder unkluges Wort aus Lisbeths Munde gekommen: alles, was sie sagte, war klar und verständig, aber es fehlte auch jede Wärme, die von einem Menschen zum andern überspringt und dazu reizt, hinter einem einfachen Wort ein Reich der Seele oder einen himmlischen Wink zu vermuten, der in selige Gefilde weist. Dies änderte sich auch nicht, als später Alex zu uns trat und unserem Gespräch etwas verlegen lächelnd zuhörte. Lisbeth begleitete uns an die Haltestelle, wo wir den von Tutzing kommenden Dampfer erwarten wollten, und blieb auf dem Landungsstege stehen, bis der Dampfer nur noch als ferne Nußschale auf dem Wasser schwamm. Als wir beide auf dem Schiffe beisammensaßen, sagte der gute Alex plötzlich zu mir: ‚Du hast meiner Kusine sehr gefallen, und darauf darfst du dir etwas einbilden –‘

Wer sich aber nichts einbildete, war Wunnibald Scherzlgeiger, und dies hing auch damit zusammen, daß die Weiber damals überhaupt keine besonders große Rolle in meinem Seelenhaushalt spielten.

Acht Tage darauf machte ich dann, als wohlerzogener Wunnihuner, meinen Verdauungsbesuch in Feldafing,

und wieder begrüßte mich Lisbeth mit dem starken Druck einer männlich anmutenden Hand. Sie trug diesmal ein kastanienbraunes Tuchkleid; aber die Farbe ihrer seidenen Bluse wollte wieder nicht recht dazu stimmen, und wieder fiel mir die Peinlichkeit auf, mit der die gebrannten Löckchen in ihre Stirne gekämmt waren, als wäre ihre Lage durch ein Naturgesetz bestimmt. Lisbeth erzählte mir, daß sie es endgültig aufgegeben habe, Pflanzen zwischen Löschpapier zu pressen, und dabei bemerkte ich zum ersten Male, daß etwas wie der Schimmer einer inneren Heiterkeit ihre Augen umschwebte. Da ich aber eine leichte Befangenheit an ihr bemerkte, blieb ich nicht lange. Als ich auf der Landstraße dahinging, hörte ich eine Mädchenstimme aus der Dornröschenvilla singen, und der Wunnihuner in mir, der mit diesem Besuch nicht zufrieden war, weil er keinen Zwang ertragen konnte, grinste vor sich hin, als der Gesang aufklang und langsam wieder hinstarb.

Vierzehn Tage nach diesem Besuch in der ‚Villa Dornröschen' erhielt ich von der Hand Lisbeths eine Einladung, den Sonntag in Feldafing zu verbringen, und eine Nachschrift teilte mir mit, daß auch mein Freund Alex zugegen sein werde. Wieder begrüßte uns Lisbeth mit dem Ernste, den ich nun schon an ihr kannte, und als er auch während des recht üppigen Mittagessens nicht von dem klaren Gesicht weichen wollte, geriet der Schalk in mir auf allerlei Possen. Ich ließ die Seiberlichsche Schnapsorgel spielen und schlug nach Tisch eine Kahnfahrt um die Roseninsel vor; ich erbat mir sogar eine Gitarre, die aber nicht zur Stelle war und erst von einem Nachbarn, einem verkrachten Grafen Coluzzi, entliehen werden mußte. Mit diesem Zupfinstrument lag ich wie ein satter Sybarit im Boot, während Alex die Ruder führte und Lisbeth aufrecht auf der Bank saß und mit ihren samtbraunen Augen ruhig und zufrieden in den glitzernden Funkentanz der Wasserfläche hinaussah. Ich griff nur hie und da, wie

träumend, ein paar Akkorde, und diese Musik über den Wassern, über die manchmal ein Duft verborgener Rosen aus dem königlichen Inselgarten herüberschlug, erfüllte mich mit einem unnennbaren trunkenen Gefühl des Lebens.

Als wir am Badehaus der Familie Siebold landeten, beschloß ich, dem guten Aler einen Possen zu spielen: ich blinzelte Lisbeth Siebold an und machte eine einladende Bewegung mit dem Kopfe. Es wundert mich heute noch, daß sie mich verstand: sie eilte mir aber sofort nach, und bald waren wir in einem stillen Parkwinkel angelangt, wo wir hinter einen Granatbusch traten, um da abzuwarten, ob der gute Aler uns Flüchtlinge finden würde. Wir hörten ihn auch bald unsere Namen rufen; aber wir mucksten nicht und verhielten uns in unserm Laubversteck mäuschenstill. Wenn ich den Blick erhob, sah ich zwei ernste dunkle Mädchenaugen in nächster Nähe vor mir schweben, und der Glanz, der in deren Tiefen lag, erhöhte mir das Gefühl der einzigen Minute in aufregender Weise. Als Aler hastig an unserm Versteck vorbeilief, wagte ich es, Lisbeths Hand in einer knabenhaften Regung zu ergreifen, und sie duldete es, daß ich die warme Hand, an der ich die Fassung der Ringe deutlich spürte, festhielt. Da wußte ich, daß das Mädchen an meiner Seite mir gut war, und als ich, wie vom Bann der dunklen Blicke angezogen, plötzlich ihren Mund suchte, schloß sie ihre Augen und ließ es geschehen, daß ich ihn küßte. Dann löste sich die warme Hand zögernd aus der meinen; wir traten verlegen in das helle Licht des Weges hinaus und gingen, mit befangener Stimme von dem schönen Sommerwetter redend, unter den herrlichsten Buchen den Parkweg hinan, der Dornröschenvilla zu. Als wir vor der lebendigen Zaunhecke ankamen, sagte Lisbeth ganz leise: ‚Jetzt möcht ich Ihnen ein Pförtchen zeigen, zu dem nur ich den Schlüssel habe.' Und sie führte mich an ein halb vermorschtes hölzernes Gittertürchen, durch das wir kaum eintreten

konnten, so tief hingen die über und über mit Knospen bedeckten Zweige darüber herab. Ich bog die knospenschweren Ranken der weißen Kletterrosen beiseite und ließ dann Lisbeth vorangehen. Innerhalb der Umzäunung blieb sie stehen und sah mich noch einmal mit ihren ernsten Augen an, und es war mir, als spräche etwas unendlich Wehes aus dem ruhigen Glanz ihrer Blicke. –

Als wir dann beim Tee saßen und ich wieder in meine frühere Lustigkeit verfiel, gab mir ein Wort Lisbeths zu denken; sie sagte, ernst wie immer: ‚Ach, Herr Scherzlgeiger ist gar nicht so, wie er tut. Er will nur nicht, daß man ihm sein Gemüt anmerkt.' Ich ließ natürlich mein Gemüt nicht gelten; aber mein lauter Widerspruch bewirkte, daß zum ersten Male etwas wie der Schimmer eines Lächelns auf Lisbeths Gesicht trat. Dann versank es wieder in seine ernste Ruhe, und als ich, einer schlechten Gewohnheit nachgebend, mit meinem Kuchenmesserchen auf der feinen Damastdecke des Teetisches zu spielen begann, nahm sie mir, ohne ein Wort zu sagen, das scharfe Ding aus der Hand und legte es zu dem ihrigen neben ihre Tasse.

Alex Siebold schwieg auf dem Weg zum Bahnhof; aber ich ging mit der Gewißheit, daß Lisbeth Siebold mich gerne sah, neben meinem Freunde her, und da es nicht meine Gewohnheit ist, mit meinen Gedanken auf halbem Wege stehen zu bleiben, dachte ich gleich daran, wie sich mein Leben gestalten würde, wenn ich mein Herz in die Hand nähme und Lisbeth Siebold zur Frau begehrte. Aber da erhoben sich auch gleich meine beiden Ich-Männchen, die manchmal wochenlang wie müde Dämonen oder Schlafmützen in mir schlummerten, und begannen zu reden. Der Tripstriller mit der Rosenbrille und der Tante in Wolkenkuckucksheim nahm, wie billig, zuerst das Wort, und es wunderte mich fast, daß er diesmal mit seinen Füßen auf der Erde blieb. Der Brillen-

mensch mit der ernsthaften geraden Nase sagte: ‚Die Ehe ist der Himmel auf Erden. Nur die Ehe macht den Menschen vollkommen. Ein einschichtiger Mensch ist gar kein Mensch. Das Weib ist die geborene Hüterin eines Traumes, der aus dem Paradiese stammt und wieder in die Gefilde der Seligen führt, wo der Augenblick Ewigkeit ist. Das Weib ist die geborene Anreizerin zu allem Schönen. Ich habe die stille Wohnung, in der zahllose Geschlechter ehrsamer Scherzlgeiger ihr Leben lebten, schon mit der Sehnsucht einer Braut geschmückt: da lebt und webt die Stille heiliger Seelengärten und jeder der leichten Frauenschritte beweist, daß die Schönheit des Weibes nicht in der Ruhe, sondern in der Bewegung liegt. Wenn du – oder ich – vor einem Werke sitzen, beweist uns das Wehen ihres Gewandes, daß Paradieslüfte in deiner Seele spielen, und wenn sie aus dem Dämmern ihres Frauengemaches, wo schwer herabwallende Vorhänge aus grüner Seide das Licht des Tages dämpfen, hinter deinen Stuhl tritt, kannst du das Licht der Sterne und der andern Himmelslichter entbehren; denn die Augen einer Frau sind die einzigen Leitsterne der Dichter und der –'

Doch da konnte sich der Wunnihuner nicht mehr halten; er höhnte: ‚Die Ehe ist kein Lustgarten; die Ehe ist ein Gefängnis; sie drückt die Freiesten herab und macht sie zahm. Und was soll die Welt mit gezähmten Dichtern anfangen? Hast du je davon gehört, daß große Werke in einem Zwinger entstanden sind, wo selbst Engel zu Bestien werden und vergeblich an ihren Seelenketten rütteln? Bist du je des Glaubens gewesen, daß Kindergeschrei zur Musik der Sphären gehört? Liebst du die angebrannten Suppen? Oder die Kinderstuben? Oder die gesalzenen Rechnungen für blumige Hüte und seidene Kleider? Oder die Gardinenpredigten der lindenduftigen Sommernächte, wenn die Sterne wie Sonnen am Nachthimmel glühen? Man tut zwar Lorbeerblätter an den Braten; aber im

allgemeinen ist Lorbeer kein Gemüse, das auf gut bürgerliche Tische paßt. Und wie willst du dein Ziel erreichen, wenn du dich, dem die Welt noch als Buch mit sieben Siegeln vor den Augen liegt, dich jetzt schon in einen Zwinger sperren läßt, du, auf den die schönsten Frauen nur warten, um dir das Geheimnis des Weibes in Millionen Viertel- und Halbtönen ins Ohr zu flüstern –? Und, vor allem, was würde der ‚Neue Don Quijote' zu einem solchen Spaße sagen?'

Mit welcher Schlauheit der Wunnihuner dabei zu Werke ging, ersehen Sie aus der Tatsache, daß er die Einwendungen gegen die Ehe eigentlich aus dem Köcher des Tripstrillers stahl, der für diese menschliche Einrichtung im allgemeinen nur ein Lächeln, im besonderen aber eine zärtliche Schwäche hatte. Der Streit war langwierig; er dauerte die halbe Nacht hindurch und zog sich tief in den Tag hinein, und ich weiß, meinem Humor zum Trotz, nicht, welche Wendung dieser Austausch berechtigter Meinungen genommen hätte, wenn nicht, nach meinem Kaffee, unsere Afra mit einem Körbchen voll weißer Rosen eingetreten wäre: die waren eine Aufmerksamkeit Lisbeths, und so konnte ich meinen beiden Ich-Männchen zunächst einmal raten, ihre geblähten Nasen in die frische Blumenfülle dieses frauenmäßigen Geschenkes zu stecken. Das Weib hat die Phantasie ihres Geschlechts, und es gibt nicht leicht eine Kühnheit, die es nicht spielend unternähme, wenn sie auf dem Weg zu seinem eigentlichen Lebensziele liegt, auf dem Wege zur Liebe. Daher rührt auch die Wut, in welche die engelhafteste Frau verfallen kann, wenn ein freches Wort unter ihr Bewußtsein fährt, die Traumwandlerin aufschreckt und das heimlich Ersehnte und doch Verhüllte im Lichte böser Augen zeigt. Die holde Scham ist dann nicht mehr der wunderbare purpurne Vorhang des Blutes, den die Seele in einer jähen Wallung vor ihr Gesicht zieht, um ein Heiliges zu verbergen, sondern eine die Augen blendende rote Woge

aus der Urzeit, wo das Tier Eifersucht in Waffen ging und Dolche schliff und Todeswunden schlug.

Der Eintritt meines Freundes machte dem gemeinsamen Nachdenken des Tripstrillers und des Wunnihuners ein Ende. Es fiel mir auf, daß der Vetter Lisbeths in einiger Verlegenheit an den schönen frischen Rosen herumzupfte, und nach einigen Umschweifen kam es denn auch heraus: er gestand mir, daß er seine Base lieb habe und sich ein Leben ohne sie gar nicht denken könne. Ich hatte, das merkte ich sofort, ein Gefühl fürs Leben vor mir, und diese Wahrnehmung gab auch meinem innerlich leichtfertigen Verhältnis zu dem Mädchen aus der ‚Villa Dornröschen' ein ganz neues, und zwar fragwürdiges Gesicht. Ich beschloß aber, voll plötzlichen Ernstes, der Sache auf den Grund zu gehen und benutzte einen Dankbesuch in Feldafing dazu, um Lisbeth selbst auszuhorchen. Ich begann damit, daß ich das Lob meines Freundes Alexander Siebold in den höchsten Tönen sang, und Lisbeth hörte mir ernsthaft zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich bemerkte nur, daß sie ein paarmal vor sich hinlächelte, wie wenn sie etwas Glückverheißendes vor Augen sähe; aber außer der recht kühl klingenden Bemerkung, daß der gute Alex ein braver Kerl sei, bekam ich nichts zu hören. Dann bat sie mich, ihr einige Bücher zu nennen, aus denen sie näheres über die Frauenfrage ersehen könne; aber sie machte kein Hehl aus ihrer Meinung, daß sie die Damen, die in Zeitungen und Versammlungen das große Wort führten, nicht ausstehen könne, und als ich meiner Verwunderung über ihr Verlangen Ausdruck gab, erklärte sie, immer mit dem ruhigen Gesicht, das ich schon an ihr kannte, daß sie auch in diesem Punkt genau wissen wolle, woran sie sei. Ich merkte, daß da ein Gerechtigkeits- oder ein Erkenntnisdrang besonderer Art am Werke war, und ich kann nicht leugnen, daß der Einblick in diese Regung einer klaren Frauenseele meine Achtung für das reiche und offenbar sehr verwöhnte Mädchen nur erhöhte. Sehr

seltsam aber berührte mich ein Wort aus Lisbeths Munde: sie bemerkte im Vorübergehen, daß sie eigentlich Angst vor dem Leben habe, und der Ton, in dem sie dies vorbrachte, ließ mich den Scherz, der schon auf meinen Lippen schwebte, im letzten Augenblick zurückhalten. Und immer, wenn sich unsere Augen fragend begegneten, überfloß der kaum merkliche Schimmer eines heimlichen Leuchtens das ruhige Gesicht, und eine seltsame Unrast stahl sich in mein Gemüt.

Auf dem Heimweg erhoben meine beiden Ich-Männchen wieder ihre Stimmen, ohne daß es dem einen gelungen wäre, den andern zum Schweigen zu bringen. Und doch standen ihre Füße schon auf dem Wege, auf denen sie in das Land der Seelenstille und ich selbst zu voller Gewißheit über mich selbst und mein Wesen gelangen sollte.

Unter den jungen Stürmern aus Wunnihun und anderen deutschen Gauen, die da Woche um Woche mit uns im ‚Rasierten Pavian' saßen und, als Prinzen aus Genieland, nicht immer bar bezahlten, was sie mit immer kräftigem Appetit verzehrten, befanden sich auch einige blutrünstige Maljünglinge, und von diesen erfuhren wir eines Tages, daß der Verein zur Unterstützung armer Studierender an der Akademie der schönen Künste Ende Juli in den königlichen Parkanlagen zu Possenhofen ein Sommerfest zu veranstalten gedächte, um einen gewissen Fehlbetrag, der von einem anderen Feste stammte, in der Unterstützungskasse zu decken. Diese Aussicht auf ein Sommerfest im Grünen wurde mit Begeisterung aufgenommen; denn sie entsprach zunächst der Gewohnheit aller Wunnihuner, die bessere Hälfte des Jahres auf Fahrten und Festen zu verbringen und zu den bewährten und gesetzlich genehmigten Kalenderfesten auch noch die Gedächtnistage anderer guter Heiliger hinzuzufügen, um wenigstens, was die Räusche anging, auf dieser Erde nicht zu kurz zu kommen. Da aber auch Feste ein Ding

sind, das in einer Welt, wo nur der Wechsel beständig ist, den Begriffen des Umsturzes unterliegt, so beschlossen einige ‚Paviane', auch bei dieser Gelegenheit der Menschheit zu zeigen, daß die Welt rund ist und rollt und eigentlich von den Lieblingen der Götter lernen sollte, wie man unsterbliche dionysische Feste oder, wie ein Ironikus von der Bank der Spötter dazu bemerkte, bürgerliche Orgien feiert; denn bei solchen Gelegenheiten war es Sitte, daß auch die Professoren und andere Gönner des akademischen Nachwuchses mit ihren Familien erschienen, um der Jugend die gebührende Ehre zu erweisen, und dieser geheiligte Brauch brachte es mit sich, daß sich die Veranstaltung von selbst in einen steiferen und einen zwangloseren Teil gliedern sollte.

Ich fuhr am Festtage ziemlich zeitig nach Possenhofen hinaus und sah mir mit Alex Siebold die Vorbereitungen an, die sich aber wenig von den Zurüstungen anderer Wunnihuner Feste unterschieden: auf einem weiten geneigten Wiesenplan, den schlanke weiße Masten im Viereck abgrenzten, waren rechts und links Lauben mit Sitzen und Tischen erbaut, und farbige Papierlampen an den Wänden und Decken verkündeten, daß dem lustigen Tag eine noch lustigere Nacht folgen sollte. Wo die abgegrenzte Festwiese an den gelichteten Buchenwald stieß, stand eine kleine Puppenbühne, auf der, wie ein gar nicht übler Steindruck verhieß, ein neuer, von Künstlerhand geschnitzter Kasperl ein tiefsinniges Märchenpossenspiel – es hieß ‚Der blutige Rohrspatz' – mit seinen Späßen erläutern und erheitern sollte.

Ich war mit Alex für den Nachmittag zum Tee bei seinen Verwandten geladen, und als wir, so gegen sechs Uhr, in Begleitung der Familie Siebold auf dem Wiesenplan erschienen, war das Fest bereits in vollem Schwunge. Wir blieben eine Weile vor dem Kasperl stehen, dessen Literatenspäße aber kein sonderliches Echo weckten, und wandten uns dann dem Tanzplatze zu, auf dem sich un-

zählige Paare bei den Klängen einer Bauernkapelle drehten. Festordner im Gewande mittelalterlicher Herolde, mit bebänderten Stäben in der Hand, wandelten feierlich, wie unbezahlte Würdenträger es meistens sind, unter den Festgästen umher und sorgten dafür, daß das bacchantische Toben und Tosen in gebührenden Grenzen blieb. Da ich von Natur sehr neugierig bin, gelüstete es mich auch, einen Blick in die Lauben zu tun, wo würdige Herren, mit wenig oder viel Haaren, im Kreise ihrer Damen bei allerlei Getränken saßen, und so trieb ich mich eine Weile als zuschauender Festschnüffler unter dem lustigen Volk herum. Als ich mich wieder nach meinen Begleitern umtat, mußte ich lange suchen, bis ich sie wieder zu Gesicht bekam: das Ehepaar Siebold war einer klapperigen Exzellenz, deren angejahrte Tochter das Reformkleid einer Malerin trug, in die Hand gelaufen, und Alex und Lisbeth standen nebeneinander am Rande des Tanzplatzes zwischen zwei bekränzten Masten und blickten mit ruhigen Augen in das festliche Getöse hinein. Es fiel mir das erste Mal auf, welch schönes Paar sie eigentlich abgaben, wie sie so, ganz Auge, dastanden: gelassen und vornehm, wie Leute, bei denen man gar nicht fragt, wer und was sie sind, weil sie allein durch ihre Gegenwart Freude verbreiten und stehend und gehend ein schönes Bild glücklicher oder auserlesener Menschen bieten.

Und während ich auf das ruhig dreinschauende Paar blickte, ging etwas Seltsames in mir vor, und ein jäher Entschluß flammte wie ein Raketenstern in mir auf. Ich ließ meinen beiden Ich-Männchen, dem Tripstriller und dem Wunnihuner, gar keine Zeit, ihre Stimmen zu erheben, sondern ging sofort an die Ausführung meines Vorhabens.

Unter den Tanzenden war mir ein junges Mädchen, eine feine schlanke Blondine aufgefallen, die sich stets allein im Tanze drehte und allen Gesellen, die auf sie zustürmten,

um sie einzufangen, mit einer geradezu elfenhaften Beweglichkeit unter den ausgestreckten Armen wegzuschlüpfen wußte. Sie tanzte in einer Art Versunkenheit, wie wenn sie mit ihren Gedanken in einer anderen Welt weile, einher und lächelte dabei mit offenen Lippen vor sich hin. Ihren flachen breiten Sommerhut, um den ein dünnes Vergißmeinnichtkränzchen herumlag, trug sie in der herabhängenden rechten Hand, und die linke hielt sie, wie eine tanzende Bäuerin, in die Hüfte gestemmt. Als sie wieder an mir vorüberschwebte, stürzte ich auf einen Stachelpalmenbusch hinter mir zu und schnitt einen Zweig ab, den ich rasch zu einem Kränzlein bog, und nun stellte ich mich der versonnen Dahertanzenden in den Weg: ‚Sie haben kein Kränzchen auf,' sagte ich mit verstellt trauriger Miene, indem ich ihr mein mageres Gebind hinhielt.

‚Das hat sie längst weggegeben,' höhnte ein feister ‚Pavian', der gerade mit seiner ermüdeten Tänzerin aus den Reihen trat und meinem Beginnen zusah. Das Mädchen überhörte, ohne eine Miene zu verziehen, die Zweideutigkeit des Dicken und schwebte leicht wie eine Elfe über die Wiese weg, der anderen Seite des Tanzplatzes zu. Als sie aber wieder in der Tanzreihe an uns vorüberkam, machte ich einen jähen Sprung, und diesmal konnte sie es nicht hindern, daß ich sie mit festem Griff erwischte und mit ihr, ohne mein Stachelkränzchen loszulassen, im Walzertakt dahinflog. Es bereitete mir eine besondere Freude, daß Alex und Lisbeth noch immer an der gleichen Stelle standen, und ihr Anblick befeuerte Tempo und Rhythmus unseres Tanzes. Doch mitten im Drehen und Stampfen fühlte ich, wie das schlanke Geschöpfchen in meinen Armen plötzlich zusammensank; ich trug sie mehr als ich sie führte aus den Reihen der Tänzer und fragte sie, ob ihr was fehlte. Da kam es wie eine scheue Kinderklage von ihren Lippen: ‚Ich hab' seit heut früh nichts gegessen.' Ich war so erstaunt, daß ich nicht einmal Mitleid mit dem

zarten Geschöpf empfinden konnte; ich lief Hand in Hand mit ihr in eine der Speiselauben, und da kam ein Wort aus ihrem Munde, das mir wonnig und weh ans Herz ging: als ich sie nämlich fragte, was sie essen wolle, sagte sie ganz leise: ‚Ein Stückl Kuchen.' Dies Stücklein Kuchen bekam sie; aber ich duldete nicht, daß sie ihr Geldtäschen zog, um es zu bezahlen; ich ließ vielmehr zunächst ein ganzes richtiges Abendessen mit einer Flasche Champagner auffahren und sah zu, wie meine zierliche Tänzerin mit der Schüchternheit eines gutgezogenen scheuen Kindes zulangte. Sie bemerkte übrigens, über und über errötend, daß sie Geld in ihrem Täschchen habe, aber sich nicht getraut habe, in eines der Speisezelte zu gehen, um etwas zu verlangen. Ich sehe noch die Bewegung der feinen frischen Lippen, wenn sie den Rand des Sektglases berührte, um wie ein Vöglein daran zu nippen. Als sie aber, glücklich aufatmend, gestand, daß sie das erste Mal in ihrem Leben Champagner trinke, kam ein jäher Übermut über mich: ich riß sie vom Stuhl empor und flog mit ihr noch einmal hinein in die Reihen der Tanzenden, die sich inzwischen ziemlich gelichtet hatten und uns Dahinfliegenden den weitesten Tanzraum ließen. Als wir, ziemlich außer Atem, wieder in die Laube zurückgekehrt waren, wo ein dämmeriges Licht herrschte, wagte ich etwas, was gar nicht recht zu meinem Wesen paßte: ich hob meine Tänzerin empor, um sie auf meinen Schoß zu setzen; ich fühlte, wie sie widerstrebte und ein leichtes Zittern den feinen Mädchenkörper durchlief; aber ich hielt sie fest, und erst als sie ganz leise flehend bat: ‚Nicht, nicht!' ließ ich sie los und griff nach meinem Glase, um die Neige auszutrinken. Da bemerkte ich, daß Alex und Lisbeth unter dem Eingang nebeneinander standen, und ich konnte keinen Zweifel hegen, daß ihnen mein Benehmen nicht entgangen war. Und da tat ich, aus einer spöttischen Verlegenheit heraus, etwas, was ich als Frechheit empfand, aber doch tun mußte: ich erhob mein Glas,

ich schwenkte es gegen den Eingang zu, als ob ich dem Paare da draußen zutränke, und gab dadurch dem Vorausgegangenen eigentlich erst eine freche Bedeutung. Als ich mein Glas niedergesetzt hatte und wieder nach dem Ausgang blickte, waren Alex und Lisbeth verschwunden, und eine seltsame jähe Traurigkeit – oder war es Rührung? – kam über mich. Und das festliche Leben in der schwülen Sommerabenddämmerung da draußen war im Einklang mit der seltsam gemischten Stimmung, die mich nun beherrschte: noch immer gab es Tanzlustige genug; aber die Musik war leiser und müder geworden, und nur einige Frauen in hellen langen Gewändern schwebten ohne Tänzer wie stumme Gestalten oder blasse Schemen aus einem seligen Eden vorüber – ein geisterhafter Reigen, in den zuweilen aus dem nahen Wald heraus ein ersterbendes Lachen oder ein helles Jauchzen wie aus einer anderen Welt hereinscholl. Meine Tänzerin saß längere Zeit versonnen und mit gesenkten Lidern an meiner Seite; sie spielte mit dem Stachelkränzchen, das sie aufgelesen hatte, und erklärte dann plötzlich, daß sie nach Hause müsse. Ich erbot mich, sie zum Zuge zu bringen, und sie nahm, ohne sich zu zieren, mein Anerbieten an. Als wir im Zuge saßen, suchte ich auch zu erfahren, mit wessen Hilfe ich ein bißchen Schicksal gespielt hatte, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, was an diesem Tage mit leichtem Schwebetritt in mein Leben geglitten war. Meine Tänzerin hieß Paula Siebeck. Sie wohnte bei ihren Eltern am Angertor, in dem Hinterhause einer Klöppelschule, die von den Schwestern eines Ordens gehalten und viel besucht wurde. Sie war schon am Morgen mit einer Freundin, der Braut eines Berichterstatters, der einen Artikel über das Sommerfest für die ‚Neuesten‘ schreiben sollte, nach Possenhofen gefahren, und da ihr der Ton des Kreises, von dem ihre Freundin in Empfang genommen wurde, nicht behagte, hatte sie sich stillschweigend von der Gesellschaft getrennt, hatte einen Spazier-

gang nach Tutzing gemacht und war dann am Abend, als einsame Tänzerin, in meine Gesellschaft geraten. Sie beantwortete alle meine Fragen mit leiser Stimme und litt es nicht, daß ich sie bis an die Tür ihrer elterlichen Wohnung begleitete. Sie zeigte überhaupt gegen das Ende unseres Zusammenseins ein sehr gedrücktes Wesen, und alle Bemühungen, sie durch meine Scherze aufzuheitern, erwiesen sich als vergeblich. Als wir auf unserm abendlichen Gang durch das Rosental kamen, deutete ich auf mein Turmfenster, das man von der Straße aus gut sieht, und erklärte, daß ich da wohne; aber meinen Namen verriet ich der niedlichen Tänzerin nicht, und da ihr ablehnendes Wesen eher zunahm, als wir uns dem Angertor näherten, unterließ ich es auch, sie um ein Wiedersehn zu bitten.

Wenn das Schicksal aber Menschen zusammenbringen will, so findet es stets Mittel, und vielleicht darf man auch, um diese dunkle Führung zu erklären, an das Wort denken: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, dessen Wesen wir allerdings erst zu erkennen vermögen, wenn wir ihn beschritten haben.

Am nächsten Tag kam Alex in meine Wohnung und teilte mir nach einigen Umschweifen mit, daß er sich am vorhergehenden Abend mit seiner Base Lisbeth verlobt habe. Ich wünschte ihm von ganzem Herzen Glück; allein das Gefühl, das sich in mir regte, war doch von seltsamer Art: es war mir, als ob ich einen bösen Verrat an einer Schicksalsstunde begangen hätte und als ob damit ein Stück meiner Vergangenheit ohne Segen von mir wiche. Meine beiden Ich-Männchen, der Tripstriller und der Wunnihuner verhielten sich merkwürdigerweise ganz still: auch die größten Schwätzer haben Zeiten, in denen sie dem Lauf der Dinge oder dem Flügelstrecken der Gefühle zusehen, um später, wenn der Schaden angerichtet ist, desto eifriger den Schnabel aufzutun und das Unabänderliche mit Reu und Leid verpfeffern.

Dafür benahmen sich meine lieben Freunde im ‚Rasierten Pavian' um so lauter. Dort war nämlich inzwischen ganz plötzlich, ohne daß man mich um meine Meinung gefragt hätte, eine Umtaufe vollzogen worden: die ‚Halbinsel' hatte sich, ohne zu versinken, in das ‚Chaos' umgewandelt, und die Umtäufer waren, wie billig, von der Überzeugung nach berühmtem Muster geleitet, daß nur allein das Chaos noch tanzende Sterne gebären könne. Diese vielbesprochene Weissagung aus verehrtem Munde war ja nun allerdings kosmisch gemeint; aber die Chaotiker wußten der Verheißung des dionysischen Sehers auch eine Tagesdeutung zu geben, indem sie plötzlich die Tanzkunst für die heiligste der Künste erklärten und dem locker flatternden Tanzgevögel in unserer Mitte dadurch zu einer lustigen Priesterschaft verhalfen. Dieses heilig gesprochene Gevögel nahm dann, von unserem ‚Chaos' aus, seinen Flatterflug in deutsche Gauen und strafte das Sprichwort, daß man den Vogel an den Federn kenne, zum mindesten nicht Lügen. Ich aber benützte diese Verhimmelung der Ansicht, daß Tanzen mehr als ein Beten mit den Beinen sei, zu einem meiner boshaftesten Ausfälle, und dieser Erguß bewirkte, daß die Chaotiker mir deutlich zu verstehen gaben, ich sei ein verkappter Spießer, dessen Gegenwart die heiligsten Seelenräusche störe. Ich ließ mir das gesagt sein und erschien nur noch von Zeit zu Zeit im ‚Rasierten Pavian', wo Gäste kamen und Gäste gingen, ohne eine unsterbliche Spur zu hinterlassen.

Im übrigen bewirkte der Gedanke, daß Lisbeth mich so leichten Herzens aufgegeben hatte, daß ich mich daran gewöhnte, an das Vorgefallene nur mit leisem Hohn zu denken, und diese Stimmung nahm mit der Zeit nicht ab, sondern zu, als ich gar nichts mehr von meiner kleinen Tänzerin sah und hörte.

Alex Siebold feierte im August seine Hochzeit mit seiner Base Lisbeth, und wer noch einen Nachhall dieses Festes genießen will, braucht nur die Ergießungen des Wunni-

huner Lokalfestbeschreibers, des bekannten Xaver Rudlmeier (im bürgerlichen Leben Isidor Veilchenfeld) im Generalanzeiger unseres Leibblattes nachzulesen. Ich muß erwähnen, daß sich Alex als strahlender Bräutigam dem ‚Chaos‘ durchaus ferne hielt und auch später, als gestandener Gatte, nicht mehr im ‚Rasierten Pavian‘ erschien, um da, ruhig und gemessen wie ein Schüler, auf die Weisheiten ungeborener Welten und neuer Geisterreiche zu lauschen. Er unterließ auch, mich zu seiner Hochzeit einzuladen, und ich bekam ihn nebst seiner jungen Frau erst im Herbst wieder einmal zu Gesicht: sie fuhren in einem eigenen Zweispänner über den Bennoplatz, und ich konnte feststellen, daß er mit der gleichen Ruhe wie früher in die Welt blickte und daß auch auf den Zügen seiner Frau die alte Starrheit lag; aber ich möchte nicht verschweigen, daß mich der Anblick des stummen Paares mitleidig stimmte.

Eines Tages, an Allerheiligen, meldete mir die Hausmeisterin, daß mich zwei Frauen, ein junges Fräulein und eine ältere Dame, zu sprechen wünschten, und wer meinen Sie, wer da mit einem alten verhutzelten Weiblein, dem man das Kleinbürgertum auf hundert Schritt ansah, in meinen Löwenzwinger trat? Meine Tänzerin von Possenhofen, Paula Siebeck. Sie glühte über und über, als sie den Namen ihrer Begleiterin nannte und mit dem Anliegen, das sie hergeführt habe, herausrückte: ihr ältester Bruder war vor einer Woche in Konstantinopel, wo er Briefschreiber in einem Teppichhaus gewesen sei, am Typhus gestorben; nun habe sein Dienstherr, ein griechischer Teppichhändler namens Papadopoulos, einen französischen Brief an ihre Eltern geschrieben, den niemand von ihren Bekannten lesen könne, und da habe sie an mich gedacht. Ich übersetzte sofort das in recht merkwürdigem Französisch abgefaßte Schreiben, in dem der edle Grieche seinen verstorbenen Angestellten in den höchsten Tönen lobte, und Paula schrieb die Übersetzung

auf einem Blatt Papier nach, das sie in einem kleinen Samttäschchen mit sich führte. Als sie die Übersetzung in ihrem Täschchen geborgen hatte, sah sie mich mit strahlenden Augen an, und da merkte ich erst, welch ein Liebreiz von dem rosigen Gesichtchen ausging. Ich fragte sie, ob sie noch hie und da an das schöne Sommerfest in Possenhofen denke, und sie nickte dreimal vor sich hin, als ob es gelte, nicht nur einer, sondern drei glücklichen Erinnerungen zuzuwinken. Ich bemerkte, daß ihre Blicke in dem Raum umherwanderten, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen, in welchem Bau sie stünde; die schweigsame Alte nickte in tiefem Erstaunen vor sich hin, und Paula trat ganz leise auf, als ich sie an meinen Bücherschätzen vorüberführte. Nur einmal griff sie, zaghaft schüchtern, nach einem Buche, um es, da es verkehrt in der Reihe stand, aufrecht neben seinen Genossen zu stellen. Als ich sie fragte, ob sie gerne lese und ob ich ihr vielleicht ein Buch, nach dem sie Lust habe, leihen dürfe, gestand sie, daß sie fürs Leben gern einmal den ‚Faust' lesen möchte. Ich erbot mich, ihr eine der vielen billigen Ausgaben durch meinen Buchhändler schicken zu lassen; aber sie gestand, daß es ihr lieber wäre, wenn ich ihr das Buch aus meiner Bibliothek gäbe, und das tiefe Rot, das ihre Wangen färbte, als sie ihre Bitte vorbrachte, erfüllte mich mit einer seltsamen Regung. Ich machte mir meine eigenen Gedanken über dies Gelüst eines kleinen Bürgermädchens nach dem ‚Faust' und freute mich schon im voraus auf den Augenblick, da ich sie über die Dichtung ausfragen könnte. Ehe ich die beiden Besucherinnen entließ, suchte ich Paula ein bißchen über die Umgebung, in der sie lebte, auszuholen, und was ich erfuhr, war nichts Absonderliches: ihr Vater war Sekretär im Wunnihuner Landvermessungsamt, und von ihm wußte sie nur Gutes zu sagen; aber er hatte nach dem Tode ihrer Mutter ein zweites Mal geheiratet, und mit der Stiefmutter, die auch schon vier Kinder habe und immer kränkle, sei, wie sie seufzend ein-

fließen ließ, nicht leicht leben. Sie hätte auch schon längst eine Stellung als Buchhalterin angenommen, wenn es nicht im Hause soviel Arbeit gäbe und auch ihr Vater gegen eine dienende Stellung sei. Das gefiel mir alles nicht schlecht, und ich hörte dem Züngelchen mit Vergnügen zu, ohne aber an dieser kleinen Welt irgendwie tieferen Anteil zu nehmen.

Es dauerte zwei Wochen, bis mir Paula Siebeck meinen ‚Faust' zurückbrachte, aber diesmal ohne die Begleitung der Alten. Es fiel mir sofort auf, daß ein Druck auf ihrem Wesen lag, und sie erklärte auch sofort, daß sie sehr wohl wisse, daß es sich nicht für ein anständiges Mädchen schicke, in die Wohnung eines einzelnen Herrn zu kommen; aber sie habe es nicht über sich bringen können, das Buch mit der Post zu schicken. Als ich sie fragte, wie ihr die Dichtung gefallen habe, sagte sie errötend, ein dummes Mädel wie sie dürfe sich kein Urteil erlauben; aber eins begreife sie nicht, wie es Faust, der doch einen edlen Charakter habe, über sich habe bringen können, Gretchen so ganz und gar im Stich zu lassen, um in der Welt herumzufahren. Dieses Urteil bewies ein feines Empfinden und es kam aus einem echt weiblichen Gemüte; denn ich meine, jedes Weib, in dem der Drang nach seinem Glück und seiner Heimat lebendig ist, muß so urteilen: der Gedanke, daß das Genie, ob es nun mit Gott oder dem Teufel durch die Welt fährt, sein eigenes Gesetz in sich trägt und vor seinem Ziele ähnlich fühlt wie die Mutter ihrem Kinde gegenüber, kann und soll nicht in ein Weiberhirn gehen. Paula hatte aber auch, ohne es zu ahnen, eine Schwäche der Dichtung berührt; denn zwischen dem Augenblick, da der gesättigte Faust Gretchen verläßt, und dem Eintreten in den Kerker, wo die Kindsmörderin liegt, ist dem rhapsodischen Dichter die goldene Zeuskette, an der er seine Geschöpfe halten und führen soll, aus der prometheischen Hand geglitten, und auch der Dramaturg hätte da allerlei zu mäkeln.

Ich beschloß aber, den Tadel Paulas ins scherzhafte

zu verkehren, indem ich sagte: ‚Sie haben ja ein ganz feines Näschen.‘

Sie schüttelte das Köpfchen und glitt mit verliebten Blicken an den Büchern entlang; und wo in der Stellung der Bände Unordnung herrschte, brachte sie rasch Ordnung in die Reihen. Und während sie mit den feinen Fingerchen zugriff und elfenhaft umherschwebte, überkam mich ein Gelüst, den frischen, halbgeöffneten Mädchenmund zu küssen. Ich brauchte aber eine Weile, bis ich den Mut fand, mich jählings zu bücken und ihre Lippen zu suchen. Es gelang mir auch, den Mund flüchtig zu berühren; aber der Ausdruck des Entsetzens, mit dem sie mich einen Augenblick anstarrte, werde ich nie vergessen. Dann wandte sie ihren Kopf zur Seite und sagte beklommen: ‚Ich muß nun gehen,‘ und der Ausdruck in ihrer Stimme rührte mich mehr als jedes Wort des Vorwurfs oder Tadels. Ich ahnte, daß sie nun nie mehr kommen würde, und bot ihr, als geborener Liebesmachiavellist, verschiedene Bücher, Schiller, Uhland, oder was sie sonst wünsche, zum Lesen an; aber sie lehnte mein Anerbieten ab und ging mit einer Hast, die mich ärgerte, hinweg. Ich aber war mit mir nichts weniger als zufrieden, und die beiden Ich-Männchen benutzten diese Gelegenheit, um wieder einmal ihre Meinungen auszutauschen. Der Tripstriller, der während der Anwesenheit Paulas einen Becher Nektar bei seiner Tante in Wolkenkuckucksheim geschlürft hatte, war sehr ungehalten, und was er über die Unschuldsröte einer Mädchenseele vorbrachte, klang wie ein Märchen aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm und Jean Paul, eine schwimmende Träne im Aug', seine ‚Levana‘ schrieb und den süßen Dingern verliebt und wissend die Backen in einem Blütental tätschelte. Der Wunnihuner aber fragte höhnisch, ob denn in seiner, sogar in Jokohama bekannten Vaterstadt ein Kuß ein Ding sei, von dem man so ein Aufheben machen dürfe: noch niemals sei ein Kuß in einem Wunni-

huner Gewissen derart beschrien worden, und um seine Weisheit zu beweisen, griff er aus den lachenden Schätzen seiner Erinnerung gleich ein paar Scherzlgeigersche Basen heraus, die sich als echte Weiberl beim Küssen gar nicht gesträubt, sondern nur ganz heimlich gedacht hatten: Ich halt still wie Gott will!

Die einigermaßen lächerliche Nachwirkung dieses Besuches aber bestand darin, daß ich mir angewöhnte, meine Bücher besser in Ordnung zu halten, und immer wieder, wenn ich an den bunten Reihen entlang ging, meinte ich die Nähe eines leisen Atems zu spüren. Als aber nach drei Wochen mein Gemüt dieser Sache ferner gegenüberstand, schrieb ich ein scherzhaftes Briefchen an Paula, in dem ich sie feierlich fragte, ob sie mir die Ehre erweisen wolle, am nächsten Sonntag, nachmittags fünf Uhr, ein Täßchen Tee in meinem Löwenturm mit mir zu trinken. Ich war gespannt, ob sie auch kommen werde; als es aber auf dem Bennoturme fünf Uhr schlug und sich noch immer keine Paula zeigen wollte, benutzte der Wunnihuner meine Stimmung zunächst zu einigen gesalzenen Ausfällen gegen alles Weibliche, das sich nur durch Heuchelei auf dem Damm erhalten könne. Ein Viertelstündchen später läutete es aber doch zaghaft an der Türglocke, und ich konnte Paula in mein Turmzimmer geleiten, wo schon mein alter Teekessel über einer Flamme summte. Sie grüßte mich mit ernsthaften Augen und sagte, daß sie sich lang besonnen habe, ob sie kommen wolle; der Ton meines Briefes habe ihr nicht gefallen, weil ich sie offenbar nicht ernst nehme. Dann aber nahm sie mir sofort die Sorge um die Bereitung des Tees ab, und wieder konnten meine Augen sich nicht satt sehen an der Anmut, mit der sie die Tassen zurecht rückte und jedes Gerät handhabte. Ich hatte Blumen gekauft und den Tisch so schön gedeckt als ich konnte; aber ich mußte es erleben, daß der Tisch nach ein paar Minuten ganz anders aussah: ein paar Griffe ihrer fast kindlich kleinen Hand hatten

genügt, um das Bild wirklich festlich zu gestalten. Es entging mir nicht, daß Paula unser schönes Familiensilberzeug mit einer Art Zärtlichkeit behandelte, und als ich, in leichter Erregung, mit meinem Kuchenmesserchen spielte und die feingeblümte Tischdecke gefährdete, nahm sie mir, ohne ein Wort zu sagen, das Messer aus der Hand und legte es neben das ihrige. Es war nun das zweite Mal, daß mir solches geschah, und während die Gestalt Lisbeths mit den ernsthaften stummen Augen jählings vor mir auftauchte, überkam mich ein Gefühl, für das ich keine Worte habe.

Nach dem Tee saßen Paula und ich wie gute Kameraden beisammen. Als ich aus einigen Fragen merkte, daß sie gern etwas über mein Leben erfahren hätte, begann ich, leicht aufgeregt durch ihre Nähe, von meinen Zukunftsplänen zu sprechen: die liefen nun darauf hinaus, daß ich, nach bestandenem Doktorexamen, den Versuch machen wollte, in einen großen chemischen Betrieb zu kommen; aber ich hütete mich, aus einem Gefühl der Scham heraus, zu erwähnen, daß ich einstweilen als heimlicher Humorist mit einem ungeschriebenen Wälzer in meiner Vaterstadt umherlief und auf Ruhm und Lorbeer so sicher rechnete wie auf den Eintritt des Frühlings, den es übrigens in Wunnihun gar nicht gibt. Alter und Jugend haben ihre eigene Seelenscham: die Jugend, die wirklich etwas taugt, schämt sich, das Ziel, dessen Erreichung sie doch als sicher betrachtet, mit einem verräterischen Wort in die entgeisternde Helle des Tages emporzuzerren, und das Alter, dem alles bleicht und entgleitet, läßt den Erinnerungen ihren Schleier, weil niemand gerne unheilbare Wunden oder allzutiefe Narben zeigt. Ich hatte im ‚Rasierten Pavian' meine geheimsten Träume verschwiegen, trotzdem ja jeder mit seinen ungeborenen Geisteskindern Unfug trieb, und verschwieg sie nun auch vor dem feinen Mädchengesichte, aus dem mich zwei wunderschöne blaue Augen voller Vertrauen anblickten; aber

ich brachte alles, was mich selbst betraf, nun in dem spöttischen Ton vor, der den Tripstriller immer ärgerte, und ich muß bemerken, daß ich immer in diesen Ton verfiel, wenn ich mit Paula sprach. Ich sah wohl an ihren Augen, deren Blicke oft wie fragend den meinen begegneten, daß ihr diese meine Art, die Dinge zu nehmen, nicht behagte; aber es war ein ganz besonderer geheimer Zwang, der mich beherrschte, und so ließ ich mich, zum zwinkernden Behagen meines inneren Wunnihuners, gehen, obwohl mir Paulas Schweigen deutlich verriet, daß ihr diese Weise, mich zu geben, in der Seele mißfiel. Was mich aber an diesem Tage in Erstaunen setzte, war die etwas ängstliche Lebensklugheit, mit der Paula alle diese Verhältnisse, die ihr doch fremd waren, beurteilte. Es entging mir nicht, daß sich während unseres Gesprächs ein leichter Schatten auf das zartrosige Blondinengesicht legte, während ich in eine zappelige Erregung geriet und allmählich wieder mit mir selbst unzufrieden wurde. Der Abschied Paulas fiel etwas steif aus, und auch ihr Versprechen, daß sie, wenn ich brav sei, bald wieder einmal zu einem sonntäglichen Teestündchen zu mir kommen werde, nahm mir nichts von dem Gefühl der Entfremdung, mit dem ich sie ziehen ließ. Meine nächste Einladung lehnte sie in einem Briefchen ab, dessen feine, zierliche Handschrift mich entzückte, und nur ein- oder zweimal im Laufe des Jahres ließ sich mein kleiner Paradiesvogel, aber von nun an stets nur in Begleitung der alten Frau Sekretär Moosbichler, bei mir sehen. Und immer war es mit einem Anliegen oder einer Bitte, mit der sie in den Löwenturm kam: einmal wollte sie wissen, ob ich ihr Näheres über Brasilien sagen könne, da ihr Bruder Karl dahin auswandern wolle, und als sie hinzufügte: ‚Wir sind ein unruhiges Geschlecht,‘ überflog ein wehes Lächeln ihr feines rosiges Blondinengesicht. Ein anderes Mal verwandte sie sich für eine Freundin, die in einer Brennerei als Buchhalterin anzukommen suchte, und immer war es mir,

als wäre der Sonnenschein aus dem Zimmer gewichen, wenn sie wieder gegangen war. Es war eine wunderliche Zeit für mich, und meine beiden Ich-Männchen hatten die schönste Weile, ihre Ansichten in heimlicher Rede und Gegenrede auszutauschen. Der Tripstriller erwies sich hierbei mehr und mehr als eingefleischter Wolkenkuckucksheimer, der bald nicht mehr von dem Schleckertisch seiner Tante wegzubringen war und den feisten Wunnihuner zwang, seinen irdischen Spießgesellen mit sanfter Gewalt zum Reden zu bringen. Der Wunnihuner nahm kein Blatt vor den Mund und sagte mir seine Meinung gerade heraus: ‚Du willst ein Humorist sein? Aber ich will dir sagen, was du in Wirklichkeit bist: ein Schöps, Wunnibald, und kein Eroberer! Du willst das heilige Feuer vom Himmel stehlen, und getraust dich nicht ein kleines Seelchen zu packen, das vielleicht gar nichts anderes ersehnt und dich vielleicht wegen deiner Blödigkeit verachtet, die, gesteh dir's ein, so gar nicht wunnihunisch ist. Was hält dich dann ab, das süße Ding in den Arm zu nehmen? Denk' an die Chaotiker, denen, beim Hund, eine Lage wie die deinige noch nie Skrupel bereitet hat! Denk' an das Grinsen, mit dem sie dich begrüßen würden, wenn sie eine Ahnung von deinem Verhalten hätten! Denk' an deine Väter! Denk' an die Dichter, die nur unsterblich geworden sind, weil sie den tugendhaften Bürgern Gelegenheit gegeben haben, ihre lüsterne Phantasie auf eine saftige Weide zu führen! Denk' an dich, und denk' an mich, Freund Wunnibald aus Wunnihun, der schönsten Stadt Deutschlands.' In diesem Stil ging es weiter, und ich wußte mich nicht anders zu retten als durch den heimlichen Entschluß, dem radikalen Dauerredner bei der ersten besten Gelegenheit zu zeigen, daß die Scherzlgeiger nicht umsonst zu den ältesten eingesessensten Familien Wunnihuns gehören und sonach wissen müssen, daß Überlieferungen im Guten und Schlimmen verpflichten.

Als der Fasching mit seinen ewigen Festen nahte,

wurde die Erinnerung an das Künstlersommerfest in Possenhofen wieder so lebendig in mir, daß ich Paula eines Tages, als sie wieder einmal mit ihrer schweigsamen Alten zu mir kam, gradheraus fragte, ob sie nicht mit mir den Maskenball der ‚Immergrünen' im Walhalltheater besuchen wolle, und um keine Absage zu erhalten, lud ich auch gleich ihre Duenna dazu ein. Ich legte auch, um sie in Versuchung zu führen, sofort einen Band mit den verlockendsten Tanzkleidern vor sie hin. Sie schlug die farbigen Blätter mit ihren feenhaft leichten Fingern um und seufzte nur einmal auf: ‚Es ist schön, immer fein gekleidet zu gehen'; aber sie war nicht zu bewegen, auch nur in Gedanken eines der vorliegenden Gewänder zu wählen: das sei alles zu fein für sie, und als ich, gereizt durch diese kleinbürgerliche Bescheidenheit, ein prunkvolles Watteaukleid heraussuchte und auch, da es in einem hinging, einen herrlichen Perlenschmuck dazu dichtete, wurde sie ganz still. Sie versprach mir aber, als ich weiter in sie drang, endlich doch in Begleitung ihrer Freundin, mit der sie in Possenhofen gewesen sei, das Fest zu besuchen und in einem Domino zu kommen, der mir, wie sie, versonnen lächelnd, beifügte, schon ein bißl gefallen würde. Sie kam auch, als meine Augen im Festgewühl Ausschau nach ihr hielten, in einem blauen billigen Phantasiekleid auf mich zu, mit dem ich mich, da es ihr ausnehmend gut stand, zufrieden gab. Ich hatte ihr, um auch zu ihrem Schmuck beizutragen, einen Fächer aus dem Nachlaß meiner Großmutter mitgebracht, den sie aber während des ganzen Ballfestes nicht öffnete, sondern fest in der Hand trug. Der Beginn des Abends bereitete mir insofern eine Enttäuschung, als Paula an meinem Arm wie ein stilles verlorenes Seelchen unter den festlich gestimmten Menschen umherging und auch nicht dazu zu bewegen war, dem Beispiel ihrer Festschwestern zu folgen und ihr Samtmäskchen zu lüften. Beim Tanze schwebte sie leicht wie eine Feder in meinem Arm, und in ihren

Augen, die unter der Maske wie zwei Sterne glänzten, lag der heilige Ernst einer glücklichen Seele.

Während wir in dem weiten Festraum umhergingen und die nicht immer zarten Zurufe Bekannter aus dem ‚Chaos' und anderen Kreisen über uns ergehen ließen, fiel mir eine Maske auf, die nicht von unseren Fersen wich: wenn wir stehenblieben, blieb auch sie stehen, und nur zuweilen, wenn ich mich bückte, um meiner Begleiterin ein Wort ins Ohr zu flüstern, ging sie an uns vorbei, um uns auch von vorn zu besehen. Dem kostbaren schwarzen Spitzendomino nach zu urteilen, mußte sie der besten Gesellschaft angehören; aber keine Bewegung der hohen Gestalt, in deren Hand ein kostbarer Reiherfächer zitterte, verriet mir, wer es sein könnte. Nach einer Weile war sie verschwunden; aber als wir an einer der unteren Lauben vorübergingen, sah ich ein Paar vorne an der Brüstung sitzen, das mir den Schlüssel des Rätsels gab: es war Alex Siebold mit seiner Gattin, und zwischen den beiden standen, auf einem schmalen Tischchen, zwei Gläser Champagner, gefüllt bis zum Rande. Aber keines griff, so lang ich dastand, nach dem perlenden Weine. Auf dem Gesicht meines Freundes lag die alte, ewig gleiche Ruhe eines gesättigten Menschen, und der Blick, mit dem er das tosende Festgewühl musterte, verriet weder Lust noch Langweile. Auch das starre Gesicht Lisbeths hatte sich nicht verändert; aber als ihre Blicke den meinen begegneten, wußte ich, daß sie nicht glücklich war und daß sie mich haßte oder verachtete.

In mir steckt, wie in jedem Menschen, etwas von der Grausamkeit unserer ältesten Ahnen, und ich will nicht leugnen, daß mich der Blick Lisbeths, aus dem ein ganzes stummes Schicksal sprach, zu einer bacchantischen Erregung trieb: ich faste meine Begleiterin fester und flog mit ihr in das Tanzgewühl, dessen Wogen mit jedem Augenblicke höher gingen. Als ich aber nach dem Schluß des Tanzes mit Paula in einer Ecke saß und zusah, wie

die winzigen Perlen des Schaumweins in meinem eigenen Glas an das Licht emporstiegen, überschlug mich jählings ein anderes Gefühl: es war der Gedanke, daß ein Augenblick über das Leben eines Menschen entscheiden und ihm die gleiche Verantwortlichkeit auferlegen könne, wie eine lange Reihe schwerer Stunden. Wenn ich auch mein Vergehen Lisbeth gegenüber nicht als allzuschwer empfand, so verriet mir doch der Blick, den sie mir zugeworfen hatte, daß ich unverrückbar in einem fremden Leben stand, und dies nahm dem festlichen Treiben vor meinen Augen mit einem Male allen Glanz und alle Farbe. Paula, die wie ein Häufchen Glück an meiner Seite saß und nur zuweilen still an ihrem Glase nippte, fühlte, daß etwas Ungewohntes oder Feindseliges durch meine Seele ging; sie sagte zweimal: ‚Sie haben etwas!‘ Und als ich etwas unwirsch abwinkte und in meiner spöttisch übertreibenden Art erklärte, ich sei nicht nur schnackerlfidel, sondern überhaupt der glücklichste Mensch unter der Sonne, schüttelte sie nur immer das Köpfchen. Später kamen ein paar Chaotiker daher, um ein Glas mit uns zu trinken, und der freche Ton, den sie anschlugen, bewirkte, daß Paula plötzlich aufstand und nach Hause verlangte.

Es war noch nicht Mitternacht und ein furchtbarer Schneesturm tobte über der Stadt, als wir ins Freie traten. Ich nahm einen Wagen und setzte Paula, auf ihren Wunsch, in der Nähe des Angertors ab; dann fuhr ich in eine Bierstube, wo man an solchen Abenden ein gutes Glas Pilsner bekam, das ich unserm braunen Bier vorziehe. Während ich so dasaß und zuhörte, wie einige Chaotiker, die den Haaren und der Wäsche nach aus Schlawinien stammten, auf diese ewigen Maskenbälle herzogen und von andern dionysischen Zukunftsfesten sprachen, überfiel mich eine seltsame Unrast, und in dieser zwiespältigen Stimmung machte ich mich nach einer halben Stunde schon auf den Heimweg. Als ich vor meinem Turmpförtchen anlangte, schoß aus dem Schatten der

Mauernische eine dunkle Gestalt auf mich zu: es war Paula Siebeck, deren tief geschöpftes ‚Gott sei Dank, daß Sie kommen' mir ihre tiefe Erregung verriet. Ich fragte, was geschehen sei, und sie erzählte mir in fliegender Hast, daß sie ihr Täschchen mit dem Hausschlüssel in unserm Wagen verloren und ihr Unglück erst entdeckt habe, als sie das Tor des Vorderhauses, durch das man in ihr Wohnung gelange, öffnen wollte. Kein Klopfen habe vermocht, den Hausmeister der Klöppelschule, der nach dem Hof zu wohne, aus dem Schlaf zu wecken: ihr Pochen habe nur zwei Burschen angelockt, die sich so gegen sie benommen hätten, daß sie voller Angst durch einen versteckten Hausdurchgang hindurch in eine andere Gasse und hierher gelaufen sei, um da auf mein Heimkommen zu warten.

Da stand ich nun mit dem armen verängstigten Seelchen und wußte für den Augenblick wirklich nicht, was ich beginnen sollte. Als Paula, die vielleicht mein nachdenkliches Schweigen mißdeutete, in Schluchzen ausbrach, sagte ich: ‚Paula, kommen Sie herauf in meine Bude!' Sie entgegnete kein Wort; ich schloß auf und ergriff ihr eiskaltes Händchen und geleitete sie die enge finstere Turmtreppe empor in dieses Zimmer da. Da ich mir die Nummer des Wagens, in dem das Täschchen liegen mußte, nicht gemerkt hatte, bestand wenig Aussicht, in der Festnacht noch in den Besitz des verlorenen Schlüssels zu kommen. Ich war aber inzwischen zu einem Entschluß gekommen: ich fragte Paula, ob sie die Nacht über da bleiben und auf meinem Ruhebett schlafen wolle, und sie nickte vertrauensvoll wie ein Kind. Ich trug dann selbst ein Kissen und eine Decke herbei und überließ es meiner kleinen Freundin, ihr Lager für die Nacht selbst zurecht zu machen. Ich will nicht leugnen, daß der bewußte Wunnihuner sich dabei mächtig in mir regte und sagte: ‚Wunnibald, willst du wieder, wie so oft schon, ein Schöps sein? Diesmal wirst du mir den Gefallen tun und deiner

kleinen Freundin gefälligst zeigen, daß die Götter das Weib, wenigstens für gewisse Stunden, zur Lust geschaffen haben. Du tust nichts anderes, als was tausend andere Männer an deiner Stelle auch tun würden, und nichts schmerzt später tiefer, als eine am unrechten Ort unterlassene Sünde,' und so weiter. Der Tripstriller aber schwieg an diesem Abend und putzte seine Brille; denn er war von der Nähe des feinen zarten Wesens ganz benommen.

Doch vor dem Blick, den mir Paula zuwarf, als ich ihre Hand in die meine nahm und ihr, leise und erwartungsvoll, eine gute Nacht wünschte, verstummte sofort jedes unschöne Gelüst in mir, und auch als ich später im Dunkel in meinem Bette lag und auf den tobenden Schneesturm draußen lauschte, vermochte der Wunnihuner nicht mehr zu Worte kommen. Ich schlief übrigens in der Nacht sehr schlecht, und einmal meinte ich, im halben Wachtraum, das silberne Klingeln zu hören, mit dem meine Großmutter ihre Leibkater zum Essen zu locken pflegte.

Als ich am Morgen an die Turmzimmertür klopfte und fragte, ob es gestattet sei, einzutreten, kam mir Paula völlig angekleidet entgegen. Sie war still und gedrückt; aber ein feines Rot überzog ihr Gesicht, als sie mich in meiner samtenen Hausjacke eintreten sah, und beim Blick in diese feinen Züge durchfuhr mich selbst der Gedanke: Wär' es eigentlich nicht das Gescheiteste, dieses arme liebe Geschöpf für immer ans Herz zu nehmen und zuzusehen, wie sich ihr Wesen zur schönsten weiblichen Vollendung entfalten würde? Ich will übrigens nicht leugnen, daß die Ansichten über die Ehe, die in dem ‚Rasierten Pavian' im Schwunge gingen, auch ein gut Teil an dieser Seelenfrage hatten: da galt es als Großtat, eine Kellnerin oder gar etwas Zweifelhafteres zu heiraten, und der Mensch ist so eingerichtet, daß selbst die Meinungen der Leute, die wir verachten, bestimmend auf uns einwirken. Der Trotz, mit dem meine Herren Mitchaotiker das ewige Natur-

recht ihrer antibürgerlichen Selbstherrlichkeit auch beim Heiraten vertraten, lebte eben auch in mir, obwohl an meiner geeichten Bürgerlichkeit kein Zweifel herrschen konnte. Als Antwort auf meine Herzenfrage beschloß ich zunächst, Paula nach dem Tee, den sie schweigsam bereitete, durch die Wohnung zu führen, in der meine Eltern und meine Großmutter gelebt hatten.

Freilich, bei Tag besehen sah das Abenteuer der entwichenen Winternacht doch ein klein wenig anders aus, und ich begriff auch, was das gedrückte Schweigen meiner kleinen Freundin verhüllte: sie mußte, wenn sie sich die Erinnerung an dieses Ballfest einigermaßen ungetrübt retten wollte, ihren Angehörigen gegenüber auf eine Lüge verfallen und ihr Ausbleiben auf irgendeine Weise erklären. Mein Wunnihuner meinte zwar, auch das unschuldigste Mädchen wisse, wenn ihr Herzchen in Frage kommt, mit Lügen wie der beste Meister umzugehen, und in allem, was mit Herzensgeschichten zu tun habe, könne kein Gott einem Weibchen etwas Neues lehren; aber ich fühlte das Unbehagen Paulas drum nicht weniger und empfand ein zärtliches Mitleid mit der Schweigenden. Wir sprachen dann noch ein Weilchen von dem Ball, und sie vertraute mir an, daß das Fest auf der Wiese in Possenhofen doch schöner gewesen sei als die Redoute im Walhalltheater. Dann nahm ich sie bei der Hand, um ihr die Räume zu zeigen, in denen meine Eltern gelebt hatten, und sie folgte. Ich schlug die tief herabwallenden seidenen Fenstervorhänge zurück und ließ zugleich mit der kalten Schneeluft das helle Licht der Frühe hereinströmen; aber ich sprach kein Wort, denn die Erinnerung an meine Mutter, die einst diese Einrichtung als Aussteuer in das Haus gebracht hatte, wurde plötzlich so mächtig in mir, daß mich ein wehes Gefühl überschlich. Auch Paula, die scheu und gedrückt auf den Fußspitzen einherschlich, sprach kein Wort; als ich sie aber lächelnd anblickte, sah ich, daß helle Tränen in ihren Augen standen, und als ich sie fragend bei der

Hand nahm, sagte sie leise: ‚Du sollst nicht so gut sein zu mir.' Ich kann nicht sagen, wie dieses Du aus dem wehen Munde auf mich wirkte: es war wie ein Sturm oder eine jähe Lohe, die in meine Seele schlugen. Ich faßte sie und suchte ihre Lippen, und sie verweigerte mir nicht den Kuß. Dann führte ich sie, ohne ihre Hand loszulassen, in mein Zimmer, wo ich sie, noch halb auf der Schwelle, mit rauher Stimme, deren Ton mir selber auffiel, fragte, ob sie schon jemand gern gehabt oder gar geliebt habe. Paula beteuerte, daß sie noch nie einen Menschen lieb gehabt habe, obwohl schon zwei jüngere Kollegen ihres Vaters um sie geworben hätten. Hierauf fragte ich sie, in einer Art Trotz, ob sie meine Frau werden wolle, und mich verzehrte die Ungeduld, als sie nicht sofort antwortete, sondern mit gesenkten Blicken vor mir stehenblieb. Als keine Antwort über ihre Lippen wollte, fragte ich, aber beinah grob: ‚Aber lieb hast du mich doch, Paula?' Da nickte sie, mit den Tränen in den Augen, und schon wollte ich sie als selige Beute an meine Brust reißen; aber sie streckte mir abwehrend ihre Hände entgegen und fuhr hastig in ihren Mantel, und als ich sie nun noch einmal fragte: ‚Nun, bekomm ich eine Antwort oder nicht?' brach sie in Schluchzen aus und rief: ‚Nein, nein, ich muß jetzt gehen! Ich schreib Ihnen alles!' Und schon war sie weg, und ich saß da und dachte über die Wunderlichkeiten junger Mädchen nach; aber alles Gegrinse des Wunnihuners in mir vermochte mich nicht von meinem rasch gefaßten Plan abzubringen, und da es mir widerstrebte, so ohne weiteres in die kleinbürgerliche Familie einzudringen, wo Paula vielleicht in jenem Augenblick einen üblen Empfang fand, beschloß ich, den Herrn Siebeck am gleichen Tage noch in seiner Amtsstube aufzusuchen und da mein Anliegen vorzubringen. Ich fand ein scheues Männchen, das fast wie ein Kirchner aussah und sorgsam seine grauen Schutzärmel auszog, ehe er zu einer Unterredung bereit stand. Ich müßte lügen, wenn ich be-

haupten wollte, daß dieser Typus eines kleinen Beamten als Schwiegervater meinem Geschmack besonders zusagte; aber ich rückte doch, ziemlich verlegen, mit meinem Anliegen heraus, und der kleine Beamte hatte nichts als kopfnickend zu erwidern, als: ‚Da hat die Paula ein schönes Glück gemacht. Verdient hat sie's; denn sie ist ein braves Mädl, das mir noch nie Kummer gemacht hat. Sie hat auch was gelernt; auf der Handelsschule ist sie mit der Note 1 abgegangen.' Wir sprachen dann noch über allerlei gleichgültigere Dinge, und der Herr Sekretär ließ mich nicht ohne Stolz wissen, daß er durch seine Mutter mit dem Herrn Ministerialrat Rodlbichler verwandt sei.

Ich fuhr nun in die Wohnung meiner künftigen Schwiegereltern, wo ich nur die Stiefmutter Paulas beim Waschen fand. Das Gesicht, mit dem die Frau meine Eröffnungen aufnahm, werde ich nie vergessen: sie hielt mich, nach ihrem höhnischen Lächeln zu urteilen, offenbar für einen hellen Schwindler, und erst im Laufe unseres Gesprächs kam es ihr allmählich zum Bewußtsein, daß ihre Stieftochter ganz von selbst in etwas getappt war, was diese kleinen Leute als großes Glück betrachten mußten. Als Paula endlich von einem Ausgang heimkehrte, empfing ich sie nur mit aufgehobenem Finger. Sie glühte über und über, als sie mir die Hand gab. Die Stiefmutter räumte erst den Platz, als ich sie bat, uns allein zu lassen, und nun bedurfte es weiter keines Wortes: wir blieben mit verschlungenen Händen, voreinander stehen, und dies eine gute Weile. Als ich aber Paula endlich fragte, warum sie in der Frühe davongelaufen sei, schüttelte sie nur den Kopf, und ich konnte, obwohl ich bat und schmeichelte, keine Erklärung ihres Benehmens von ihr erlangen. Es regte sich, ich will es nicht leugnen, etwas wie eine Enttäuschung in mir, als sie auf alle meine Fragen stumm blieb; aber sie ging in einer wunderbaren Woge des Gefühls unter, als Paula endlich meine Hand ergriff und sie leise an ihre Lippen zog: da

riß ich die Demütige an meine Brust, und ein Unsagbares erschütterte mich bis ins Mark meiner Knochen.

Im übrigen fand ich bald Gelegenheit, über die klare Lebensklugheit zu staunen, mit der meine kleine Braut unsere nächste Zukunft ins Auge faßte. Zunächst äußerte sie den Wunsch, in einem feinen Hause alles Nötige, was zur Führung eines Haushalts erforderlich sei, zu lernen, und ihre Augen leuchteten auf, als ich ihr eine kurze Lehrzeit bei einer Verwandten meiner Mutter in Pasing draußen vorschlug. Die gute Frau Grobschmitt machte große Augen, als ich mit meiner Bitte daherkam; allein sie versprach mir doch, meinen Wunsch zu erfüllen, und schon eine Woche darauf erhielt ich ein Briefchen von ihr, in dem sie mir von Herzen Glück zu meiner Wahl wünschte: ein so liebes Wesen wie meine schüchterne Braut Paula, so ganz reine Güte, sei ihr noch nicht vorgekommen, und am schönsten sei Paulas Verstummen, wenn sie, die Base, von mir spreche. Die übrige Sippe der Scherzlgeiger aber benahm sich so, wie sich gute Mütter und Tanten, denen heiratsfähige Töchter oder Nichten im Hause leben, in ähnlichen Lagen zu benehmen pflegen: die einen versuchten, mir noch in letzter Stunde ein anderes herrliches Wesen mit schwerem Geld und allem Möglichen zuzuschanzen, und ich lernte aus diesen offenen oder verkappten Kuppelungen, daß die herrlichsten Frauenbilder in der Wunnihuner Welt so häufig waren wie die Brombeeren; den andern war es mit einem Male klar, welcher Hallodri den Namen der Scherzlgeiger schändete, und diese Guten verschmähten kein Mittel, um mir mein Glück durch unterschriftslose Briefe und Zuträgereien zu verletzen; aber ich war nun einmal darauf versessen, meine eigenen Ehe- und Wehewege zu gehen, und meine beiden Ich-Männchen waren, zum ersten Male in meinem Wunnihuner Leben, wenigstens in der Beurteilung gelben Neides und schwarzer Gemeinheit einig.

Wir feierten eine stille Hochzeit: Paula hätte sich am

liebsten in einer stillen Dorfkirche trauen lassen. Als Trauzeugen dienten uns ein weitläufiger Vetter, der Finanzassessor Wastl, dessen biographische Belustigungen unter einer Hirnschale Ihres Urteils harren, und ein Genosse aus dem ‚Chaos', Josef Pfannenstiel, der sich als Erfinder der riechenden Musik einen Namen in gewissen Kreisen gemacht hatte: der gute Pfannenstiel behauptete nämlich, daß die Menschheit noch keine differenzierten Nerven habe, solange sie nicht bei einem Ton auch den Duft empfinde, der seinem Wesen entspreche, und er konnte beim Klavierspiel in Krämpfe geraten, wenn jemand bei einem kühnen Übergang nicht sofort merkte, daß nun ein Duftschwall aus andern Blütenkelchen unter den Fingern des Meisters aufquoll. Er spielte uns beim Hochzeitsmahl einen symbolischen Hochzeitsmarsch, der, wie er vorsichtshalber vor der Berührung einer Taste erklärte, nach Schlüsselblumen riechen sollte, und endete später im heulenden Elend; denn er konnte nichts vertragen, im Gegensatz zu meinem steifleinenen Vetter Wastl, dessen verhaltene Hochzeitsstimmung sich dadurch äußerte, daß er, mit dem Champagnerglas in der Hand, eine Rede auf mich, als einen verkappten Blaublümler, hielt und dann meiner kleinen Frau zwei herzhafte Küsse gab, ohne eine Miene zu verziehen.

Wir machten keine Hochzeitsreise, sondern bezogen sofort an unserm Hochzeitstage unsere alte Familienwohnung. Als ich Paula über die Schwelle dieses Gemaches führte, ließ sie nur ein tiefes Aufatmen hören, und diese Äußerung ihres Wesens entzückte mich tiefer als ein Kosewort aus erfahrenem Liebesmunde. Ich war glücklich; aber ich konnte es nicht hindern, daß der Wunnihuner in mir meine Heirat doch eine halbe Spatzenheirat nannte, während dem Tripstriller die Tränen in die Augen schossen, als er sah, wie Paula ihre kleine, selbst genähte Aussteuer in die wohlgefüllten Weißzeugschränke der Scherzlgeigerschen Frauen schloß. Wenn ich meine äußeren

Verhältnisse überdachte, wollten mir allerdings einige Sorgen über unsere Zukunft aufsteigen; denn mein einziges Einkommen bestand damals aus den nicht gerade fetten Überschüssen, die mir, nach Abzug der Steuern und Hypothekenzinsen, von den Mieten des ersten Stockes und des Erdgeschosses unseres Familienhauses blieben: es reichte bequem für einen bescheidenen Junggesellen, aber es war, wie ich es auch einteilen mochte, nicht übermäßig viel für einen jungen Hausstand. Doch Paula fuhr mir, den Kopf schüttelnd, durchs Haar, als ich ihr meine Lage darlegte und auch sie bedauerte; aber sie legte die Hände nicht in den Schoß: sie drang darauf, daß ich zunächst mein Doktorexamen machte, und als ich meine Schrift ‚Über Eiweißgehalt und Nährwert der Hülsenfrüchte' unter der Presse hatte, war der erste Gang der neugebackenen Frau Doktor ein Besuch bei einem Verwandten ihrer verstorbenen Mutter, der eine Stellung in dem vor kurzem errichteten Lebensmittelamt der Stadt Wunnihun bekleidete. Sie brachte mir die Nachricht heim, daß da bald ein Pöstchen frei werde, das gerade für mich gemacht sei, und ruhte nicht eher, bis ich mich, wenn auch widerstrebend, darum bewarb. Als ich aber mürrisch klagte, daß eine Stellung in diesem Amt doch nicht recht für einen Menschen passe, welcher der Welt etwas anderes zu sagen habe, schloß sie mir den Mund mit einem langen Kusse, den meine beiden Ich-Männchen köstlich fanden, und so machte ich denn meine Eingabe und erhielt auch den Posten in dem Amte, als dessen künftiger Vorstand ich mir einige Verdienste um unsere Stadt erworben zu haben glaube. Ich habe mich, ich darf es sagen, ordentlich ins Zeug gelegt und versucht, in meiner Stellung ebenso Vortreffliches zu leisten wie seinerzeit die alte Exzellenz in Weimar auf anderem Gebiete, wenn ich mich auch sonst nicht mit dem größten aller Lebensgestalter vergleichen möchte.

Mit dem Humoristen in mir hatte es aber seine etwas

schleierhafte Bewandtnis: als ich meiner lieben jungen Frau eines Tages, nach einem recht zärtlichen Stündchen, mein Geheimnis anvertraute und meinen Tripstriller in den höchsten Tönen sprechen ließ, da sagte sie nur, mit der zärtlichsten Stimme: ‚Du lieber Kerl!' Aber ich merkte an diesem himmlisch leisen Liebeston, daß sie an meinen unausgebrüteten Eiern nicht den gleichen Anteil nahm, wie an mir selbst. Ich trug nun, um ihre Glücksbegeisterung zu wecken, die Farben meiner künftigen Herrlichkeit mit dicksten Strichen auf; aber es half mir nichts, ich geriet dabei in eine recht zwiespältige Stimmung, und der Wunnihuner in mir spitzte zuweilen den Mund, um seine Meinung durch einen Pfiff zu äußern.

Doch der Tag und seine Wunder waren zu schön, um eine Mißstimmung in mir aufkommen zu lassen. Das elementare Wesen, das als meine Frau an meiner Seite lebte, nahm mit jedem Tage mehr und mehr mein ganzes Sein, Sinne und Seele gefangen. In unsern stillen alten Räumen wehte ständig ein Blumenduft; denn die einzige Leidenschaft, die ich, außer einer Vorliebe für feine Spitzenschürzen, an Paula wahrnahm, war eine solche für Blumen, und auf meinem Schreibtisch fand ich zu jeder Jahreszeit, wenn ich nach Hause kam, einen Blumenstrauß, eine Rose, eine Nelke oder ein Bündelchen Veilchen stehen. Die Gute machte, während ich mich von Berufs wegen mit eßbaren Dingen abgab, weite Gänge zu allerlei Gärtnern in Giesing oder Bogenhausen, um nur nicht viel Geld dafür ausgeben zu müssen, und in der Auswahl feiner Vasen bewies sie den feinsten Geschmack und die glücklichste Hand: eine Zeit lang kam sie alle andern Tage mit einem Väschen daher, das sie irgendwo, bei einem Trödler oder in einem Lädchen aufgespürt hatte, und als ich drohend den Finger erhob, erklärte sie ernsthaft wie ein Kind, daß gewisse Blumen auch gewisse Vasen verlangten; denn der Duft sei das zarteste Ding in der Welt. Es war mir, als ob ich an ein Seelen-

mysterium rührte, und ich sah lächelnd zu, wie sich ein kleiner Schatz ansammelte, in den sie nur zu greifen brauchte, um jeder Blume zu dem vollen Recht ihrer Schönheit zu verhelfen. Dabei lebte sie wie ein Vöglein, fast von nichts, und doch blühten ihre fein gerundeten Wangen wie junge Rosen. Es macht mich stolz, Ihnen sagen zu dürfen, daß meine Frau ebenso schön an Leib wie an Seele war, und es war keine frauliche, sondern eher eine jungfräuliche Schönheit, die auch nicht von ihr wich, als sie, nach einem Jahr, ein totes Kind zur Welt brachte. Sie ging einige Wochen in stillem Schmerz umher, und es berührte mich seltsam, als Paula mir sagte, sie traure nur darüber, daß unser Kleines kein Seelchen von der Erde mitgenommen habe. Dem Unerforschlichen stand sie wie ein Kind gegenüber: sie war eigentlich nicht fromm, wenn man nicht ihr ganzes Wesen als Leben gewordene Frömmigkeit auffassen wollte; aber sie ging an Sonntagen in ihrem schönsten Kleid in die Messe und hörte es nicht gern, daß ich eines Tages den Wunsch äußerte, sie zu begleiten. Ich ahnte das zarte Empfinden, das aus dieser stillen Ablehnung sprach; ja, es erfüllte mich mit einer Rührung, daß sie ein stilles Eckchen in ihrer Seele für sich haben wollte, über dem die gleiche Sonne und der gleiche Himmel unseres Lebens stand.

Nach einigen Wochen stiller Trauer um unser totgeborenes Kind war Paula wieder die alte Liebe, Güte, die darin aufging, ihr großes Kind, mich, zu betreuen. Wir lebten wirklich wie in einem goldenen Ring seliger Einsamkeit, in dem alles, was von draußen herein an uns herankam, seine besondere Farbe erhielt. Die Gemütsverfassung, mit der ich diese glückatmende Stille ertrug, war seltsamer Art: ich wurde ein heimliches Staunen darüber in der Seele nicht los, und – wie soll ich sagen? – ich wehrte mich dagegen durch eine Art scherzhafter Ironie, gegen die sich Paula beständig auflehnte. Dieses Auflehnen nahm ich wieder von der spaßhaft ironischen Seite,

und so spann sich ein ewig lebendiges Gewebe von schillernden Glücksfäden über den Strom hin, auf dem wir mit Augen wie die der Kinder dahinglitten. Zuweilen fiel mir auf, daß Paula wenig Sinn für die Zeit hatte, in der wir doch leben und weben: sie erwartete mich zwar an der Turmtreppentüre, wenn ich, pünktlich wie die Sonne, aus dem Bureau nach Hause kam – (ich war nämlich am Tage meines Amtsantrittes zu spät im Rathaus erschienen und in die Lage gekommen, meine Laufbahn mit einer Nase beginnen zu müssen – der einzigen, die ich mit dem Bewußtsein eingesteckt habe, daß mir recht geschehe); aber sonst lebte sie ziemlich in zeitloser Wesenheit dahin, und als ich später den ‚Cherubinischen Wandersmann' kennen lernte, erinnerte mich der Heilige, dem Zeit wie Ewigkeit, an Paulas ureigenstes Wesen.

Manchmal glomm doch ein eigenes Gefühl in mir auf, wenn ich die laute Welt draußen vorübertosen sah; aber ich merkte es an dem Schatten, der über Paulas Gesicht ging, daß sie es nicht gerne sah, wenn ich hier und da einen alten Bekannten aus dem Chaos in unsern Turm mitbrachte, um die Berührung mit der Welt der Werdenden nicht ganz zu verlieren, und der Wunnihuner in mir regte sich manchmal, wenn die Erinnerung an übermütige Abende gar zu mächtig in mir wurde, gewaltig auf; aber dieses künstliche Titanentum sank vor Paulas strahlenden Blicken immer wieder in nichts zusammen, und sogar der Tripstriller vergaß allmählich, daß er eine nährhafte Tante in Wolkenkuckucksheim besaß.

Und es war mir etwas Wunderbares, so Tag für Tag mit anzusehen, wie dieses Wesen, das durch seine Abstammung dem Volke näher stand als ich, den wahren echten Reichtum der Welt in sich sog: was andere durch Fleiß und Bildung erreichen, das nahm sie mit der angeborenen Feinheit einer auserlesenen Seele auf, und nie störte mich ein falsches Wort, wenn wir in einem Konzert beisammensaßen und die heiligen Gärten unserer klassi-

schen Musik vor unsern Blicken aufglänzten. Nur wegen eines Mangels mußte ich meine kleine Frau zuweilen schelten: sie lachte selten und hörte auch die tollsten Lustspiele oder Possen, die mich damals noch fesseln konnten, mit einem kindlichen Ernste an. Wenn ich sie fragte: ‚Warum lachst du denn nicht?‘ so schüttelte sie nur schweigend den Kopf, und nur die Röte ihres Gesichtes wurde um einen Hauch tiefer. Wenn wir an einem freien Sonntage zusammen durch ein schönes Kornfeld oder sommerliche Wiesen wanderten, faßte sie zuweilen nach meiner Hand, um einen Kuß darauf zu hauchen, und ich schämte mich, in wundersamem Glücke, dieser Äußerung einer seligen Demut, während mir die Augen feucht wurden. Und noch eines muß ich erwähnen: die paar jungen Frauen, mit denen wir in Berührung kamen, vergötterten sie alle ohne Ausnahme, und selbst aus den säuerlichen Bemerkungen Übelwollender, daß Paula beinah eine Dame sei, sprach die Anerkennung eines seltenen Wesens, das in jeder Lage, unbeirrbar wie eine Traumwandlerin des Glücks, seine Wege ging. Ich hasse das Wort Dame, das an tausend Unnatürlichkeiten und Lügen unseres naturfremd gewordenen Lebens erinnert; aber ich muß zugeben, daß der Wunnihuner in mir sich niemals gegen diese bittersüße Anerkennung aus Frauenmund auflehnte. Am reizendsten benahm sie sich, wenn ich Grund zu haben glaubte, sie auszuschelten: da ließ sie den Kopf auf die Arme sinken, die vor ihr auf dem Tische lagen, so daß ich nur die Fülle ihres herrlichen Goldhaares vor mir glänzen sah, und wenn sie aus dieser Goldflut aufblickte, lag eine solch demütige Schelmerei in ihren leuchtenden Blicken, daß mir ein feuchter Glücksschimmer ins Auge schoß.

So vergingen die ersten drei Jahre unserer Ehe, und die einsame Stille um uns her wurde tief und tiefer. Es fiel mir ganz allmählich auf, daß selbst Leute, die freundlich von uns geschieden waren, nicht mehr in unser Reich kamen: sie schienen zu fühlen, daß sie da überflüssig

waren. Paula lächelte verstohlen, wenn ich mich bisweilen in unfreundlicher Weise über dieses Fernbleiben wunderte; denn im Grunde war sie es, die diese Einsamkeit um uns her schuf, damit ja nichts das Glück störe, in dem wir wie zwei Gefangene lebten. Sie tat auch nicht das geringste, um den Humoristen in mir, den ich noch immer lebendig glaubte, zu Heldentaten zu begeistern; und die bittere Regung, die manchmal in mir aufsteigen wollte, wenn ich sie der Teilnahmslosigkeit zieh, ging immer wieder in ihrem Lächeln unter. Jede feinere Liebe hat etwas Schwächendes, und für gewisse Dinge ist den meisten Menschen ohnehin keine Sprache gegeben.

Im übrigen erzähle ich nur die reine Wahrheit, wenn ich sage, daß ich das reine Leben im Paradiese kennen gelernt habe und weiß, daß das Meistertum einer feinen Seele darin besteht, im Glücke zu beglücken. Das einzige Verlangen, daß ich hie und da an Paula wahrnahm, ging nach einem kleinen Landhaus in der Nähe der Stadt oder in den Vorbergen der Alpen: dort wollte sie einen Garten anlegen, Salat und Gemüse pflanzen, Spalierbäume ziehen und in einem kleinen See Goldfische halten. Ich aber suchte meine Freude an diesem bescheidenen Sommerglückstraum dadurch zu verstecken, daß ich aus dem Landhäuschen ein herrliches Landgut machte und auch gleich alles dazu träumte, was einen Herrensitz zu einem Paradiese macht: einen Park mit neuen Marmorgöttern, die mir meine Chaotiker schaffen mußten, einen Turm zur Beobachtung der Sterne, Stallungen mit Rassepferden, Terrassengärten und die wundersamsten Teppiche strotzenden Rasens. Doch Paula rächte sich, indem sie mich für einen Wurstl erklärte und ihr Landhäuschen eher kleiner und bescheidener machte, damit nur ja seine Wirklichkeit nicht gefährdet würde. Andere Frauen halten sich gerne vor den Auslagen der Juweliere auf, um wenigstens den Glanz der Schmucksachen und Juwelen in der Phantasie zu genießen und dies oder jenes Stück für den

eigenen Leib zu ersehnen; aber Paula besaß wenig Sinn für derartige Herrlichkeiten. Nur wenn wir auf unsern Spaziergängen an einem recht schönen Garten vorübergingen, blieb sie schweigend stehen und nur das Atmen ihres zarten Busens bewies, daß ihre Sehnsucht auf den Wegen dieser Gartenwelt ging, in die ich, um meine Frau zu necken, allerlei unfeines oder scheußliches Volk setzte, dem es gar nicht gegeben war, diesen paradiesischen Frieden mit der Andacht still gewordener Menschen zu genießen.

Aus diesem Meere ruhigen Glanzes heben sich mir heute, wie ferne Inseln, einzelne Erlebnisse ab, deren Bedeutung ich erst später, als das alles nur noch vom Sehnen und der Trauer der Vergangenheit umwittert vor meinen Augen stand, einsah und mit wehen Augen genoß. Ich entsinne mich eines Nachmittags auf der Gindelschneid: wir saßen, im Glanz und Licht der Höhe, im Schatten einer mächtigen vereinzelten Buche und blickten in das blaue Duftmeer der Ferne hinaus, aus dem da und dort die Seen der Hochebene wie goldene Augen aufglänzten. Da fiel es mir auf, daß in Paulas Augen Tränen standen, und als ich sie fragte, was sie habe, sagte sie: ‚Ich hab' an die Sehnsucht gedacht, mit der ich früher immer in eine schöne Gegend hineingeguckt habe.' Ich ergriff ihre Hand und fragte: ‚Und die hast du nicht mehr?' Sie gab keine Antwort, sondern schüttelte nur den Kopf, und ein wunderbarer Schimmer fernen Glücks umglänzte ihren Mund. In mir aber ging etwas Seltsames vor: in mir erstieg etwas wie eine namenlose Sehnsucht vor dem holden Wesen, das mir gehörte, das mit stillem Busen leicht und selig an meiner Seite atmete und doch wie ein süßes Rätsel vor meiner Seele stand. Auf dem ganzen Heimwege war Paula von einer kindlichen Lustigkeit, als wenn sie ahnte, daß ein Schatten auf meinem Gemüte lag. Aber immer wieder kam sie auf ihr Landhäuschen mit Garten, zu deren Erwerb noch immer keine Aus-

sicht bestand, und erklärte mir, sie möchte auch, wie Goethe, recht bald sagen können:

Weit und schön ist die Welt, doch oh! wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich mein eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was braucht ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Und als sie merkte, daß ich diese Verse mit dem spöttischen Lächeln anhörte, das ich hie und da zeigte, wenn ich mich gegen etwas Unnennbares in mir selbst zu wehren suchte, begann sie diesen Gartentraum in seltsamer Erregung auszubauen: da dürften nur Blumen in bestimmten Farben nebeneinander stehen und durch die Harmonie allein verkünden: Als Vermählte empfehlen sich Herr Rittersporn und Frau Akelei. Eine besondere Vorliebe besaß sie für edle Schmuckdisteln, und wenn sie neben eine blaue Spielart weiße Glockenblumen stellte, sah es aus, als ob neben gepanzerten stahlblauen Rittern weiße Jungfrauen stünden, deren Haupt im Sommerwinde wie vom Erleben tiefer Geheimnisse bebte.

Doch mit dem Erwerb des Traumgartens hatte es zunächst noch gute Weile, und so seltsam es auch klingen mag: in meiner Seele regte sich zuweilen etwas wie eine bange Ahnung, daß dieses ganz auf uns gestellte wunderbare Leben zu zweien nicht lange dauern könne. Und in der Tat, eines Tages ging es jählings zu Ende. Aber die Umstände, unter denen mir das Schicksal mein Jugendglück nahm, sind so bezeichnend für das ganze Wesen meiner Frau, daß ich auch da eine geheime Übereinstimmung zwischen Schicksal und Charakter wahrzunehmen glaube.

Als einige Damen der Gesellschaft einen Verein ‚Kinderfürsorge' für eine dringende Notwendigkeit hielten,

veranlaßte die Frau unseres zweiten Bürgermeisters, die Paula sehr gut leiden konnte, daß diese dem Verein beitrat und auch einmal zu einer Vorstandssitzung ging, weil einige der Vorstandsdamen der Meinung waren, man müsse auch die jüngere Weiblichkeit zu Vereinsarbeiten heranziehen. Unter den Damen, die dieser Sitzung beiwohnten, befand sich auch Frau Lisbeth Siebold, und sie benahm sich mit solch verletzender Kühle gegen meine Frau, daß die Zartfühlende nach einiger Zeit aufstand, um nach Hause zurückzukehren, obwohl ich ihr versprochen hatte, sie aus der Sitzung, zu der sie nur höchst ungern gegangen war, heimzuholen. Es herrschte ein wütender Schneesturm, und als die Heimkehrende den Marienplatz überqueren wollte, bemerkte sie ein altes Fraule, das offenbar die Platzfurcht hatte und weder vorwärts noch rückwärts konnte. Meine Frau nahm die Alte beim Arm, um ihr über den Platz hinwegzuhelfen; aber die Alte war so erschreckt, daß sie einem jäh daherschießenden Auto in die Quere lief und mit meiner Frau überfahren wurde. Der Rohling, der den Kraftwagen lenkte, fuhr unbehelligt in dem Schneetreiben davon, und es gelang nicht, seine Nummer festzustellen. Ein Schutzmann wollte wissen, es sei das Auto der Familie Siebold gewesen, das über meine Frau hinwegging; aber ich ließ die Sache auf sich beruhen, obwohl mich ein seltsames Gefühl durchschauerte, als der Name meines alten Freundes in Verbindung mit dem Unfall genannt wurde.

Als ich an jenem Nachmittag nach Hause kam, fand ich eine Sterbende. Wenn ich zuweilen noch an den wehen Blick der Schwerverletzten denke, der keinen Augenblick von mir wich, faßt mich heute noch ein unsäglicher Jammer, und alles, was um mich lebt und lacht und liebt und lockt, verliert seinen Sinn und seine Farbe. Bis in alle Ewigkeit werde ich Paulas hauchartig leisen Worte hören: ‚Ich muß von dir gehen!' Und bis zuletzt, als ihre Seele schon

in Dämmerung zu versinken begann, fühlte ich den Druck ihrer feinen Kinderhand in der meinen.

Sie wissen doch, wie der alte Homer die Schönheit Helenas zur Wirkung bringt? Er läßt die trojanischen Alten verstummen, wenn die königliche Ehebrecherin aus dem Geblüt der Götter vorübergeht, und niemals gab es ein sprechenderes Schweigen in der Welt, als diese Haltung müder, abgelebter Greise. Ich aber habe ein anderes Verstummen in mir erlebt: meine beiden Ich-Männchen, der Tripstriller und der Wunnihuner, denen das Wort doch sonst so locker auf den Lippen saß, verstummten für immer vor der Leiche meiner Geliebten, die in sieghafter Schönheit und Vollendung wie eine blühende Braut unter ihren Kränzen lag. Mich durchfuhr ein unheimlicher Schauer, als ich daran dachte, daß Paula nicht lange zuvor von ihrem Gärtchen gesprochen hatte: das Schicksal hatte sie nun mit jäher Hand in ein anderes Gärtchen entführt, und mir war es bestimmt, den tückischen Hohn der Schicksalsgewalten in seiner ganzen Tiefe zu fühlen. Einen Augenblick meinte ich, ich müsse mir das herrlichste Andenken an die Lebende retten, indem ich ihr wunderbares feines Blondhaar abschneiden ließ; aber dann verscheuchte ich diesen Gedanken wieder, indem ich mir sagte, daß sie mit ihrem ganzen Wesen, so wie sie an meiner Seite gelebt hatte, in das Leben der Elemente zurückkehren sollte.

Ich begleitete meine Tote nach Jena, wo die Einäscherung stattfinden sollte. Meine Bekannten wunderten sich über die Ruhe, mit der ich alles, was das Hinscheiden eines Menschen mit sich bringt, anordnete und überwachte; aber als in Jena der Sarg in der Vorhalle der Verbrennungsstätte vor meinen Augen versank und nur die welken Kränze auf dem kalten Stein zurückließ, brach ich ohnmächtig zusammen.

Wie ich die nun folgenden zwei Jahre gelebt habe, weiß ich nicht: auch der Schmerz hat, so gut wie das

Glück, keine Geschichte, die nur der Widerstreit des Lebens, das heißt des ewigen Begehrens ist. Ich lebte wie ein Automat dahin; aber meine Frau war mit ihrem körperlichen Heimgang nicht aus meinem Leben geschwunden: ich mußte erfahren, daß Worte und Blicke in der Erinnerung ein eigenes Leben führen und oft genug bestimmend in den Tag und seinen Wandel greifen. Paula hatte unter ihren bescheidenen Mädchenschätzen einen kleinen silbernen Becher in die Ehe mitgebracht, den sie als Backfischchen, aus einem unüberwindlichen Gelüst heraus, von ihrem zusammengesparten Taschengeld gekauft hatte. Als mir das kleine Gerät eines Tages unter die Hände kam, ging etwas Unsagbares in mir vor: es war mir, als ob die Erinnerung an das Gelüst eines halben Kindes mir eine neue Seite ihres Wesens aufschlüge, und die Unmöglichkeit, ihr nur noch einmal zu sagen und zu zeigen, wie das alles in mir lebte, erfüllte mich mit dem bittersüßesten Weh und mit einem seltsamen Mitleid mit ihr und mir selbst. Unserer Afra aber trug ich auf, den Becher jeden Tag neben mein Trinkglas auf den Tisch zu stellen. So lebte ich, wie wenn ich einen stillen Zuschauer hätte, dessen Gegenwart die Luft um mich her erfüllte, und das wunderbare Geheimnis, daß wir meinen, ein dahingegangenes Geliebtes reife mit uns und in uns, ließ mich oft zusammenschauern. Doch gehört dies alles zu dem Leben, mit dem wir auf diesem Stern einsam sind, weil es im tiefsten Grunde unaussprechlich bleibt, und das Traurig-Wundersame an diesem Dasein ist nur, daß nicht die Erinnerung an die gegebene, sondern an die empfangene Liebe wie eine Last auf der Seele liegt.

Sie haben meine Frau nie gesehen? Dort hängt ihr Bild, von einem jungen, nun auch schon verstorbenen Chaotiker, der neu zu sein meinte, indem er wie ein Biedermeier malte; aber ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht gern ansehe, denn es atmet nichts von dem unsäg-

lichen Zauber, der von der lebenden Gestalt und ihrem Wesen ausging, und manchmal empfinde ich es als das tiefste Leid meines Lebens, daß alles, was als wunderbare, einzige Wirklichkeit unauslöschlich in mir lebt, mit mir eines Tages spurlos und für immer dahinschwindet.«

4

Wunnibald Scherzlgeiger schwieg und sah mich mit Augen an, aus denen nun etwas Böses sprach; und als ich ihm für die Stunde, die er mir bereitet habe, danken wollte, wehrte er mit einer Stimme, die rauh klang, meinem Wort: »Sie wollen mir wohl danken, daß ich Ihnen ein Stück meines Lebens erzählt habe? Tun Sie es lieber nicht. Denn wie ich so dasitze, schäme ich mich meiner Offenheit, und dabei weiß ich nicht einmal, ob Sie das Gefühl der Scham, das mich peinigt, verstehen. Es ist ein Wahn, daß die Vergangenheit etwas Totes sei; sie ist sogar etwas höchst Lebendiges, ob nun ihre Schatten als Gespenster am hellichten Tage umgehen und abends am Feuer bei uns sitzen, oder als unschöne Zyklopen an dem Gefängnis um uns her mauern, in dessen Wölbung einst der Tod den Schlußstein fügen wird. Was ich Ihnen erzählt habe, ist für Sie ein fremdes Schauspiel, während es für mich etwas bleibt, dem ich durch das Wort etwas Unaussprechliches genommen habe: Nun, Sie wissen als Dichter, daß die Gestalten, die wir lange in der Seele getragen haben, ihr Antlitz wechseln, wenn sie in die Helle des Tages emporsteigen, ohne daß es in unserer Macht läge, ihr innerstes Wesen zu wandeln. Das Tiefste zwischen den Menschen webt ja doch nur als stummes, wortloses Gefühl von einem zum andern hin, und das, was mich mit meiner Toten verbindet, ist etwas, was mich selbst zuweilen mit einem Schauer aus den Tiefen alles Seins erfüllt. Aber so sind wir alle: Keiner kann seinen Schnabel halten –«

Ich ließ mich, trotz des unfreundlichen Tons, den der Erzähler anschlug, nicht abhalten zu bemerken: »Jede Beichte ist Erleichterung des Lebens –«

Wunnibald Scherzlgeiger blieb vor mir stehen und sah mit gerunzelten Brauen auf mich Sitzenden herab: »Das hat ein Dichter behauptet! Ich aber sage Ihnen: die feinsten Gefühle, die auf diesem Stern erblüht sind, haben überhaupt keine Zunge gefunden und sind stumm gestorben. Jawohl! Sind stumm gestorben! Im übrigen möchte ich mir doch eine Frage an Sie erlauben: Sie kennen doch die berühmte Geschichte von dem Falken in der italienischen Novelle des Sercambi, aus der man ein Musterbeispiel gemacht hat, um das Wesen dieser Dichtungsart zu beleuchten und den zahllosen Wald- und Wiesenerzählern einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen? Da lebt der Sohn des Kaisers von Konstantinopel als verkommener Flüchtling in Genua, und da der edlere Mensch ohne ein Wesen, für das er sorgt und das ihm gehört, schwer leben kann, zieht er einen Falken auf, der ihn wohl an seine prinzliche Zeit und die ritterlichen Spiele seines Standes erinnern mochte. Diesen Falken sieht eines Tages ein genuesischer Ritter, und er macht dem Strolch, der ihn trägt, ein Kaufangebot. Der Kaisersohn lehnt es ab, den Vogel um Geld herzugeben; aber er bietet ihn, in einer Herrenregung, dem Ritter als Geschenk an. Der Ritter ist empört, daß ein verkommener Mensch es wagen darf, ihm ein Geschenk anzubieten; er reißt ihm den Falken aus der Hand und schlägt ihn dem Burschen ins Gesicht. Der Vogel stirbt; aber den Jüngling bringt diese schmachvolle Behandlung zur Einkehr: er erinnert sich seines Vaters und seines Standes und beschließt, auf der Stelle nach Konstantinopel heimzukehren. Dort söhnt er sich mit seinem Vater aus und besteigt, nach dessen Tod, den Kaiserthron der östlichen Welt. Unter den Gesandten, die dem Neugekrönten huldigend nahen, befindet sich auch der genuesische Ritter, und der

Kaiser ist großmütig genug, den Mann, dem er eine Schmähung und seine innere Umkehr verdankte, fürstlich zu belohnen und seine Dankesschuld auch öffentlich zu bekennen. – Der Augenblick, da der künftige Kaiser von Byzanz den Schlag ins Gesicht erhielt, war der Schicksalsaugenblick in seinem Leben, und da der Flüchtling ein reiner Naturmensch war, brachte er ihn zum Handeln. Auch ich habe meinen Schicksalsaugenblick gehabt; aber er hat mich nicht von heut auf morgen umgewandelt, er hat nur einen Keim in mich gesenkt, aus dem etwas erwuchs, was in jedem die Quelle des höchsten Seelenadels und – höchster Seelenschwäche werden kann: ich meine das Gefühl der Verantwortlichkeit. Meine beiden Ich-Männchen haben sich stets gescheut, an das Wachsen dieses Gefühls, das beim Sternenlicht so gut wie in der Sonne reift, zu rühren. Haha! Meinen Sie, ich sei umsonst als heimlicher Kaiser oder Krösus in Wunnihun herumgelaufen? Aber als ich mich, um meine Einsamkeit mit Schatten zu bevölkern, endlich an meinen Schreibtisch setzte, sah ich immer die Augen meiner Frau wie zwei fragende Sterne vor mir stehen, und aus deren Licht las ich die Frage: Muß das sein? Nun, es mußte nicht sein, und so kam alles, was mir das Leben mit offenen Spenderhänden entgegentrug, nur meinem Ich zugute: das heißt, ich habe alles Talent, das vielleicht doch in mir schlummerte, an mein Leben verschwendet und, wie billig, alle Vorteile und Nachteile dieses Verfahrens genossen. Doch freilich, so einfach, wie dies alles scheint, ist es doch nicht: ich begreife und verstehe den Schatten, der auf so vielen alternden Menschen liegt, die einst als Götterlieblinge ins Leben traten, und nun, in ihrem Abstieg, die Erfahrung der Jahre erweisen, daß man einen Naturkelch nicht im Sturme vor sich hertragen kann, ohne in Gefahr zu kommen, die edelsten Tropfen zu verschütten: ich brauche nur an die verflossenen Chaotiker zu denken, von denen die meisten im schönsten Philisterium unter-

gingen, um einen tiefen Schauer des Menschlichen zu spüren. Und dann meine ich, daß eigentlich doch nur die wirkliche Fülle ein Recht habe, sich für andere auszugeben oder zu verschwenden, und die Mahnung des dichtenden Weisen, die eigenen Kuchen ins Meer zu werfen, ist mir immer etwas gar zu übermenschlich erschienen: dazu war ich innerlich nicht reich genug und, daß ich's nur sage, vielleicht auch zu bequem. Meine beiden Ich-Männchen waren zwar zur Ruhe gekommen und ließen sich nur hören, wenn es um eine Wunnihuner Sache ging; aber ich sehe doch mit ihren Augen in die Welt, und schon der bloße Gedanke, daß es mir nicht gelingen könnte, an den schmal besetzten Göttertisch der wirklichen Unsterblichen zu gelangen, legte sich wie ein ertötender Rauhreif auf all mein Planen und Sinnen. Ich erkannte eines schönen Tages mit einem Schlage, daß alle die Gestalten, mit denen meine Phantasie so lang und ausgiebig gespielt hatte, von mir aus gar kein eigentliches Schicksal hatten, das sie mit Notwendigkeit ins Leben stieß, und da beschloß ich, meine Feder nur noch als wohlbestallter Beamter in ein Tintenfaß zu tauchen: denn alles Halbe ist mir in der Seele zuwider. Und beim Hund, ich darf mich rühmen, den Wunnihunern ein Musterbeispiel der Tüchtigkeit vor Augen gestellt zu haben: einen besseren Oberpfleger ihrer leiblichen Bedürfnisse hat es noch nie gegeben und wird es schwerlich mehr geben. Die Herren Manscher und Panscher wissen ein Lied von mir zu singen. Selbst das Vergnügen, das ich bisweilen empfand, wenn mir ein ausbündig gelungenes Exemplar von Schuft oder Schieber in die Hände lief und meine Phantasie zum Pressen eines solchen Affen reizte, konnte nicht die Strenge mildern, mit der ich dem Raubgesindel zu Leibe ging. Und die Erfahrungen, die ich als Vorstand des, meiner Ansicht nach, wichtigsten Amtes in Wunnihun machen mußte, haben mich nebenbei gelehrt, daß ich gründlich Recht hatte, auf meine Schreiberei zu verzichten:

das Volk will und muß vor allem essen, und alles andere, wofür die Träumer und Narren der Phantasie ihr Herzblut hingeben, ist ein tragischer Luxus, für den alle Wunnihuner in ganz Germanien im Grunde die Verachtung gesunder, gut verdauender Tiere hegen. Glauben Sie mir, mein Verehrtester: Der Geist ist noch immer das sicherste Mittel, sich unbeliebt, oder verhaßt, oder unglücklich zu machen, und dies gilt nicht nur für Wunnihun, sondern auch für sein liebes Hinterland, das von der Maas bis an die Memel, von den Alpen bis zum Belt reicht. Die edelste Landschaft für einen richtigen Wunnihuner ist und bleibt eine Gegend, wo Berge von Früchten, von Äpfeln, Pfirsichen, Apfelsinen in die Himmelslüfte strotzen und Ströme voll Wein, Bier, Milch und Honig in ein traumhaftes Meer des schlaraffenhaften Überflusses münden. – Sie kennen doch das schöne Wort: Eine Landschaft ist ein Seelenzustand? – Was mich betrifft, so ist mir seine Wahrheit nicht auf Korfu oder vor dem Ätna, sondern vor einer Wunnihuner Phantasielandschaft auf dem hiesigen Markte aufgegangen.«

Ich ahnte, daß da eine wunde Seele sprach, und scherzte: »Etwas müssen Sie den Wunnihunern doch zugute rechnen. Aber wissen Sie was? Sie sollten Ihre beiden Ich-Männchen von den Toten erwecken und ihnen bei einem Wein, wie diesem, andächtig zuhören: ich glaube, die beiden haben manches auf dem Herzen, was auch andern zusagen dürfte, wenn sie es nur erführen –«

In diesem Augenblick ertönte die Flurklingel. Wunnibald Scherzlgeiger erhob sich und sagte: »Sie verzeihen: ich muß noch eine Amtsangelegenheit erledigen. Selbst in meinem Turm verfolgt mich der Wunnihuner Appetit.« Und er ging mit festem Amtsschritt und zugeknöpfter Amtsmiene in das Nebengemach, wo ich ihn bald lebhaft und heftig auf einen Mann einsprechen hörte, dessen Tonfall den Untergebenen verriet.

Doch plötzlich war mir, als ob ich nicht mehr in der

Fensternische des Löwenturms in Wunnihun säße, sondern im Zuge eines leichten Wachtraumes dahinschritte. Ich ging, wie auf meinem Herwege, durch die abendlichen Gassen Wunnihuns, und um mich her flutete das altgewohnte liebe Leben; aber mir war zumute, als ob ein Augenblick des Traumes allen meinen Sinnen die wunderbarste Jungfräulichkeit wiedergegeben hätte und alles um mich her, Duft, Ton und Licht, mit neuester, seligster Gewalt, brausend und glühend, auf mich eindränge. In der unsäglichen Milde des Abends, dessen Dämmerung die alten Gassen füllte und die Giebel noch mit dem milden Schimmer rosiger Himmel färbte, empfand ich mein bloßes Sein allein als unsägliche Beglückung. Zur Rechten und zur Linken, in Stuben und Werkstätten, regten Meister und Gesellen die fleißigen Hände. Vor einer Hufschmiede stand ein gesatteltes Rassepferd, und der graubärtige Meister im Lederschurz tat soeben die letzten Schläge auf das weißglühende, schön geformte Eisen; und die Funken, die von dem dunklen Amboß sprühten, glichen dem Sternschnuppenfall funkelnder Sommernächte. Im Zwielicht einer niederen Stube hörte ich einen Schuster hämmern, und der Schuh, den er unter den Händen hielt, war – so träumte ich – für einen Fuß bestimmt, der morgen zu dem schönsten Feste seines Lebens schreiten durfte. Ein Mütterchen, das in seinem Stübchen ein paar Nadeln mit welken Händen in Bewegung setzte, nähte den Saum eines Spitzentuches, aus dessen Schatten bald die schönsten Augen wie dunkle Diamanten blitzen sollten, und so wies jede Hand und jedes Gewerbe auf einen neuen Tag und einen Menschen hin, dem die Stunden ihre Gaben brachten, um andere zu empfangen und weiterzugeben.

Und ich ging und ging, wachträumend verstrickt und verwoben in ein Dasein, dessen Leben und Laute mich mit jener Seelentrunkenheit erfüllten, der alles in ewigem Paradiesesschimmer glänzt. Ich bebte in Schauern

und glühte in Sehnen, und doch war eine heilige Helle in mir, von der all die Dinge um mich her erst ihren Glanz und ihren Sinn bekamen. Und ich ging und ging und kam in stille Gassen, wo dunkle Fenster wie erloschene Augen in die sinkende Nacht starrten; ich ging und geriet in breite Straßen, wo Herrenhäuser und Villen unter hohen Wipfeln lagen und im Banne dunkelnder Gärten schwiegen.

Vor einen hohen eisernen Gartentore, dessen schwere Stäbe vergoldete Lorbeerzweige durchrankten, stieß ich auf drei eng aneinandergeschmiegte Mädchen; sie hielten ihre Gesichter an die geraden Eisenstäbe gepreßt und lauschten auf den Gesang einer Stimme, die sich aus einem offenen Saalfenster wie ein triumphierender Stern emporschwang, und als sie schwieg, verkündete ein Lachen, das wie eine schimmernde Sturzflut über die weiße Parktreppe niederrauschte, daß in dem Haus ein Fest in lichten Sälen Glückliche vereinte. Doch ich blickte, um die Pracht des Festes zu ermessen, nicht in den Schimmer, der aus den Fenstern fiel; ich sah in die Augen der drei Mädchen, die da, schauernd aneinandergeschmiegt, vor der Herrlichkeit da oben schwiegen, und in ihren Augen, den Spiegeln einer leichten Seele, strahlte mir der allerschönste Glanz entgegen: da dichtete die Sehnsucht ein herrlicheres Fest zusammen, als das man da drinnen feierte, und die wehe Begierde der für immer Ausgeschlossenen gab ihm seinen unermeßlichen Rausch und die unvergeßliche Weihe. Doch da überschlugs mich jäh: Waren die drei Schönen, in deren Augen sich das alltägliche Wunder der Verklärung vor einer verschlossenen Pforte erfüllte, nicht die drei hüpfenden Mädchen, die mir, vor ein paar Stunden erst, in der Tageshelle des Marktes begegnet waren und nun da, plötzlich erwachsen und sinnend und sehnend, vor den Toren des Lebens standen? Doch während ich verweilte und meinen Gedanken nachhing, traf mein Blick eine Mohnblume innerhalb des Gartengitters, aus deren Kelch mir ein Blitz wie von einem Juwel oder einem Auge

entgegenfunkelte, und als ich mich beugte, um den Quell dieses Glänzens zu ergründen, lief ein Schauer durch die Nacht, und die Perle kristallhellen Taus, die in dem schattenvollen Kelch der Blume ruhte, verrollte in eine dunklere Tiefe. So, sagte ich mir, müssen die Dinge in einem Schauder der Schönheit vergehen, und mir selbst war es, als rührte er an meinen tiefsten Grund, ehe er als heimliche Welle seinen verebbenden Ring in das All hinausdehnte.

Und sinnend ging ich weiter, und so führte mich mein Stern auf den stillsten Platz der Märchenstadt Wunnihun: da sah ich an der alten Stadtmauer, im Schatten einer alten Linde, neben einem fließenden Brunnen, dessen Becken wie ein goldener Spiegel im letzten Licht des Tages glänzte, einen Greis in dunklem Gewande sitzen. Und ich erkannte ihn an seiner Haltung: es war Wunnibald oder Wonnebold, der Märchenerzähler, von dem es heißt, daß er, wie der ewige Jude, nicht sterben könne, weil ihm die Erde ihr Geheimnis noch nicht preisgegeben habe. Ihm zur Seite saßen, stumm und mit gesenkten Lidern, drei Gestalten in aschgrauen Gewändern, und ich erkannte die drei Schicksalsschwestern Glück, Sorge, Armut. Doch als ich nähertrat, schwebten sie plötzlich wie Schatten hinweg, ins Dunkel, und wieder war es mir, als ob es die plötzlich alt gewordenen drei Mädchen seien, in deren Händen ein geflammter Apfel glänzte, als sie, sorglos und selig, auf dem Markte vor mir einhergingen.

Ich fragte: »Was machst du, Alter?«

Und Wunnibald, der Märchenerzähler, kicherte wie ein verschlagener Kobold in sich hinein: »Ich tue, was ich immer tat: ich sitze und lausche! Hörst du das Tosen, das, zum Hauch gestillt, in meiner Stille hier verklingt? Es ist der Hall der Märkte, in dem sich Lust und Lachen, Jauchzen und Jammer zu der Flut vereinen, auf der die Helden meiner Mären nach den Küsten der Seligen steuern, wo die Sirenen hell und traurig zum Ton der

schimmernden Brandung singen; denn, daß du es weißt, es gibt auch traurige Sirenen, die auf das purpurne Lustschiff eines Gottes hoffen und, voll der schönsten Frauendemut, gerne bereit wären, ihre schönen schneeweißen Hände unter seine Füße zu legen, wenn er den goldenen Sand der seligen Ufer betritt, um da seine göttliche Einsamkeit zu vergessen. Sahst du jemals eine Flotte auslaufen aus dem Hafen von Wunnihun? Du lachst und fragst: Seit wann denn ist dieses Wunnihun, das so viele mit der Seele suchen, eine Seestadt? O Freund meiner dunklen Stunden, weißt du es nicht? Die Stadt, in der ich, lauschend und sinnend, an der Mauer sitze, ist nicht das ewig lustige Wunnihun, dessen Bauch überquillt vom Reichtum dieser Erde; mein Wunnihun liegt an zwei ewigen, Gestalten flutenden Meeren: gegen Norden ist es die bittere See, in der alle Tränen dieser Erde zusammenfließen, und gegen Süden ist es die Flut unendlichen Gelächters, die als Geistermeere donnernd an die Mauern meines Seelensitzes branden. Mein Wunnihun ist die schwebende Märchenstadt, zu deren Aufbau alle deutschen Städte ein Türmchen, ein Haus, einen Architekturschnörkel, einen Garten und einen Märchenwinkel beigesteuert haben. Mein Wunnihun ist die Stadt der ungestillten Sehnsucht und der trunkenen Ferne: da gibt es einen anderen ewigen Hunger als den, von dem du heute fabeln hörtest: es ist der uralte heilige Seelenhunger nach den ewigen Mären von dem Paradiese! Wenn er erlischt, dann sind die Menschen reif zum Untergange der Verwesung, deren Phosphorschimmer noch das letzte Leben vorzutäuschen versucht. Wenn er erstirbt, dann ist die letzte Götterdämmerung, die auf Larven sinkt, zum Greifen nahe. Doch sind's, wie ich gestehen muß, nicht allzu viele, die ihren Weg in meine Weltenstille finden; denn Millionen und Millionen da draußen weben und weben nichts als Märchen, ob sie nun Romane oder Novellen oder Gott weiß was heißen, und der Hohn und

die Gier der Welt lachen und kichern aus diesen Geschichten und dem gespreizten Getu der schreibseligen Sklaven, deren Fluch es ist, daß sie ihr Leben als Märenerzähler dransetzen müssen, um ihr nacktes Leben zu erhalten: Herren von Adel, deren Ahnen einst mit gesenkter Lanze den Kaufleuten in Pelzen auflauerten, und deren Enkel nun, in der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die ererbte Rauflust mit ihrer Feder befriedigen müssen, damit die Frauen der Händler, deren Väter ihre Väter einstens niederwarfen, die leere Langeweile ihrer Seele nicht empfinden; Schmöcke und Schmierer, deren Geist trieft vom unsäglich gemeinen Schmutz jener Stadt im Norden, die mein Freund Friedrich Nietzsche einst die ‚bunte Kuh' geheißen, und allerlei Weiber beiderlei Geschlechts, die da meinen, die Welt warte auf nichts anderes, als auf die Entschleierung eines – Tieres. Doch selbst das stinkendste Federvieh beweist uns nur eines: daß die Menschheit eher des Brotes als ihrer Märchenerzähler entraten kann. Und dieses Behagen an stillen und lauten Mären war schon uralt, als mir meine Ahne, die Zeit, die ersten Märchen erzählte und mit dem Wackelkopf versonnen dazu nickte. Zwar, wir sind alt geworden, guter Freund, und wir haben gelernt, daß auch die Mären, wenn nicht ihren Sinn, so doch die Schuhe wechseln, auf denen sie einherlaufen oder tanzen. Du schüttelst deinen Kopf? Weißt du es nicht, mein stillster Freund, daß dieser Welt, wo leider Gott und die Götter voll schwärender Tücke schweigen, eine Welt der Händler geworden ist, in der alles, Leib und Seele, Natur und Geist, nur als Ware dient? Als jüngst auf dem Wunnihuner Gerichtsmarkt die schönste Enkelin Phrynes ihre rosigen Reize enthüllte, verstummten die Richter nicht, wie einst im klassischen Athen, sondern schätzten, mit der Zunge schnalzend, den Wert der Schönheit in barem ab, und ein lockiger Jüngling von achtzehn Jahren schlug vor, diese gangbare Fleischware durch die Gründung einer Gesellschaft mit beschränk-

ter Haftung zum allgemeinen Besten auszunützen. Da hast du den Wandel der Zeiten! Die braven Wunnihuner – und wer ist heut kein solcher? – rücken gelassen den Hafen, in dem ihr Leibgericht schmort und brodelt, an die Glut des Weltenbrandes und schreien wie unartige Kinder, wenn ihnen die fressende Flamme die langen Finger verbrennt. Die Schlauesten aber lachen, man müsse aus allem das Beste machen, und wenn ein Sauertopf behauptet, man werde nicht satt von Bettelsuppen, so weisen sie auf ihre strotzenden Bäuche und sagen: ‚Wir essen nichts anderes! Unsere Väter haben nichts anderes gegessen, und unsere Kinder sollen nichts anderes essen!' Und sie werden ihr Wort halten, das Wort der ehrenwerten Bürger, denen der Geist nur Achtung einflößt, wenn er Schätze aufweist oder wie die Spitze eines Schwertes blinkt und Blut und Eisen fordert. Die Götter starben, weil sie von Nektar und Ambrosia lebten und als Lachende über dem Dasein standen; doch seit die Dichter von einem heiligen Lachen träumen, weiß die Geschichte von keinem Bettelsuppenfresser zu melden, daß er am Hungertyphus oder an Geistesschwindsucht starb, und die Dauer ganzer Geschlechter beweist die Richtigkeit seiner Lebensführung.

Ich aber, Wunnibald, der Märchenerzähler, ich sitze da an meiner Mauer zwischen zwei Paradiesen, dem alten und dem neuen, und wenn, was alle Jubeljahre einmal geschieht, ein Wunnihuner zu mir kommt, um seinen Seelenhunger zu stillen, so erhält er meine ersessene Weisheit, wie Kraut und Rüben durcheinander, in stachelnden Fragen: Weißt du, daß die Zeuskette, an der dieser unser Stern hängt und alle Ereignisse einherziehen, ein Meisterwerk göttlicher Schmiedekunst ist? Und daß die Edelsteine, die das Schlangengelock der unsterblichen Medusa durchfunkeln, aus dem Schmutz des Elends aller Tiefen zusammengeronnen sind? Und daß wir nichts teurer bezahlen müssen, als das Lachen eines Welten-

richters? Und daß man von den Wahn- und Gaukelbildern der eigenen Seele so satt und fett werden kann, wie der Sektsäufer Falstaff, der seines Herrgotts Rekruten als Kanonenfutter ausmusterte und in einem Freudenhause jene urgemeine Philosophie zum besten gab, an der sich die Menschheit seit Jahrhunderten wie an der erlesensten Feinkost ergötzt?

Doch, so gern ich frage, Antwort will ich keine: ich sehe meinem Gaste nur ins Auge, und wenn sein Blick nach innen geht, erzähle ich ihm eine meiner Mären, die wahrer sind als alles, was wirklich unter der Sonne geschieht, wo ein herabfallender Dachziegel oder Mörtelkübel aller Gerechtigkeit zu spotten scheint. Und wenn es den Lauscher fröstelt, schenk ich ihm eins der Gewänder, das auf meinen Webstühlen im weiten Raum alles Geschehens gewoben ward; denn die Seelen, die da, beschwert oder beschwingt, auf ihrem dunklen Weg an mir vorüberkommen, gehen samt und sonders in geborgten Kleidern einher, und keine schämt sich dessen. Die Stoffe, aus denen tausend und abertausend Hände diese Seelenkleider schneidern, entsprechen tausend Gelüsten: die einen gehen voll festlichen Jubels, in Gold und Seide, einher, und die andern, die Armen und Hungerleider im Geiste, huschen in Hudelfetzen vorüber und merken ihre Blößen nicht. Weißt du's nicht: ich bin, so nebenbei, der Weltschneider von Wunnihun und weiß, daß auch in meinem Paradiese nur wenig Seelen nackt einhergehen und die Brautkleider des Glücks nicht immer göttliche Glieder verhüllen! Jawohl, ich bin der Weltschneider von Wunnihun und ahne, daß die Götterdämmerung der Welt nicht mit den Händen der rosenfingerigen Eos den Lorbeerkranz für Heldenstirnen flechten wird!

Doch in deinen Augen lese ich eine stille Frage: Du möchtest wissen, ob ich meines Sinnens und Erzählens niemals müde werde? – So erfahre denn: erst wenn der letzte Wunnihuner in Sack und Asche dort vorübergeht,

erheb ich mich, um eine andere Stadt oder einen anderen Stern zu suchen, wo es sehnende Herzen und laufende Brunnen unter Linden vor dem Tore gibt. Doch bis dahin hat es gute Weile: dein Freund, der meinen Vornamen trägt, sorgt dafür, daß das lustige Leben in meiner Stadt nicht ausgeht wie ein Grabkammerlämpchen, und diese Unsterblichkeit des Menschentiers verbürgt mir auch die meinige. Du aber, mein lieber Freund und Dichter, merke dir, daß ich nicht allein Erzähler, daß ich auch Hörer bin: wenn immer einer vorübergeht, in dessen Seele Wille und Schicksal eben einen Knoten schürzen wollen, ruf' ich ihn mit einem Wink an meine Seite, und was ich da vernehme, das erzähl' ich nur den Auserwählten: Gottes Wasser über Gottes Land sind eine Flut, die am schönsten wogt, wenn sie bis an die Herzen steigt; doch heiliger noch ist jene Meeresstille, die stiller sein kann als eine Stille voll heiliger Donner – – –«

Ich fuhr auf: vor mir stand der Geheime Hofrat Wunnibald Scherzlgeiger und sagte, tief aufatmend: »So, nun wär ich wieder frei. So geht's uns armen Aktenwälzern: selbst wenn wir mit einem Freund bei einem anständigen Glas zusammensitzen, kommt der bewußte Amtsschimmel – oder ist's gar ein Esel? – daher und will sein täglich Futter haben: Spreu und Haber! Ich werde auf Pfingsten meine Entlassung nehmen –«

»Wollen Sie dann eine Neuauflage der „Polypen" veranstalten?«

»Soll ich auf meine alten Tage ein Tintenfisch werden und noch einmal das Wässerlein trüben, in dem mein winziges Schifflein schwimmt? Ich werde meine zwei Sterne fragen – – –«

Das Lächeln aber, mit dem Wunnibald Scherzlgeiger seine Antwort begleitete, war das trübe Lächeln eines Einsamen, und als er mir die Hand zum Abschied reichte, fühlte ich, daß die welke Hand eines Greises in der meinen lag. –

*

Inhalt

Digitized by Google

Wilhelm Weigand

Die Löffelstelze

Roman

5. Tausend

Ostdeutsche Rundschau, Wien: „Wilhelm Weigand ist ein Meister der Prosaepik. In klassischer Ruhe entströmt seiner Feder der Fluß der Erzählung, leidenschaftslos in reinen, scharfen Linien zeichnet er seine Menschen. Und dabei ist alles so kerndeutsch, so bodenständig und ein Humor schwebt darüber, der seine erwärmenden Strahlen aus der deutschen Seele nimmt, die in der Heimat und ihrem Volke den unversieglichen Quell aller Schönheit und aller Lebensfreude gefunden hat und Erde und Menschen mit gleicher Liebe umfängt. Die „Löffelstelze" ist eines jener Meisterwerke deutscher Romankunst, die wir dem bleibenden Schatz deutscher Dichtung einverleiben und etwa neben Gottfried Kellers beste Werke stellen dürfen."

Blätter für Bücherfreunde, Leipzig: „Ein durch und durch vornehmes, gedankentiefes Werk, das Lesern von Geschmack ein Ereignis bedeutet."

B. Z. am Mittag, Berlin: „In dem aus Franken stammenden Wilhelm Weigand haben wir einen Epiker großen Stils, einen Kulturpoeten feinsten Verantwortungsbewußtseins, haben wir einen so zarten, innigen Lyriker und so melodiösen Sprachmeister, daß seine Werke unter die vorbildlichen Schöpfungen unserer Zeit zu rechnen sind."

Westermanns Monatshefte, Berlin: „Wieder erfreuen wir uns an dieser ruhigen Gelassenheit des Erzählens, die ihrer selbst so sicher ist, wieder bewundern wir die weltmännische Klugheit und Lebensweise, die so viel Form mit so viel Behagen, so viel Ernst und geistiges Gewicht mit so viel Humor und Leichtigkeit verbindet und der Wirklichkeit so nahe bleibt, ohne sich irgendwie zu ihrem Knecht zu machen."

Hochland, München: „Es ist ein Buch zum Warmmachen, ein Buch von Edelreife, wie es naturgemäß sehr selten ist."

Georg Müller Verlag, München

Wilhelm Weigand

W e i n l a n d

Novellen aus Franken

6. Tausend

Das literarische Echo: „Was ich an den Weigandschen Novellen so liebe, ist nicht allein die äußere Form, sondern es ist eigentlich vielmehr die Gegend, in der sich die Geschichten abspielen, und deren Luft und Geist und deren alte Kultiviertheit, deren ganze klare Schönheit hier so hell und fein sich widerspiegelt. Es ist das Land am oberen Main und an der Tauber. Wie es sich hier widerspiegelt, muß jeden bezaubern."

Kreuzzeitung, Berlin: „Es leuchtet seelenzartes Lächeln aus den von Schönheit schimmernden Seiten der Novellen, in denen ein immer sicheres Sprach- und Formkönnen Gebilde von unvergänglicher Erlebniskraft schuf. Die Schulung der edelsten aristokratischen Kultur, die Europa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besessen, war Weigand schon seit seinen Jugendtagen persönliches Eigentum geworden."

Soeben erschien:

W u n n i h u n

Ein Münchner Roman

Zwei Bände

Georg Müller Verlag, München



Google


Digitized by Google